

Die Armutslüge

Wie Europas Krisenländer ihre
Vermögen verstecken



Spanien / Kanaren € 5,70
Thailand Baht 430,-
Türkei TL 14,50
Ungarn Ft. 1.790,-

Portugal (cont.) € 5,60
Schweden skr 64,-
Slowenien € 5,60
Spanien € 5,60

Japan (inkl. tax) Yen 1.785,-
Malta € 5,90
Norwegen NOK 65,-
Polen (ISSN 00387452) zł 31,-

Griechenland € 6,-
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 82,-
Italien € 5,60

Belux € 4,90
Dänemark dkr 45,-
Finnland € 7,-
Frankreich € 5,60

Österreich € 4,70
Schweiz sfr 7,30

PSYCHOPATHEN
Wer macht Karriere – und
wer wird zum Mörder?



BOSS 0510/S HUGO BOSS AG Phone +49 7123 940

BOSS
HUGO BOSS

SHOP ONLINE [HUGOBOSS.COM](https://www.hugoboss.com)

Hausmitteilung

15. April 2013 Betr.: Afghanistan, Psychopathen, Einwanderung, „Dein SPIEGEL“

Für SPIEGEL-Redakteurin Nicola Abé begann die Vorbereitung auf ihre Reise nach Afghanistan mit dem Besuch in einem Hamburger Geschäft für islamische Mode. Abé kaufte eine Abaja, ein schwarzes Gewand, das vom Hals bis zu den Füßen reicht. Außerdem einen Gesichtsschleier, den Nikab. In der Hauptstadt Kabul



Abé in Kunduz

benötigte sie den Schleier noch nicht, da genügte Abé ein einfaches Kopftuch. Während der Fahrt über Land war sie aber froh, unter ihrem Schleier nicht sofort als Ausländerin erkannt zu werden: „Man wird praktisch unsichtbar.“ In Kunduz traf sie Übersetzer, die einmal für die Bundeswehr gearbeitet hatten – und deshalb bei den Taliban als Verräter gelten. Nun haben die Dolmetscher Angst vor Rache (Seite 86).

Der britische Psychologe Kevin Dutton beschreibt in einem Buch, was einen Psychopathen ausmacht – und was gewöhnliche Menschen von ihnen lernen können. Beim Gespräch mit Dutton unterzog sich SPIEGEL-Redakteur Frank Thadeusz einem Test, der psychopathische Tendenzen aufzeigen soll. Ergebnis: Thadeusz muss sich keine Sorgen machen, er liegt im Schnitt der Bevölkerung. Allerdings: In der Kategorie „sozialer Einfluss und Manipulation“ erhielt er 24 von 28 möglichen Punkten. Dutton fand das nicht schlimm: „Die Fähigkeit, den Gesprächspartner zu beeinflussen, müssen Sie als Journalist wohl haben“ (Seite 110).

Aus den EU-Ländern Bulgarien und Rumänien kommen Tausende Menschen ins Land, deutsche Firmen setzen sie als Scheinselbständige ein: für schmutzige Jobs, zu Niedrigstlöhnen und oftmals ohne Krankenversicherung. In Frankfurt am Main stießen die SPIEGEL-Redakteure Özlem Gezer und Matthias Bartsch auf den Bulgaren Biser Rusev, einen ehemaligen Ziegenhirten. Rusev war von Schleppern nach Deutschland geholt und im Bahnhofsviertel als Arbeiter an ein Chemiewerk vermittelt worden. Nach einem Sturz während der Nachtschicht liegt er in einer Frankfurter Obdachlosenunterkunft – die notwendige Operation will ihm niemand bezahlen, er selbst kann es nicht. Am meisten erstaunte die Redakteure, dass Rusev trotz seiner Lage noch immer an eine Zukunft in Deutschland glaubt. Er wolle so lange bleiben, bis er wirklich alles versucht habe, sagte er (Seite 48).

Kinder haben eine genaue Vorstellung davon, welche Turnschuhmarke sie bevorzugen, welches Logo auf dem Hemd zu sehen sein muss und in welchen Klamotten sie auf gar keinen Fall in die Schule gehen wollen. „Dein SPIEGEL“, das Nachrichten-Magazin für Kinder, erklärt in der Titelgeschichte, wie Modefirmen solche Markenbedürfnisse wecken – und unter welchen Bedingungen die Kleidung in asiatischen Fabriken hergestellt wird. Außerdem im Heft: Warum angeblich kostenlose Computerspiele auf einmal sehr teuer werden können. „Dein SPIEGEL“ erscheint an diesem Dienstag.



Form. Vollendet.

Warum WeberHaus bei Architektur und Planung tonangebend ist? Weil wir Design und gesunden Menschenverstand zusammenbringen. Wir finden: Im eigenen Zuhause ist kein Platz für Kompromisse.

Mehr formvollendete Häuser auf www.weberhaus.de

WeberHaus®
Die Zukunft bauen



In diesem Heft

Titel

Armes Deutschland, reicher Süden – wer zahlt die Schulden der Krisenländer? 64

Deutschland

Panorama: Putin verschärft Konfrontationskurs mit Deutschland / Bundesanwaltschaft weitet NSU-Ermittlungen aus / Hilfe für Bergbauopfer 13

Koalition: Der Quotenstreit wird zum Glaubwürdigkeitstest für Ursula von der Leyen 18

Kommentar: Warum die Frauenquote jetzt kommen muss 20

CDU: SPIEGEL-Gespräch mit Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier über die Schwierigkeiten, sich zu konservativen Werten zu bekennen 22

Schicksale: Christian Wulff weiß, dass er in der Öffentlichkeit kaum noch eine Rolle spielen kann 25

Was ist die Anklage der Staatsanwaltschaft gegen den Ex-Bundespräsidenten wert? 28

Atomüll: In den Ländern wächst der Widerstand gegen Peter Altmaiers Endlager-Deal 30

Finanzen: Interview mit EU-Kommissar Semeta über den Kampf gegen Steuerparadiese 34

Vorbilder: Taugt Margaret Thatcher als feministische Ikone? 36

Bildung: Was macht Schüler erfolgreich? – Gute Lehrer! 38

Proteste: Die Nackt-Demonstrantinnen der ukrainischen Aktivistengruppe Femen fallen auch in Deutschland auf 42

Strafverfolger: Mehr Kompetenzen für den Generalbundesanwalt schon bei vagem Terrorismusverdacht? 44

Karrieren: Eine Studie beleuchtet die Nazi-Vergangenheit der Meinungsforscherin Noelle-Neumann 46

Verkehr: Warum eine Bahnkundin, die keinen deutschen Pass hat, aus dem Zug geworfen wurde 47

Zuwanderer: Seit Monaten bittet ein EU-Migrant nach einem schweren Arbeitsunfall um eine Operation 48

Gesellschaft

Szene: Eine Schülerin auf Madagaskar begegnet Katy Perry / Therapeut Schmidbauer über die van der Vaarts 52

Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Pfarrer seiner Gemeinde zu Geld verhalf 53

Altern: Der 50-jährige Boxer Andreas Sidon riskiert im Ring sein Leben 54

Haare: Die Eigenhaartransplantation des Fußballtrainers Jürgen Klopp 59

Ortstermin: An einer Hochschule in Sachsen-Anhalt wird das Internet erforscht 60

Wirtschaft

Trends: BaFin verlangt von Deutscher Bank personelle Konsequenzen / Geldspielautomaten boomen / Öko-Siegel helfen wenig 62

Fluggesellschaften: Was die Lufthansa mit ihrem Billigableger Germanwings plant 72

Banken: SPIEGEL-Gespräch mit Commerzbank-Chef Martin Blessing über den Einfluss des Staates und Boni für Vorstände 74

Umwelt: Die schlechte Öko-Bilanz der Mehrwegflasche 77

Essay: Buchautor Gabor Steingart fordert eine Entflechtung von Finanzindustrie und Politik ... 78

Weltwirtschaft: Japans Regierung glaubt an die heilende Kraft billigen Geldes 82

SIMONE M. NEUMANN

In der Quoten-Klemme

Seite 18

Seit Jahren profiliert sich Ursula von der Leyen als Befürworterin einer Frauenquote. Jetzt könnte sie im Bundestag dafür stimmen. Wagt die Ministerin den Affront gegen Kanzlerin und Koalitionspartner?

Ewige Strafe

Seite 25

Altbundespräsident Christian Wulff setzt darauf, dass der Vorwurf der Bestechlichkeit in sich zusammenfällt. Doch er weiß, dass eine Rückkehr ins öffentliche Leben auch nach einem Freispruch schwierig wird.

Leih mich!

Seite 140

Bei Streaming-Diensten wie Spotify erwirbt der Kunde keine Songs mehr, sondern er leiht sie. Der Musikindustrie machen sie Hoffnung auf steigende Umsätze. Bislang können sie die Verluste im CD-Verkauf jedoch nicht auffangen.



Boxer Sidon in Las Vegas

Duell mit der Angst

Seite 54

Der Boxweltmeister Andreas Sidon ist 50 Jahre alt, und seine Ärzte warnen ihn davor, noch einmal in den Ring zu steigen: Er könnte im Kampf sterben, seine Halsschlagader ist lädiert. Aber Sidon gibt sich nicht geschlagen. Er will der Welt beweisen, dass er sich über alle Bedenken hinwegsetzen und noch immer siegen kann.

Verlassene Freunde

Seite 86

Wenn die Bundeswehr abzieht, werden wohl rund 1700 Helfer der Deutschen wie der Dolmetscher Abdul Sakhizada in Afghanistan zurückbleiben. Die Taliban wollen sie töten, von Deutschland fühlen sie sich im Stich gelassen.

Die weiche Lady

Seiten 36, 92

Margaret Thatcher war die erste Frau an der Spitze einer großen westlichen Demokratie, wurde aber von Feministinnen angefeindet. Der ehemalige „Guardian“-Chef Peter Preston erlebte, wie sie ihre weichen Seiten verbarg.

Karrieretipps vom Psychopathen

Seite 110

Seelenkundler glauben, dass viele erfolgreiche Manager, Politiker und Geistliche Wesenszüge von Psychopathen aufweisen. Ein britischer Psychologe empfiehlt, von der Furcht- und Skrupellosigkeit der Gestörten zu lernen.

Die Türme des Geldes

Seite 134

Sie ragen hoch in Frankfurts Himmel, die zwei gegeneinander verdrehten Türme der Europäischen Zentralbank (EZB). Der Neubau ist das Werk von Wolf D. Prix, Kopf des Wiener Architekturbüros Coop Himmelb(l)au. Der Fan des FC Barcelona will bauen, wie Lionel Messi Tore schießt: ernsthaft, aber auch elegant und verspielt.



Ausland

- Panorama:** Südkorea nähert sich Peking an / Der libysche Oppositionelle Ahmed Schibani fordert die Anerkennung Israels 84
Afghanistan: Bundeswehr überlässt Helfer der Rache der Taliban 86
Griechenland: Finanzkrise hilft gewalttätigen Neonazis 90
Nachruf: Der ehemalige „Guardian“-Chef Peter Preston über seine einstige Gegnerin Margaret Thatcher 92
Russland: Wladimir Putins falsche Doktoren ... 93
Brasilien: Folterer der Militärjunta soll vor Gericht gestellt werden 94
Global Village: Ein Genie in Lederjacke und Italiens Desaster 100

Sport

- Szene:** Bundesstiftung schönte Biografien von DDR-Sportfunktionären / Eine tückische Lungenkrankheit verunsichert die Triathlon-Szene 103
Fußball: Warum Chinas Clubs mit Millionengagen Stars ins Land locken 104
Freizeitsport: Der Glaubenskrieg um den richtigen Laufschuh 107

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Ostfrauen leben gesünder / Riesenkäfer im Windkanal 108
Psychologie: Karrierist statt Killer – was wir alle von Psychopathen lernen können 110
Automobile: BMW baut das erste Straßenauto mit Carbonkarosserie 114
Waffen: Machen Laserkanonen die US-Kriegsschiffe unbesiegbar? 115
Landwirtschaft: In Dresden soll eine Hochhausfarm entstehen 116
Erziehung: Der Soziologe Hans Bertram erklärt, warum viele deutsche Kinder so unglücklich sind 117

Kultur

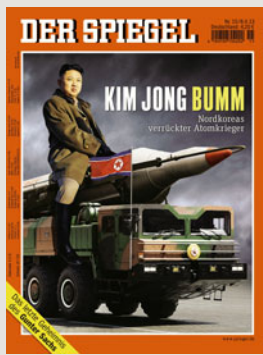
- Szene:** Die Pleite des Ex-Baulöwen Jürgen Schneider kommt auf die Bühne / Die erste Kunst-Biennale im Netz 118
Hollywood: „American Psycho“-Autor Bret Easton Ellis twittert nun skurrile Miniaturen und dreht einen düsteren Film über Los Angeles ... 120
Zeitgeschichte: Vor 80 Jahren musste Erich Kästner zusehen, wie seine Bücher von den Nazis verbrannt wurden 124
Autoren: Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa polemisiert gegen den Niedergang der Kultur ... 128
Bestseller 131
Architektur: Der Wiener Wolf D. Prix entwarf den Neubau der EZB in Frankfurt am Main – die Geldtürme sollen aussehen, wie der FC Barcelona Fußball spielt 134
Literaturkritik: Der Schauspieler Joachim Meyerhoff beschreibt seine Kindheit als Sohn eines Psychiatrie-Direktors 136

Medien

- Trends:** Datenschutz-Antipreise für Google und Apple / Offene Briefe beim NDR 139
Musikmarkt: Spotify verleiht erfolgreich Songs übers Netz 140
TV-Sender: RTL schwächelt 142

- Briefe** 6
Impressum, Leserservice 144
Register 146
Personalien 148
Hohlspiegel / Rückspiegel 150

Titelbild: Montage DER SPIEGEL; Fotos Wildlife, Mauritius [M], Fotofinder, FIOOnline



SPIEGEL-Titel 15/2013

„Bei der Betrachtung Ihres Titelbildes fiel mir spontan ein bekannter Spruch ein: ‚Da sitzt er nun (sitzen wir nun) mit der Bombe in der Hand und dem Neandertaler-Verstand.‘“

HANS PETER BAUER, SCHLAT (BAD.-WÜRTT.)

Ein bitterer Nachgeschmack bleibt allenthalben: die Erkenntnis, dass mittlerweile jeder kleine Diktator oder Kriegsfürst die einstige Weltmacht USA vor sich hertreiben und an der Nase herumführen kann.

FLORIAN SCHMIDT, SINGAPUR

Haben die Weltmächte seit 1933 immer noch nicht gelernt, einem verrückten Diktator seine Grenzen zu zeigen, bevor er die Welt in Brand steckt? Oder glauben sie noch immer, mit ihm ihre Machtspiele treiben zu können, bis es zu spät ist?

JÜRGEN RITSCHER, GARDING (SCHL.-HOLST.)

Vor kurzem habe ich Nordkorea besucht. Die Menschen dort sind auch wegen ihrer Lebensumstände zu bedauern. Gefährliche Eskalations- und Bedrohungspolitik dürfte in den existentiellen Ängsten des Regimes begründet liegen. Anders lässt sich nicht erklären, dass sogar China, die einzige Schutzmacht für die Souveränität Pjöngjangs, von den Nordkoreanern bewusst und vorsätzlich verprellt wird.

KARL SCHUMACHER, OBERHAUSEN (NRW)

Es drängt sich der Eindruck auf, ein ganzes Volk bereite sich wie eine gehirngewaschene Sekte unter einem paranoiden Führer auf einen kollektiven Selbstmord vor.

ERNST THIENKEN, BREMEN

Warum machen Sie so viel Kriegsgeschrei? Eine kurze Beurteilung der Lage durch einen Leutnant der Reserve, vorgetragen in einem Vierzeiler unter der Rubrik „Hohlspiegel“, hätte gereicht.

DR. FRIEDRICH WILHELM LEPIORZ, HANNOVER
MAJOR D. R.

Nicht nur der Verbleib des ehemaligen Generalstabschefs Ri Yon Ho gibt Rätsel auf. Viele Generäle, die zum engsten Kreis Kim Jong Ils gehörten, sind seit dem Machtantritt von Kim Jong Un nicht mehr gesehen worden. Wurden sie hingerichtet, oder befinden sie sich in den Straflagern? Viele vermuten Ersteres. Kim Jong Un ist wohl nicht nur ein verrückter Atomkrieger, sondern auch ein Psychopath, der vor Massenmorden nicht zurückschreckt.

HELMUT FREUDENTHAL, KIEL

Wer in eine Dynastie hineingeboren wird, die zutiefst von Selbstherrlichkeit, Rücksichtslosigkeit und Größenwahn geprägt ist, wird nicht dazu erzogen, sich an den Schalthebeln der Macht als barmherziger Samariter mit (welt-)politischer Weitsicht zu beweisen! Ich halte Kim Jong Un daher auch nicht für verrückt, wohl aber für einen seelischen Krüppel, gefangen in seiner pervertierten Machtwelt, die für jeden Andersdenkenden wie -fühlenden eine Gefahr darstellt und deshalb auch niemals unterschätzt werden darf!

RÜDIGER REUPKE, ISENBÜTTEL (NIEDERS.)

Nr. 15/2013, Kim Jong Bumm – Nordkoreas verrückter Atomkrieger

Das Ultimatum einer Maus

Selten so gelacht wie über das Titelbild: Der Bubi auf seinem Bobbycar mit dem Riesenpenis zwischen den Beinen. Herrlich. Freut mich auch, dass nach Jahren des „Freud-Bashings“ die Sexualsymbole des Alten zur Kennzeichnung extremer Persönlichkeiten wieder zu Ehren kommen.

DR. HENRICH HÜNEKE, HEIDELBERG

Das Titelbild ist plump. Nicht der Gesichts- und Körperform des Herrn Diktators Kim Jong Un wegen, sondern weil jedweder subtile Witz fehlt.

NICOLAI POGADL, BLAUSTEIN (BAD.-WÜRTT.)

Gute Titelgeschichte, aber das Titelbild musste nicht sein. Das könnte so auch als Überschrift in der „Bild“-Zeitung stehen. Und Sie müssen zugeben: Dann ist es für den SPIEGEL nicht geeignet.

JOSCHA LAUBACH, KARLSRUHE

Toller Titel! Der spätpubertierende, schwammige Möchtegern, sitzend auf einem Riesenphallus, wäre einen Lacher wert, wenn der einem nicht angesichts seines hungernden Volkes und der irren atomaren Kampfansage im Hals stecken bliebe.

MECHTHILD HANISCH, SCHLANGENBAD (HESSEN)

Das Titelbild erinnert an den Ritt des Barons Münchhausen auf der Kanonenkugel. Laut der Geschichte sollte der Gegner ausprobiert werden. Der Baron kehrte unverrichteter Dinge wieder zurück. Kim Jong Un wird es genauso ergehen.

CLAUS E. DÜRKE, KONSTANZ

Dass man seit Ende des Kalten Krieges jahrelang versäumt hat, Nordkorea einzudämmen und das Regime dort wegen der nach innen und außen begangenen Verbrechen öffentlich anzuklagen, ist nicht mehr zu ändern. Aber der bisherige Glaube, dass eine Koexistenz zwischen

Nordkorea und dem Rest der Welt möglich sei oder dass sich das Problem irgendwie von selbst erledige, muss endlich aufgegeben werden.

JENS HÄTTY, SEOUL (SÜDKOREA)



Nordkoreanische Soldaten

Die Interpretation der Drohungen des Diktators gegenüber der Welt im Allgemeinen und den USA und Südkorea im Besonderen als Zugeständnis an die Militärs zu werten, um den Rücken für Wirtschaftsreformen freizubekommen, ist wohl nur westliches Wunschdenken. Die Drohungen des Diktators sollten ernst, sehr ernst genommen werden.

STEFFEN DUCK, GRASLEBEN (NIEDERS.)

Wenn die Maus ein Ultimatum stellt, sollte man den Colt im Halfter lassen. Auch wenn sich ein vorlauter und halbstarker junger Spund zu einem weltweiten Kim Jong Un-geheuer aufbläst, bleiben die realen Machtverhältnisse immer noch intakt. Im Fall von Tollwut ist es allerdings entscheidend, dass die weltgrößte Militärmacht vor Ort eindrucksvoll Flagge zeigt. Falls Experten recht haben, nach denen Kims bramarbasierendes Gehabe als Zeichen nationaler Stärke nicht nur nach außen, sondern vor allem auch innenpolitisch als Monument eines genialen Nachwuchsführers wirken soll, müssten die USA hier mal wieder die milliarden-schwere Zeche zahlen.

ERWIN KOCH, HAMBURG

Kneipp®

Wirkt. Natürlich.

Baden Sie in der
Crème de la Crème der Pflege.



Die neue Dusch- und Badeserie „Sinnliche Verführung“ von Kneipp®.

Verwöhnen Sie Ihre Sinne nach einem anstrengenden Tag mit der Serie „Sinnliche Verführung“. Die natürliche Formel der Cremedusche umschmeichelt Ihre Haut mit wertvollem Arganöl und Feigenextrakt. Gleichzeitig verführt ein feiner Feigenduft und lädt Sie herzlichst dazu ein, sich einfach ganz gepflegt zu entspannen. www.kneipp.de

*Nielsen LEH und DM Deutschland, MAT Dezember 2012, Wert in Euro, Badezusätze total Marken



Jetzt QR-Code einscannen
und Gratisprobe sichern.



80 HOURS ON YOUR SIDE



**TISSOT LUXURY
AUTOMATIC**
Gangreserve von 80 Stunden

**IN TOUCH
WITH YOUR TIME**

**T+
TISSOT**
SWISS WATCHES SINCE 1853
INNOVATORS BY TRADITION

160th | ANNIVERSARY
1853 - 2013

Get in touch at www.tissot.ch

790€ Unverbindliche Preisempfehlung

Briefe

Nr. 14/2013, Expedition in das
verschlungene Reich der Deutschen Bahn

Trändrüsige Lulligkeit

Bei aller Hinwendung zu Themen wie Unpünktlichkeit der Personenzüge oder fehlenden Rühreiern in Speisewagen haben Sie Herrn Grube im Hinblick auf seine Absicht, mit der Bahn Umweltvorreiter zu werden, eine entscheidende Frage nicht gestellt: Wie können Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten, dass über 80 000 vielfach völlig veraltete Güterwagen der Deutschen Bahn AG, mit Bremsen von vorgestern, oft mit Gefahrgut beladen, Tag und Nacht, an Sonn- und Feiertagen, mit mehr als 80 Kilometern pro Stunde und über 100 Dezibel unerträglichem Lärm an den Häusern Hunderttausender Bahn-Anwohner vorbeifahren? Obwohl Ihnen längst bewusst ist, dass Sie damit die Gesundheit dieser Menschen massiv angreifen und deren Lebensqualität, Umwelt und Heimat zerstören?

ROLF PAPAN, WEISSENTHURM (RHL.-PF.)

Fast möchte man Mitleid mit der armen Tante DB bekommen, die es doch nur gut meint und von allen Knüppel zwischen die Beine geworfen bekommt. Nur ein harter Einwand, um aus dieser trändrüsigen Lulligkeit wieder herauszukommen: Wie katastrophal kaputt im Ansatz muss eigentlich eine Zugsteuerung sein, die im Moment des Bremsbefehls erst einmal 1,6 Sekunden überlegt, welche Bremse sie anwerfen soll? Und wie verwegen ist die Idee, diese jemandem zur Zulassung vorzulegen? Und wieso merken das alle wieder erst am Ende?

DANIEL PLASA, AMMERBUCH (BAD.-WÜRTT.)

Bei einem derart komplexen und komplizierten System muss es zu Störungen und Pannen kommen. Nur durch ein erheblich verbessertes Informationssystem kann der Frust bei den auch in Zukunft von Verspätungen und Pannen betroffenen Reisenden abgebaut werden.

RUDOLF ZECHNER, LÖRRACH (BAD.-WÜRTT.)

Wenn Rüdiger Grube persönlich bei Kunden anruft, dann löst er tatsächlich Probleme. So geschehen bei mir: Sein Anruf hat mir ein lästiges Hin und Her mit der Beschwerdestelle der Bahn erspart. Ich war und bin über diesen Anruf immer noch sehr positiv überrascht. Ja, ich bin sogar ein bisschen stolz auf den Bahn-Chef.

ACHIM RIESS, EICH (RHL.-PF.)

Die Reisekultur ist der Eisenbahn inzwischen vollständig abhandengekommen: In den meisten Zügen kann man nicht mehr die Fenster öffnen, und anonyme und ungemütliche Großraumwagen ersetzen die komfortablen Abteilwagen. Altes, aber zuverlässiges Lok- und Wagenmate-

rial, also Staatseigentum, wird verschrottet, anstatt es zu behalten oder an private Eisenbahnverkehrsunternehmen zu verkaufen. Und im Güterverkehr mussten etliche Kunden es hinnehmen, dass ihre privaten Gleisanschlüsse stillgelegt wurden, weil es die DB für nicht rentabel hält, einzelne Waggons zuzustellen.

CORNEL NUSSBAUM, WILlich (NRW)



CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Bahn-Kunden

Ich habe volles Verständnis für Zugausfälle und Verspätungen aufgrund höherer Gewalt. Aber die Masse an Stellwerk-, Weichen-, Signalstörungen und sonstigen „Verzögerungen im Betriebsablauf“ lässt bei mir eher die Vermutung aufkommen, dass die Bahn AG immer noch zu viel bei Personal und Investitionen spart.

SIMON ROCK, NETPHEN (NRW)

Mich hat die Bahn bereits durch die Abschaffung des Kurswagensystems verprellt. Dieses für den Reisenden äußerst komfortable Prinzip, bei dem er keine Probleme mit Anschlüssen und Umsteigen hatte, sondern bis zum Zielbahnhof durchgereicht wurde, ist für die heutige Technik nicht mal mehr im Traum darstellbar.

ROLF ROSSBACH, HAMBURG

Solange die Bahn nicht als Infrastrukturunternehmen begriffen wird, sondern weiterhin als ein Unternehmen mit der Maxime betriebswirtschaftlicher Optimierung, und gewinnorientiert agiert, wird eine Verbesserung der Zuverlässigkeit des Schienenverkehrs nicht eintreten.

ROLAND HIRSCH, DORTMUND

Wer einmal in Japan erlebt hat, dass Züge nicht nur deutlich schneller und sekundengenau fahren, sondern auch der Wagenstandsanzeiger immer stimmt, die Züge zentimetergenau an jener Stelle halten, wo die Türen zu den jeweiligen Bereichen des Zuges am Bahnsteig eingezeichnet sind, wird sich wundern, warum die Deutsche Bahn dies nicht schafft. Ach ja, anstatt den Zug zu wenden und dafür eine halbe Stunde den ganzen Zug durch die Gegend zu fahren, dreht man in Japan der Einfachheit halber die Sitzreihen in Sekundenschnelle um 180 Grad.

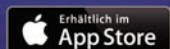
ULRICH KREYE, HAMBURG

Wer erfolgreich wirtschaften will, braucht nicht nur gute Ideen, sondern auch gute Bedingungen. Wie die in Thüringen. Die zentrale Lage in der Mitte Europas, die leistungsfähige Infrastruktur, die Industriegroßflächen, die Wissenschafts- und Forschungsinstitute und nicht zuletzt die Menschen, die etwas bewegen wollen: Das alles macht Thüringen zu einem der attraktivsten Investitionsstandorte in ganz Europa. Und zu einem Land des Unternehmertums. Hier erfahren Sie mehr: www.das-ist-thueringen.de oder unter +49 (0) 361 5603470.

Freistaat
Thüringen 
Hier hat Zukunft Tradition.

Das ist Thüringen.

Sydneys Oper kann sich nicht nur sehen, sondern auch hören lassen.
Dank 3-D-Audio-Lösungen der IOSONO GmbH Erfurt.
Thüringen. Raum für Ideen. Platz für Entwicklung.



Die neue Thüringen-App für iPad
und alle Android-Geräte.

Thüringer Ministerium für
Wirtschaft, Arbeit und Technologie

Nr. 14/2013, Mit der umstrittenen Vergabe der Prozessplätze hat das NSU-Verfahren noch vor Beginn seinen ersten Skandal

Nachhilfe in Sachen Sensibilität

In seiner Pressemitteilung vom 26. März hat das Gericht die Gründe dargelegt und klargestellt, dass die Auswahl der Medienvertreter nach objektiven und überprüfbaren Kriterien zu erfolgen habe und die Entscheidung, Akkreditierungsgesuche in der Reihenfolge des Eingangs zu berücksichtigen, dem entspreche. Das



Gerichtssaal des NSU-Verfahrens in München

Gericht ging davon aus, die hier tätigen türkischen Medien seien des Deutschen mächtig und mit den Gepflogenheiten vertraut. Lediglich die vielen Medienkritiker sehen das anders. Dies lässt sich nur mit dem tiefverwurzelten Vorurteil erklären, die Südländer nicht ernst nehmen zu müssen: Die muss man an die Hand nehmen. Dass auch Sie dem Vorurteil anhängen, erschüttert mich.

RAINER WEHN, GRÄFELFING (BAYERN)

Man stelle sich vor, die von der NSU-Terrorzelle ermordeten Migranten wären jüdische Mitbürger gewesen. Wetten, dass es dann genug Sitzplätze für die israelische Presse im Münchner Gerichtssaal geben würde?

PROF. DR. WALTER SIMON, BAD NÄUHEIM

Nicht genug, um welchen Fall es hier geht. Nicht genug, was zehn Jahre zuvor versäumt wurde. Nicht genug, wie viele der Opfer zu Tätern abgestempelt wurden. Nicht genug, dass Deutschland eine bit-

tere Historie hat. Diese Herren Richter aus Bayern, die „im Namen des Volkes“ zu entscheiden haben, brauchen unbedingt juristische Nachhilfe in Sachen Sensibilität und Globalisierung im medialen Zeitalter.

MAXIME HEINECKER, SCHENEFELD (SCHL.-HOLST.)

Nr. 14/2013, In Halle kandidiert ein Schwarzafrikaner für den Bundestag

Klischees vom Osten

Ich wohne seit zehn Jahren in Halle, ordne mich dem linken Spektrum der Stadt zu und beobachte die rechte Szene sehr genau. Ja, es gibt rechtsradikales und rassistisches Gedankengut, gegen das man sich engagieren muss – aber niemals ist Halle „eine Hochburg Rechtsradikaler“.

UWE MAESER, HALLE

Wie billig, das Klischee vom braunen Osten zu bedienen – wie falsch, Halle als eine der „Hochburgen des Rechtsradikalismus“ zu bezeichnen. Der Artikel strotzt nur so von hohlen Phrasen. Man sollte doch meinen, dass Sie genug Zeit hatten, sich mit den nun wirklich nicht mehr neuen Bundesländern etwas differenzierter auseinanderzusetzen.

BERNHARD SPRING, HALLE

Haben Sie sich mal gefragt, wie Herr Diaby in seine Position gekommen ist? Er wurde gewählt! Und zwar von Halensern, denen seine Hautfarbe egal und seine Kompetenz wichtig ist. Ist es nicht ein gutes Zeichen, dass möglicherweise der erste Schwarzafrikaner im Bundestag im Osten gewählt wird? Dass er eine ausgezeichnete Arbeit leistete und dafür von den Bürgern gewählt wurde?

KAROLINE MAKOSCH, HALLE

Halle ist eine faszinierende Stadt voller Gegensätze: mit einem für die Größe ungewöhnlich vielfältigen kulturellen Leben und zugleich teilweise immensen sozialen Problemen. Dass gerade hier die SPD-Kandidatur Doktor Diabys möglich ist, hätte Ihr Schwerpunkt sein sollen. Oder passt das nicht in das Klischee vom Osten?

DR. CHRISTIAN HAUPT, HALLE

Nr. 14/2013, Südafrika: Die Geschichte von Thambisa, die mit sieben Jahren vergewaltigt wurde

Wo bleibt der Aufschrei?

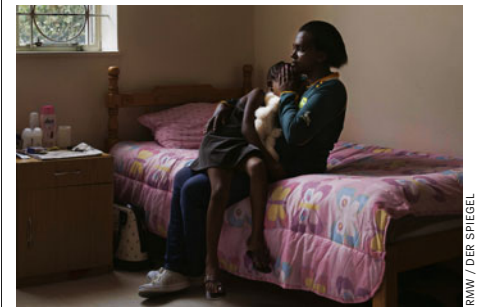
Nachhaltig zutiefst berührt und fassungslos angesichts eines derartigen Ausmaßes von sexueller Gewalt gegen Babys, Mädchen, Frauen, Lesben spreche ich von einem Genozid an Frauen!

MARTINA MANGELS, HAMBURG

Danke dafür, dass Sie dieses Thema publik machen – bitte bleiben Sie dran, damit mehr Menschen von diesem himelsschreienden Unrecht und dieser unendlichen Grausamkeit erfahren! Wo bleibt der weltweite Aufschrei? Pech für die Frauen und Kinder, dass kein feindlicher Staat beteiligt ist, sondern die Vergewaltiger aus dem eigenen Land kommen. Keiner schreitet militärisch ein, keine Wirtschaftssanktionen, keine Ächtung seitens der Uno, kein Tribunal gegen einen Präsidenten, der den Krieg gegen die Frauen in seinem Land nicht beendet, sondern durch sein eigenes Verhalten eher fördert.

VERENA WALTER, BERLIN

Ihr Artikel enthält ein gängiges Stereotyp: Männer begingen diese unaussprechlichen Grausamkeiten, weil sie ihre Rolle



Vergewaltigungsoffer Thambisa, Mutter

des Ernährers verloren haben oder verlieren. Die Wahrheit ist aber, dass sie diese Dinge aus Machtlust tun.

NANCY SCHREIBER, BERLIN

Ganz viel Lob für den Artikel. Insbesondere, dass Sie die Vergewaltigungsproblematik nicht mit dem Fall Pistorius in eine Schublade stecken wie viele andere. Ich habe für eine kleine NGO, die HIV-Prävention betreibt, gearbeitet. Dabei habe auch ich festgestellt, wie sehr das Thema totgeschwiegen wird. Die betroffenen Mädchen und Frauen leben einfach so weiter, als wäre nichts geschehen. Viele müssen täglich den Menschen ins Gesicht schauen, die ihr Leben zerstört haben.

CHRISTOPHER NOWAK, HAMBURG

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de



Aus der SPIEGEL-Redaktion

Die Endlichkeit unserer Existenz ist eine Tatsache, die viele lieber verdrängen. Gemeinsam mit Medizinern, Psychologen und Soziologen betrachten SPIEGEL-Autoren das sensible Thema Sterben und stellen es in Interviews, Porträts und persönlichen Geschichten von verschiedenen Seiten dar. In Kooperation mit der Deutschen Verlags-Anstalt erscheint am 15. April das SPIEGEL-Buch „Das Ende des Lebens. Ein Buch über das Sterben“, herausgegeben von Annette Großbongardt und Rainer Traub. Das Buch kostet 19,99 Euro und hat 288 Seiten; das E-Book ist für 15,99 Euro erhältlich.



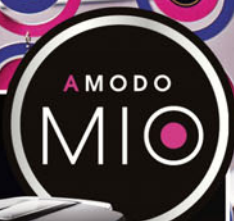
ARMANDO TESTA

LAVAZZA

THE REAL
ITALIAN ESPRESSO
EXPERIENCE

LAVAZZA A MODO MIO.
WÄHLEN SIE DAS ECHTE CAPPUCCINO SYSTEM.

NEU!



Erfahren Sie mehr – 069/63155163
www.lavazzamodomio.com



RADO
SWITZERLAND

**RADO HYPERCHROME
AUTOMATIC CHRONOGRAPH**

MONOBLOC CASE
ENGINEERED IN HIGH-TECH CERAMIC



Putin, Merkel

XIM.GS

RUSSLAND

Ende der Freundschaft

Der russische Präsident Wladimir Putin hat seinen Konfrontationskurs gegen Deutschland verschärft. Der Inlandsgeheimdienst FSB setzte in den vergangenen Wochen russische Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Moskau unter Druck, um an Informationen zu gelangen. Vor einigen Jahren hatte Putin die Abteilung Gegenspionage des FSB noch angewiesen, Aktivitäten gegen deutsche Einrichtungen deutlich herunterzufahren. Diese Zurückhaltung gilt nun nicht mehr. Auch auf anderen Gebieten bahnt sich eine deutsch-russische Eiszeit an. Eine Delegation von CDU-Bundestagsabgeordneten, die in der vergangenen Woche Moskau besuchte, sah sich mit zahlreichen Gesprächsabsagen im letzten Moment konfrontiert. Eine Kreml-nahe Boulevardzeitung mit Millionenaufage zeigte angebliche Nacktfotos der Bundeskanzlerin, das Staatsfernsehen verglich die von Angela Merkel unterstützte Zwangsabgabe auf Bankguthaben in Zypern mit der Enteignung

deutscher Juden während der Nazi-Herrschaft. Der Chef des Auswärtigen Ausschusses des Parlaments, Alexej Puschkow, warf den Deutschen zudem vor, mit dem TV-Weltkriegsdrama „Unsere Mütter, unsere Väter“ den Angriff des „Dritten Reichs“ auf Russland zu verharmlosen und „ein weiteres Mal zu versuchen, die Geschichte umzuschreiben“.

Im Kanzleramt heißt es, die Spannungen zwischen beiden Regierungen hätten durch die Beschlagnahme von Computern bei der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung in Sankt Petersburg Ende März eine neue Qualität erreicht. Merkel ist erkennbar desillusioniert, was die politische und gesellschaftliche Entwicklung in Russland angeht. Man wolle aber keine Brücken abbrechen, heißt es in ihrer Umgebung. Ein zweieinhalbstündiges Abendessen Merkels mit Putin am Rande der Hannover Messe war in der vergangenen Woche in frostiger Atmosphäre verlaufen.



Russisches Magazin-Cover

UMWELT

Staatsbank rettet Klima

Die Staatsbank KfW soll jetzt dem Bund bei der Finanzierung des kriselnden Energie- und Klimafonds helfen. Nach einem Bericht des Bundesfinanzministeriums an den Haushaltsausschuss stellt die Kreditanstalt für Wiederaufbau „angesichts der aktuell sehr guten Ertragslage und ihrer guten Kapitalausstattung“ 311 Millionen Euro bereit. Mit dem Geld werden etwa

Maßnahmen zur Wärmedämmung oder die Förderung von Elektroautos finanziert. Der Klimafonds, ein Schlüsselprojekt der Energiewende, leidet chronisch unter Geldmangel, weil die Einnahmen aus dem Handel mit CO₂-Emissionsrechten weit hinter den Erwartungen herhinken. Laut dem Bericht nimmt der Fonds dieses Jahr nur knapp 890 Millionen statt der geplanten 2 Milliarden Euro ein. Der grüne Haushaltspolitiker Sven-Christian Kindler kritisiert, die KfW werde „geschröpft“ für das „Totalversagen von Angela Merkel beim Klimafonds“.



Kohlekraftwerk in NRW

Deutsche Aufklärungsdrohne
„Heron“ in Afghanistan



RÜSTUNG

Bewaffnete Drohnen aus Israel?

JÖRG GLAESCHER / LAIF

Verteidigungsminister Thomas de Maizière hat die Entscheidung über eine Anschaffung bewaffneter Drohnen verschoben, aber sein Ministerium verhandelt intensiver als weithin bekannt über deren Anschaffung. Auf Anfrage des Linken-Politikers Jan van Aken bestätigte das Ministerium, dass es im vergangenen November und im Februar Treffen mit israelischen Militärs und dem Hersteller der „Heron“-Drohne gab. Unbewaffnet setzt die Bundeswehr dieses Flugobjekt

bereits in Afghanistan ein. Erst kürzlich reiste zudem der Chef der Luftwaffe, Generalleutnant Karl Müllner, nach Israel und ließ sich die bewaffnete Version „Heron TP“ vorführen. Bei der Luftwaffe wird die „Heron“-Drohne mittlerweile dem US-Modell „Predator“ vorgezogen, da die Israelis erhebliche Fortschritte bei der Entwicklung gemacht hätten. Zudem würde Israel den Deutschen bei einem Kauf erlauben, die Drohne technisch weiterzuentwickeln. Beides lehnen die USA ab.

PROZESSE

Bitte um Aufschub

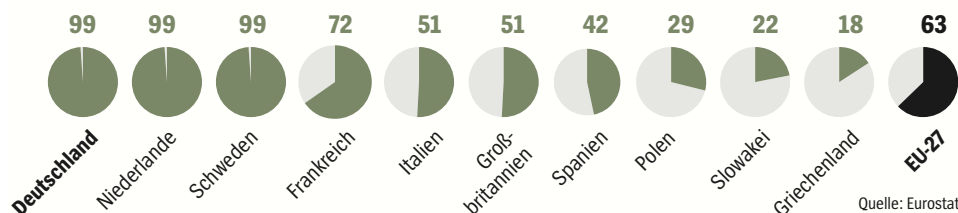
Wie ihr Ex-Mann kämpft auch Bettina Wulff bald vor Gericht um ihre Ehre. Die Noch-Gattin des früheren Bundespräsidenten hat Google verklagt, etwa 30 Begriffe zu löschen, die automatisch eingeblendet werden, wenn Nutzer Wulffs Namen eingeben – „Escort“ zum Beispiel, „Artemis“ oder „Rotlicht“. Eigentlich sollte der Streit am 26. April vor dem Landgericht Hamburg ausgetragen werden, doch jetzt ist der Termin geplatzt – auf Wunsch der Klä-



JOERG SARBACH

gerin. Wulffs Anwälte haben das Gericht und Google gebeten, das Verfahren auf Eis zu legen. Denn, so argumentiert Wulff-Anwalt Gernot Lehr, der Bundesgerichtshof (BGH) prüfe gerade einen ähnlichen Fall. Dort wehrt sich ein Kläger dagegen, dass der Google-Algorithmus seinen Namen mit „Scintology“ und „Betrug“ ergänzt. „Diese Entscheidung wird von zentraler Bedeutung für den Fall Wulff sein“, sagt Lehr. „Es ist im Interesse aller Beteiligten, sie abzuwarten.“ Bisher hat Google nach eigenen Angaben in Deutschland mehrere Verfahren zum Thema Autoergänzung gewonnen. Auch den Fall, der jetzt dem BGH vorliegt.

Verwertung kommunaler Abfälle (inklusive Verbrennung) 2011, in Prozent



Um die Weltmeere nicht weiter mit Plastikabfall zu vermüllen, empfehlen die EU-Kommission und nun auch das Umweltbundesamt eine Zwangsabgabe auf Einkaufstüten. Einige Länder haben das Problem bereits anders gelöst: Praktisch der gesamte private Kunststoffabfall wird entweder verfeuert oder recycelt.

NSU I

Ermittlungen ausgeweitet

Kurz vor Beginn des Prozesses gegen Beate Zschäpe und vier mutmaßliche Unterstützer der Terrorzelle „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU) hat die Bundesanwaltschaft ihre Ermittlungen ausgeweitet. Am vorigen Mittwoch durchsuchten Fahnder erneut die Wohnung von Susann E., einer einstmals engen Vertrauten Zschäpes in Zwickau. Die 31-jährige E., gegen die bislang lediglich wegen Unterstützung einer terroristischen Vereinigung ermittelt wurde, steht nunmehr auch im Verdacht, Zschäpe im November 2011 bei der Flucht geholfen zu haben. Nach Überzeugung der Ermittler soll sie Zschäpe unter anderem saubere Kleidung zur Verfügung gestellt haben –



Zschäpe

diese hatte sich offenbar mit Benzin beschmutzt, als sie die konspirative Wohnung des NSU in Brand setzen wollte. Als sich Zschäpe vier Tage später der Polizei stellte, wiesen lediglich ihre Socken Spuren von Brandbeschleunigern auf. Woher sie die saubere Restkleidung hatte, war bislang unbekannt. Die Bundesanwaltschaft erweiterte das Verfahren gegen Susann E. jetzt um den Vorwurf der Strafvereitelung; ihr Verteidiger Uwe Schadt wollte sich dazu nicht äußern. Susann E.s Ehemann André ist einer der Angeklagten, die sich mit Beate Zschäpe von Mittwoch an vor dem Münchner Oberlandesgericht verantworten müssen (siehe Seite 44).

NSU II

Auge um Auge

Der Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, Hans-Georg Maaßen, geht davon aus, dass die islamistische Szene Racheaktionen für die Mordtaten des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU) plante. So könnte es sich bei den verhinderten mutmaßlichen Anschlägsplänen von Salafisten gegen rechtsextreme Aktivisten im

März nach Ansicht Maaßens um eine gezielte Vergeltung gehandelt haben. Der Verfassungsschutzchef hält vor allem die Auswahl von neun Namen auf einer Liste mit Pro-NRW-Aktivisten sowie eine Pistole des Typs Ceska, die bei einem Islamisten gefunden worden war, für keinen Zufall. Es handle sich „aus meiner Sicht um eine bemerkenswerte Parallele“, so Maaßen. Die NSU-Terroristen hatten mit einer Ceska neun Mordanschläge auf Migranten verübt. Sollten die Ermittlungen einen Zusammenhang belegen, „wäre es eine weitere Eskalationsstufe der Konfrontation zwischen diesen Spektren“. Die Bundesanwaltschaft verdächtigt vier Mitte März festgenommene Männer, einen Mordanschlag auf den Chef der Pro-NRW-Bewegung geplant zu haben. Bei Durchsuchungen fanden die Ermittler neben der Liste mit neun eingekreisten Namen und der Ceska mehr als 600 Gramm Chemikalien zum Bombenbau.



Maaßen

Unsere Aufträge sind oft ziemlich komplex. Gut, dass unsere kaufmännischen Prozesse jetzt einfach sind.

Mit der Software DATEV Mittelstand pro erledigen Sie alle kaufmännischen Aufgaben ganz einfach. Vom Angebot bis zur Rechnung. Und durch den komfortablen Datenaustausch mit Ihrem Steuerberater sparen Sie sich Zeit und haben die Zahlen jederzeit im Griff.

Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/einfach



Kostenlos testen



Zukunft gestalten. Gemeinsam.





Durch Bergschäden verursachter Krater in Siegen

NRW

Hilfe für Bergbauopfer

Die in Nordrhein-Westfalen tätigen Kohlekonzerne RAG und RWE müssen sich auf eine deutlich härtere Gangart der Genehmigungs- und Aufsichtsbehörde einstellen. Unter Federführung von Landeswirtschaftsminister Garrelt Duin (SPD) prüft das Ministerium derzeit Eingriffe in die bisherige Praxis der Schadensermittlung und -regulierung für Bergbauopfer. Duin will dafür Sorge tragen, dass Betroffene „bergbaulich verursachte Schäden vollständig ersetzt bekommen“. Dazu soll erstmals auch die Rolle der für die Schadensermittlung zuständigen Marktscheider überprüft werden. Deren Un-

abhängigkeit war bezweifelt worden, weil sie in Nordrhein-Westfalen – anders als in anderen Bundesländern – bei den jeweiligen Bergbauunternehmen abhängig beschäftigt sind. Duin reagiert mit seiner Initiative auch auf einen Bericht des SPIEGEL (8/2013). Darin war auf massive Missstände bei der Schadensregulierung und der ordnungsgemäßen Führung der notwendigen Bergbauarten bei Deutschlands größtem Bergbaukonzern RAG hingewiesen worden. Die möglichen Gesetzesänderungen will Duin am Freitag bei einer Anhörung im Landtag erörtern.

PARLAMENTE

Bayern an der Spitze

Bayern ist einsame Spitze in Deutschland – jedenfalls was die finanzielle Ausstattung der Abgeordneten und Fraktionen im Landtag anbelangt. Nach Berechnungen des Speyrer Verwaltungrechtlers Hans Herbert von Arnim haben sich die bayerischen Landtagsabgeordneten im Bundesländervergleich nicht nur den höchsten Betrag für Mitarbeiter bewilligt (siehe Tabelle); auch bei den Zuschüssen für die Fraktionen der Landesparlamente liegt Bayern an der Spitze ebenso wie bei der Alimentierung der Abgeordneten: Volksvertreter erhielten 2012 Zahlungen von mehr als 10.200 Euro monatlich, davon 7.060 Euro als steuerpflichtige Entschädigung und 3.214 Euro als steuerfreie Kostenpauschale. Letztere sogar, wie Arnim in seinem

neuesten Buch kritisiert, obwohl die Bayerische Verfassung Landtagsabgeordneten nur die Aufwandsentschädigung zugesteht*. Darüber hinaus sei Bayern – neben Brandenburg – das einzige Bundesland, das bei der Beschäftigung von Abgeordnetenmitarbeitern „Vetternwirtschaft erlaubt“; zudem ermögliche nur das bayerische Landesrecht den Parlamentariern, mit Hilfskräften reine „Werkverträge“ abzuschließen, die keinerlei Kontrolle unterlägen und damit sogar zur verdeckten Parteienfinanzierung genutzt werden könnten. Allerdings, so Arnim, hätten die Bürger in Bayern auch die einzigartige Möglichkeit, diese Vorschriften vom Bayerischen Verfassungsgerichtshof kontrollieren zu lassen: „Es gibt also keinen Anlass zum Resignieren, vielmehr tut politisches Engagement not.“

* Hans Herbert von Arnim: „Die Selbstbediener“. Heyne Verlag, München; 256 Seiten; 12,99 Euro.

HOLOCAUST

Zu wenig ermittelt

Tausende Vorermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Beihilfe zum Mord sind nicht eingeleitet worden, weil die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg eine fragwürdige Rechtsposition einnahm. Das hat ein Mitarbeiter der Zentralen Stelle nun eingestanden. Bis vor kurzem vertraten die Ermittler die Ansicht, sie müssten den Wachmannschaften der Vernichtungslager die konkrete Einzeltat nachweisen, was zumeist unmöglich war. Die Juristen verwiesen auf ein Urteil des Bundesgerichtshofs (BGH) von 1969. SS-Lagerarzt Willi Schatz hatte bei Selektionen in Auschwitz an der Rampe gestanden, aber behauptet, er habe sich da nur „herumgedrückt“. Das Gegenteil konnte nicht bewiesen werden. Schatz wurde freigesprochen. In einer Fachzeitschrift räumt nun Staatsanwalt Thilo Kurz ein, dass auch anderslautende Urteile des BGH vorgelegen hätten. Demnach leistete grundsätzlich jeder aus den mehrere tausend Mann starken Wachmannschaften Beihilfe zum Mord. Der BGH habe trotz des Schatz-Urteils diese Linie „nie ausdrücklich aufgegeben“, sei sie nur nicht von den Strafverfolgern aufgegriffen worden, kritisiert Kurz. Er ist erst seit kurzem in Ludwigsburg und zuständig für die jetzt angekündigten Vorermittlungen gegen rund 50 Wachmänner, die in Auschwitz Dienst taten.

Wie viel Geld ein Abgeordneter für seine Mitarbeiter zur Verfügung hat

durchschnittlich, in ausgewählten Bundesländern*	Zahl der Abgeordneten
Bayern	187
96 791 €	
Baden-Württemberg	138
73 913 €	
Nordrhein-Westfalen	237
57 384 €	
Niedersachsen	152
32 237 €	
Berlin	149
16 107 €	
Schleswig-Holstein	69
11 594 €	

* k. A. zu Bremen und Saarland
Quelle: Hans Herbert von Arnim

Weltraumforschung beginnt in der Fertigungshalle.

Deutschland geht neue Wege. Mit Antworten für die bessere Produktion.

Mit jeder neuen Generation von Teleskopen bekommen Forscher ein genaueres Bild von fernen Planeten und Galaxien. Wie genau, entscheidet sich auch im bayrischen Teisnach.

auf der diese Spiegel geschliffen und poliert werden, ist selbst eine technische Höchstleistung und mit 85 Tonnen die größte ihrer Art.

Die Kombination von Software und Automatisierung schafft neue Fertigungswelten.



Denn dort entstehen Hochpräzisionsspiegel, die den brillanten Blick in die Tiefe des Weltalls ermöglichen. Die Werkzeugmaschine,

Industriesoftware und Automatisierung von Siemens für die gesamte Wertschöpfungskette beschleunigen innovative und hochpräzise Fertigungsverfahren. Dadurch konnte die OptoTech Optikmaschinen GmbH von der schnellen Markteinführung profitieren – und so den Vorsprung zum internationalen Wettbewerb deutlich ausbauen.

Die Antworten für die bessere Produktion sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.



Ministerin von der Leyen

Die Glaubensfrage

Kommt die Frauenquote? In dieser Woche entscheidet der Bundestag nach jahrelangen Debatten über diese Frage. Auf dem Spiel steht nicht nur der Zusammenhalt der Koalition, sondern auch die Glaubwürdigkeit Ursula von der Leyen.

Die Sache war heikel, so heikel, dass Volker Kauder nicht einmal in dieser Runde darüber sprechen wollte. Jeden Mittwochmorgen lädt Angela Merkel ihre engsten Mitstreiter ins Kanzleramt. Beim „schwarzen Frühstück“ sollen Dinge besprochen werden, die nicht für die Ohren des liberalen Koalitionspartners bestimmt sind. Und für die der Öffentlichkeit schon gar nicht.

Die Minister von CDU und CSU sind dabei, die Generalsekretäre und eben auch Fraktionschef Kauder, der dafür zuständig ist, die Abgeordneten auf die Linie der Kanzlerin einzuschwören. Normalerweise kann man beim schwarzen Frühstück über jedes Thema sprechen, aber dieses Mal zog es Kauder vor, Ursula von der Leyen diskret zur Seite zu ziehen.

Kauder machte der Arbeitsministerin klar, dass er jetzt vor allem Disziplin erwarte. Wenn in der kommenden Woche der Bundestag über eine Quote für Frauen in Führungspositionen entscheidet, müsse sie mit Nein stimmen. Es könne nicht sein, dass eine so wichtige Ministerin der eigenen Koalition die Loyalität aufkünde. Das gehe nicht, zischte Kauder.

Es ist nicht überliefert, was von der Leyen auf Kauders Standpauke erwiderte. Sicher allerdings ist, dass es nicht gut steht um den Frieden in der schwarz-gelben Koalition. Am Donnerstag wird der Bundestag über einen Gesetzentwurf der von der SPD regierten Hansestadt Hamburg entscheiden. Er sieht vor, dass bis 2018 mindestens 20 Prozent aller Aufsichtsräte börsennotierter deutscher Unternehmen weiblich sein müssen.

Auf den ersten Blick ist die Sache nur ein Symbol. Es geht um die Karriere von einigen hundert Frauen, denen das Gesetz den Weg in die Kontrollgremien deutscher Unternehmen ebnet würde. Aber weil etliche Abgeordnete von Union und FDP mit dem Gedanken spielen, für den Entwurf der Opposition die Hand zu heben, steht nun plötzlich eine Menge auf dem Spiel: der Zusammenhalt der Koalition, deren Führung sich eigentlich versprochen hat, gegen die Einführung einer starren Frauenquote zu stimmen. Und die Glaubwürdigkeit der Ministerin, die sich

anschiekt, eines Tages in die Fußstapfen von Angela Merkel zu treten: Ursula von der Leyen.

Denn am Ende wird es vor allem von ihr abhängen, ob die Initiative eine Mehrheit erhält. Wie von der Leyen sympathisieren viele Frauen in der Koalition mit der Einführung einer Frauenquote, im vergangenen Jahr haben rund 20 Politiker von Union und FDP die „Berliner Erklärung“ unterzeichnet. Sie enthält die Forderung, dass mindestens 30 Prozent aller Aufsichtsräte weiblich sein müssen.

Aber es ist eine Sache, ob man in der Theorie ein Anliegen unterstützt. Oder ob man, wenn es darauf ankommt, im Bundestag für seine Überzeugung stimmt. Auch deshalb hat Kauder so ernst und eindringlich mit von der Leyen gesprochen. Wenn sie, die prominenteste Ministerin im Kabinett Merkel, die Fraktionsdisziplin aufkündigt, könnten alle Dämme brechen.

In Berlin macht das Wort vom Koalitionsbruch die Runde. „Bei wechselnden Mehrheiten ist eine Koalition nicht mehr handlungsfähig“, sagt eine Ministerin von der Union. „Dann herrscht totales Chaos.“ Die Liberalen sehen das genauso. Für sie ist das Nein zur Quote eine Glaubensfrage. Sie wollen nicht Teil einer Regierung sein, die den Unternehmen immer neue Vorschriften auferlegt. „Wechselnde Mehrheiten sind in einer Koalition ausgeschlossen“, sagt FDP-Generalsekretär Patrick Döring.

Nun richten sich alle Augen auf von der Leyen. Stimmt sie gegen die Quote, steht sie als Maulheldin da; als eine Frau, die sich gern als Kämpferin für die weibliche Sache stilisiert, in der Stunde der Entscheidung aber kneift. Votiert sie mit Grünen, SPD und Linkspartei, stellt sie sich außerhalb des Kommentars der Union und zementiert ihren Ruf als Quertreiberin. „Ein Regierungsmitglied kann nicht für einen Antrag der Opposition stimmen“, sagt Stefan Müller, der Parlamentarische Geschäftsführer der CSU-Landesgruppe.

Von der Leyen hat schon immer mit hohem Einsatz gespielt, zuletzt beim Streit um die Rente, wo sie den Erfolg ihrer Reformpläne mit ihrem politischen Schicksal verband. Von der Leyen setzte

sich nicht überall durch, aber die Details bekam am Ende kaum noch einer mit. Dies Mal wird alles ungleich schwieriger.

Dass die Lage so verfahren ist, hat viel mit verletzten Gefühlen zu tun, mit Enttäuschung und Wut. Die Bundesregierung wird zwar von einer Frau geführt, in der Frauenpolitik hat sich in den vergangenen vier Jahren aber so gut wie nichts bewegt. Bei vielen weiblichen Abgeordneten macht sich deshalb so etwas wie Revolutionsstimmung breit.

Sie mussten mitansehen, wie die Konservativen ihre Steckenpferde reiten durften. Die CSU setzte das Betreuungsgeld durch, das Frauen dazu ermutigt, mit dem Beruf auszusetzen. Und sie mussten erleben, wie sich die neue Familienministerin Kristina Schröder einen Kleinkrieg mit der Frauenbewegung und deren Ikone Alice Schwarzer lieferte.

Angela Merkel besänftigte und beschwichtigte, so gut sie konnte. Doch nun sind viele Frauen nicht länger bereit, sich mit Versprechungen abspesen zu lassen. „Es kann nicht sein, dass die einzige frauenpolitische Leistung dieser Legislaturperiode das Betreuungsgeld ist“, sagte die CDU-Bundestagsabgeordnete Elisabeth Winkelmeier-Becker vor kurzem in einer Runde mit Parteifreundinnen.

Zusammen mit Rita Pawelski, der Chefin der Gruppe der Frauen in der Unionsfraktion, versucht sie ein parteiübergreifendes Votum für eine feste Frauenquote zu organisieren. Die beiden Frauen sind der Kern der Revoluzzertruppe, die in den Koalitionsfraktionen nach Mitstreiterinnen sucht.

So kündigt auch die FDP-Abgeordnete Sibylle Laurischk ihr Ja zur Quote an: „Mein Abstimmungsverhalten mag nicht ganz im Sinne der Koalition sein, aber ich bin es mir selbst schuldig. Frauenförderung ist eine Forderung des Grundgesetzes, und der Hamburger Entwurf ist die letzte Möglichkeit, vor der Wahl auf diesem Gebiet noch etwas zu bewegen.“

An den Verhandlungen hinter den Kulissen ist auch die Grünen-Fraktionschefin Renate Künast beteiligt. Um den CDU-Frauen entgegenzukommen, kann sie sich auch Kompromisse vorstellen: „Es

KOMMENTAR

Erlöst uns!

Von Susanne Amann

Diesmal ist es also der Koalitionsfrieden, der durch die Frauenquote in Gefahr gerät – zumindest wenn man dem Unionsfraktionsvorsitzenden Volker Kauder Glauben schenkt. Der appellierte vergangene Woche an die aufmüpfigen Frauen seiner Partei, doch bitte gegen den Gesetzentwurf des Bundesrats für eine Frauenquote in Aufsichtsräten zu stimmen – „notfalls auch gegen die eigene Überzeugung“. Nicht jede heikle Frage sei schließlich eine Wissensfrage, andernfalls sei man nicht mehr handlungsfähig, so seine hilflose Erklärung.

Volker Kauder hat recht: Es ist keine Gewissensfrage, ob Frauen eine gleichberechtigte Teilhabe an entscheidenden Stellen in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft eingeräumt wird. Es ist schlicht ein grundgesetzlich garantiertes Recht, das seit einiger Zeit vehement von Frauen eingefordert wird.

Das eigentlich Erstaunliche ist nicht, dass die Unionsfrauen sich gegen den Fraktionszwang sperren wollen. Das Erstaunliche ist, dass Kauder die Bedeutung und die gesellschaftliche Relevanz des Themas verkennt.

Denn wie glaubwürdig kann die Union im beginnenden Bundestagswahlkampf um genau jene Wähler werben, die sie braucht: die aufgeschlossenen, modernen, berufstätigen Frauen?

Wie will sie erklären, dass sie zwar für gleichberechtigte Teilhabe steht, sich aber seit mehr als zehn Jahren von der Wirtschaft mit wohlklingenden Absichtserklärungen abspeisen lässt?

Dass die Union sich erfolgreich um eine gesetzliche Regelung gedrückt hat, um eine Koalition über die letzten Monate zu retten, auf die selbst die Beteiligten kaum noch etwas geben?

Dass sie sich bei einem der wichtigsten gesellschaftspolitischen Themen von einer Kleinpartei hat erpres-

sen lassen, die bekanntermaßen nicht gerade Vorreiter in Sachen Frauenförderung ist?

Dass jetzt selbst in der christlich-konservativen Union Frauen aufbegehren, zeigt den Überdruß angesichts der Beharrungskräfte, der Ausreden und der katastrophalen frauen- und familienpolitischen Bilanz, die die Union in Person von Anti-Frauen-Ministerin Kristina Schröder in dieser Legislatur vorgelegt hat.

Wie oft müssen die Unionsfrauen vor Wut die Faust in der Tasche zusammengeballt haben, wenn sie ihre Ministerin in Aktion sahen: sei es bei der ungeklärten Finanzierung von Frauenhäusern, beim Hickhack um die Flexi-Quote oder beim gegen massiven Widerstand durchgedrückten Betreuungsgeld.

„Das Erstaunliche ist, dass Kauder die Bedeutung und gesellschaftliche Relevanz des Themas verkennt.“

Abgesehen von all diesem Frust wäre es auch für den wirtschaftsfreundlichen Flügel der Union günstiger, sich dem vorliegenden Gesetzentwurf anzuschließen. Der sieht für börsennotierte Unternehmen ab 2018 eine Frauenquote von 20 Prozent vor, ab 2023 eine solche von 40 Prozent. Selbst Wirtschaftsbosse geben hinter vorgehaltener Hand zu, dass dies ohne große Probleme machbar ist. Zumal die Regelung lediglich für die Aufsichtsräte, nicht aber für die Vorstände gelten soll. In den meisten Unternehmen wäre man sicherlich froh, wenn man mit einer solch moderaten Lösung davonkäme.

Nicht zuletzt würden die Unionsfrauen mit ihrem Votum endlich eine Debatte beenden, die für alle Beteiligten nur noch lähmend ist: Entscheidend ist schon lange nicht mehr die Frage, ob es eine Quote geben muss. Die Frage ist nur, wie lange es dauert, bis ihr Ziel erreicht ist und sie wieder abgeschafft werden kann.

Man kann die Unionsfrauen also nur dazu ermuntern, das zu tun, wovor Volker Kauder am meisten Angst hat: dass sie nach ihrer Überzeugung handeln.

gibt bis zur Sitzung des Bundestages am Donnerstag Zeit, Änderungsanträge einzubringen“, sagt sie.

Die Botschaft an die CDU-Frauen ist klar. Der Gesetzentwurf könnte an entscheidenden Stellen geändert werden. Statt der schrittweisen Steigerung der Quote von 20 auf 40 Prozent könnte auch die 30-Prozent-Quote eingefügt werden, die bereits in der Berliner Erklärung steht.

Für ein Entgegenkommen fordert Künast allerdings auch, dass von der Leyen liefert: „Ich erwarte, dass die Frauen in der Union ihre Meinung jetzt auch dokumentieren.“

Noch ist offen, ob die Quote am Donnerstag wirklich den Bundestag passiert. Mindestens 21 Parlamentarier von Union und FDP müssten dafür mit der Opposition stimmen. Was den Frauen Mut macht, ist die Tatsache, dass sich nun auch Männer in der Fraktion als Quotenfans outen. „Lieber lasse ich mich von der Fraktionsführung schelten als von meiner Frau“, sagt etwa der CSU-Abgeordnete Josef Göppel.

Für Göppel ist das Thema mehr als eine polit-strategische Frage. Er hat vier erwachsene Töchter. „Die jungen Frauen sehen, dass es für sie nicht gleichermaßen vorwärtsgeht wie für ihre gleichaltrigen männlichen Kollegen. Wenn wir die Quote festschreiben, verbessert das zwangsläufig auch die Position von Frauen in Gehaltsverhandlungen, davon bin ich überzeugt.“

Noch hoffen manche Frauen in der Fraktion, dass Fraktionschef Kauder die Abstimmung freigibt. Bei den Rebellinnen wird daran erinnert, dass es dafür Vorbilder gibt. 1992 zum Beispiel, als es um eine Reform des Abtreibungsparagrafen ging. Und dann fünf Jahre später, als der Bundestag die Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe stellte.

Kauder aber denkt nicht daran, die Quote zu einer Gewissensfrage zu erklären, bei der die Regeln der fraktionsinternen Disziplinierung außer Kraft gesetzt sind. Er weiß nur zu gut, dass die Liberalen sofort zum Gegenschlag ausholen würden. Sie könnten dann, nur als Beispiel, zusammen mit SPD und Grünen Steuererleichterungen für gleichgeschlechtliche Paare einführen.

Deswegen gibt sich der Fraktionschef unerbittlich. Kauder hat seinen Leuten einen Maulkorb verpasst, im Moment darf kein Abgeordneter zu dem heiklen Thema Quote Interviews geben, und nur einzelne Abgeordnete wie Göppel widersetzen sich. Die stellvertretende Fraktionsvorsitzende Ingrid Fischbach erhielt den Auftrag, das Sprechverbot bei den weiblichen Parlamentariern durchzusetzen.

An diesem Montag will Kauder die Frauen persönlich ins Gebet nehmen, er hat dabei die Unterstützung von CSU-

Landesgruppenchefin Gerda Hasselfeldt, einer entschiedenen Gegnerin der Frauenquote. „Ich sehe keinen Spielraum für eine abweichende Abstimmung“, sagt sie.

Vor allem bei den prominenteren Abgeordneten zeigen die Ermahnungen schon Wirkung. Sie sind gerade sehr kreativ, wenn es darum geht, Ausreden zu suchen. Dorothee Bär, die stellvertretende CSU-Generalsekretärin, kann zum Beispiel am kommenden Donnerstag nicht in Berlin sein, weil sich – leider, leider – CSU-Chef Horst Seehofer in ihrem Wahlkreis angesagt hat.

Doch am Ende kommt es auf von der Leyen an. Wenn sie, die Arbeitsministerin und stellvertretende Parteivorsitzende, ja zur Quote sagt, dann werden ihr viele Abgeordnete folgen. Auf sie richtet sich im Moment die Hoffnung der Frauenbewegung, an ihr hängt das Schicksal der Koalition. Alle zerren an ihr, das macht die Lage für sie so ungemütlich.

Einerseits ist sie die Heldin für jene Frauen, die Merkels CDU für zu zögerlich halten und für zu wenig kämpferisch. Sie setzte das Thema Frauenquote auf die Tagesordnung der CDU, und es war ihr egal, dass sie sowohl die Kanzlerin als auch die neue Frauenministerin Schröder damit düpierte. „Ich weiß, dass ich bei der Frauenquote die treibende Kraft bin“, sagte sie.



CDU-Mann Kauder
Disziplin halten

Andererseits hat von der Leyen in der CDU noch etwas vor. Sie gilt neben Verteidigungsminister Thomas de Maizière als Führungsreserve der Partei für die Zeit nach Merkel. Wenn sie die Koalition im Wahljahr in die Anarchie stürzen würde, könnte sie ihre Ambitionen wohl begraben. Warum sollte sich die Partei für eine Querulantin entscheiden, wenn sie mit de Maizière einen soliden Teamspieler als Alternative hat?

Für ihre zahlreichen innerparteilichen Gegner ist die verzwickte Lage von der Leyens ein Fest. Familienministerin Schröder erklärt feierlich, Minister müssten auch Vorbilder sein. „Ich weiß nur zu gut, wie sehr wir Kabinettsmitglieder in

einer besonderen Verantwortung für den Zusammenhalt der Koalition stehen.“

Julia Klöckner, die rheinland-pfälzische Fraktionschefin, erinnert von der Leyen daran, dass der letzte Parteitag eine starre Frauenquote ohne Wenn und Aber abgelehnt hat: „Als stellvertretende Parteivorsitzende lege ich Wert darauf, dass wir diesen Beschluss ernst nehmen.“

Wie sich von der Leyen auch immer entscheidet – die Ministerin wird Enttäuschung produzieren. Ein Ausweg könnte sein, dass sie die Anträge im Bundestag einfach als unzureichend abstempelt und mit Nein stimmt. In den vergangenen Wochen haben ihre Leute verbreitet, dass sie selbstverständlich ja zur Quote sagen wird. Nun heißt es in ihrem Umfeld, der Antrag im Parlament müsste schon in die Nähe der 30-Prozent-Quote kommen, die in der Berliner Erklärung steht. Der SPD-Antrag verlangt aber zumindest für die kommenden Jahre nur eine Quote von 20 Prozent.

Es sieht so aus, als wollte sich von der Leyen ein Hintertürchen öffnen. Aber geht das noch? Natürlich weiß die Ministerin, dass es nicht um die Zahlen geht, sondern um das Symbol. Wie will sie, die immer gern mit Symbolen Politik gemacht hat, ernsthaft erklären, dass die nun plötzlich nicht mehr wichtig sind?

MELANIE AMANN, RALF BESTE, ANNETT MEIRITZ,
PETER MÜLLER, RENÉ PFISTER

bugatti
THE EUROPEAN BRAND

**WELCOME TO THE
NEIGHBOURHOOD**

VALENCIA [2013], EUROPE

MENSWEAR | WOMENSWEAR | LEATHERWEAR | SHOES | BAGS | ACCESSORIES | HOMEWEAR | UNDERWEAR | SHOP ONLINE AT BUGATTI-FASHION.COM

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Es gibt kein Richtig und kein Falsch“

Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier, 61 (CDU), sucht nach Antworten auf die Frage, was heute noch konservativ ist, und erzählt von einem Autounfall, der sein Leben veränderte.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, als Sie in Gießen aufs Gymnasium gingen, regierte die Apo auf der Straße und die Jugend demonstrierte gegen den Vietnam-Krieg. Sie dagegen traten in die Junge Union ein. Warum?

Bouffier: Das waren meine wilden Jahre, ich bezeichne diese Zeit immer als Kampfzeit. Ich bin als Mitglied der Jungen Union vor eine grölende Menge getreten, Eier und Tomaten flogen schon, bevor ich auf der Bühne war – das hat mich geprägt. Die fehlende Toleranz der Linken, die mit absoluter Gewissheit daherkam, habe ich nie vergessen.

SPIEGEL: Waren Sie als Rechter in Ihrer Schule ein Außenseiter?

Bouffier: Nein, ich habe wohl damals schon eine gewisse Werbewirksamkeit entfaltet und bin auch nicht ohne Grund Schulsprecher geworden. Es gab Leute, die meine Grundüberzeugung teilten: dass all diese Ismen, Sozialismus, Marxismus, Faschismus, mit ihren Gewissheiten die Menschen ins Elend führen.

SPIEGEL: Und wie ist es mit dem Konservatismus?

Bouffier: Die CDU ist eine Volkspartei. Wir haben unsere Grundüberzeugung, und wir müssen auch die Veränderungen der Gesellschaft aufnehmen und verarbeiten. Als Volkspartei sind wir auch ein Spiegelbild der Gesellschaft.

SPIEGEL: Das erstaunt uns. Sie gelten als einer der wenigen verbliebenen Konservativen in der Union. Da müssten Sie doch für ein paar Gewissheiten einstehen.

Bouffier: Die CDU hat Grundwerte und Überzeugungen. In einer Massengesellschaft müssen sehr heterogene Dinge zusammengeführt werden. Dabei besteht natürlich die Gefahr, die Profilschärfe zu verlieren. Es ist die große Kunst, dass man die Wurzeln nicht verliert, sie aber auch nicht wie Asche anbetet.



Homosexuelle als Brautpaar: „Die Zeiten ändern sich“

SPIEGEL: Als Sie in die JU kamen, wusste jeder, wofür die Union stand. Heute werden die Stammwähler irre an den Kurschwanken der Kanzlerin. Ist die CDU noch eine christlich-konservative Partei?

Bouffier: Die CDU ist eine christliche, eine liberale, eine soziale und auch eine konservative Partei. Früher waren eben die Glaubenswerte einfacher. Erstens: Der Russe darf nicht kommen. Zweitens: Die Sozis können nicht mit Geld umgehen. Und drittens: Wir stellen den Kanzler. Diese Botschaften sind zum Teil Vergangenheit, und die Milieus, die Sie damit begeistern konnten, haben sich weitgehend aufgelöst. Die Zeiten ändern sich. Konservativ ist kein starrer Begriff. Für mich gilt nach wie vor das Wort von Franz Josef Strauß: „Konservativ heißt nicht nach hinten blicken, konservativ heißt an der Spitze des Fortschritts marschieren.“

SPIEGEL: Das ist zurückhaltend formuliert. Der Abschied von Atomkraft und Wehrpflicht, der Versuch, die Homo-Ehe gleichzustellen – CDU-Stammwähler erkennen ihre Partei nicht wieder.

Bouffier: So einfach ist das nicht. Wir waren und sind eine christliche Partei. Nur können wir aus unserer christlichen Grundüberzeugung zu der Frage, ob die

Atomkraft gut oder schlecht ist, genauso wenig eine Antwort ableiten wie zur Frage, ob wir die Wehrpflicht noch brauchen. Schon bei der Bildungspolitik ist das anders. Wir glauben, dass alle Menschen gleich viel wert sind. Aber nicht alle Menschen sind gleich. Deshalb wollen wir keine Einheitsschulen, sondern jedes Kind nach seinen Fähigkeiten fördern.

SPIEGEL: Wenn alle Menschen gleich viel wert sind, warum sind dann nicht alle Lebensmodelle gleich förderungswürdig? Wenn ein Mann eine Frau heiratet, kommt das Paar in den Genuss des Ehegattensplittings, wenn ein Mann einen Mann heiratet, nicht. Geht es nach der CDU, soll es so bleiben, oder?

Bouffier: Das ist richtig, denn das Grundgesetz schützt Ehe und Familie in besonderer Weise. Was ist dieser Schutz noch wert? – darüber erwarte ich mir Aufschluss vom Bundesverfassungsgericht.

SPIEGEL: Was ist denn Ihre Antwort? Von einem Konservativen würde man erwarten, dass er die Privilegien der Ehe persönlich mit Verve verteidigt. Warum verstecken Sie sich hinter den Richtern?

Bouffier: Sie fragen provokant und klischeebeladen. Mein Leitbild ist das Grundgesetz. Die Verfassungsväter und -mütter haben zu ihrer Zeit sicher an eine Verbindung von Mann und Frau gedacht, als sie die Förderung der Ehe in das Gesetz schrieben. Dahinter steckte der Gedanke, dass nur Mann und Frau in der Lage sind, für Nachkommen und damit für unsere Zukunft zu sorgen. Als politisch Verantwortlicher muss man es aber akzeptieren, wenn das Verfassungsgericht Jahrzehnte später eine Wertung vornimmt, die jedenfalls nach meiner Überzeugung bei der Schaffung des Grundgesetzes nicht Pate stand.

SPIEGEL: Warum sagen Sie nicht klar: Ich bin gegen die Homo-Ehe? Wir haben den Eindruck, dass sogar Sie sich nicht mehr trauen, offensiv christlich-konservative Werte zu vertreten.

Das Gespräch führten die Redakteure Christiane Hoffmann und Peter Müller.

Bouffier: Da gibt es kein Richtig und kein Falsch. Das ist eine Wertungsfrage.

SPIEGEL: Die CDU diskutiert, das Ehegattensplitting zu einem Familiensplitting auszubauen. Was halten Sie davon?

Bouffier: In der Diskussion, ob die gleichgeschlechtliche Partnerschaft der Ehe gleichgestellt werden soll, hilft diese Idee nicht weiter. Wer wie etwa bei einem Familiensplitting den steuerlichen Vorteil an Kindern festmacht, löst das Problem nicht, denn Kinder gibt es heute in heterosexuellen wie in gleichgeschlechtlichen Beziehungen.

SPIEGEL: Das CDU-Programm sagt: Familie ist, wo Kinder sind. Müsste ein Konservativer nicht sagen: Familie ist, wo Vater, Mutter und Kind sind?

Bouffier: Natürlich ist unser Familienbild: Vater, Mutter, Kind. Aber auch Eheleute ohne Kinder oder auch Alleinerziehende sind Familie.

SPIEGEL: Und wie ist es mit Mutter, Mutter, Kind? Oder Vater, Vater, Kind?

Bouffier: Das sind Symbolthemen, wo die einen fragen, ob die CDU eigentlich in der Wirklichkeit angekommen ist. Und

die anderen rufen: Um Gottes willen, sie verraten alles, was uns ausmacht! Darüber ringen wir in unserer Partei. Ich finde das nicht schlimm, wenn die Bevölkerung spürt, dass wir gründlich diskutieren.

SPIEGEL: Aber das Konzept einer Volkspartei stößt an seine Grenzen. Für den einen ist Homosexualität eine Sünde, für andere eine ganz normale Lebensform. Wie bringen Sie diese Menschen unter dem Hut der CDU zusammen?

Bouffier: Es gibt Grenzen für Kompromisse. Eine Volkspartei hat die Chance, prägend große Fragen zu einem Ergebnis zu führen, dabei läuft sie aber Gefahr, Menschen zu verlieren, die das Thema zu ihrer Grundüberzeugung gemacht haben. Dann muss man am Ende auch akzeptieren, wenn es heißt: Okay, den Weg gehe ich nicht mehr mit.

SPIEGEL: Die Opposition nutzt diese Uneinigkeit dazu, die CDU vorzuführen. Mit Erfolg. Einige CDU-Frauen planen jetzt gemeinsam mit SPD und Grünen für die Einführung einer festen Frauenquote zu stimmen. Müssen sich die Frauen an die Fraktionsdisziplin halten?

Bouffier: Das kann ich nun wirklich nicht für jede einzelne Frau sagen, wer bin ich denn? Aber klar ist, dass CDU, CSU und FDP am Ende eine gemeinsame Linie in diesen Fragen haben müssen. Wir haben uns zudem auf dem vergangenen Parteitag gemeinsam mit Familienministerin Kristina Schröder klar für eine flexible Quote ausgesprochen. Wir lassen uns als Koalition nicht auseinanderdividieren. Und im Übrigen ist die Opposition mit sich selbst beschäftigt. Sie haben doch alle Hände voll zu tun, den landesweiten Flurschaden, den ihr Kandidat Steinbrück anrichtet, wieder zu bereinigen.

SPIEGEL: Warum sind Sie gegen eine starre Quote?

Bouffier: Ich nehme das Anliegen der Frauen ernst, aber mit bloßer Symbolpolitik ist ihnen nicht geholfen. Die wichtige Frage ist, wie man das Anliegen befördert, und da halte ich eine Zwangsquote für Aufsichtsräte für falsch.

SPIEGEL: Hinter dem Aufstand der Frauen bei Quote und Betreuungsgeld steht die Frage: Sind konservative Inhalte in der Union überhaupt noch mehrheitsfähig?

Bouffier: Nehmen wir das Betreuungsgeld. Wenn ein Elternteil, meistens ja die Frau, sagt, ich unterbreche jetzt meine Karriere, um zu Hause meine Kinder zu erziehen, dann halte ich es für eine Unverschämtheit, diesen Eltern den Vorwurf zu machen, sie seien hinter der Zeit geblieben. Ich bestreite, dass es für jedes Kind ausnahmslos besser ist, mit einem halben Jahr oder einem Jahr in fremde Betreuung zu kommen. Dagegen trete ich aus tiefer Überzeugung an. Als Vater von drei Kindern, aber auch als gelernter Fachanwalt für Familienrecht.



BERND HARTUNG / DER SPIEGEL

Politiker Bouffier: „Unser Familienbild ist Vater, Mutter, Kind“



Continental

Reifen – neuester Stand.



Süße Träume,
sicheres Erwachen.

30,- €
ContiTreuePrämie

Kurze Bremswege,
wenn es drauf ankommt.



ADAC Motorwelt 03/2013
19 Sommerreifen im Test

ADAC

CONTINENTAL
ContiSportContact 5
Dimension 225/45 R 17 Y

gut

Test

Jetzt vier Continental Sommerreifen ab
17 Zoll kaufen und bis zu 30,- € bei der
Winterreifeneinlagerung sparen.

Aktionszeitraum: 15.03. bis 31.05.2013

Mehr unter: www.contitreuepraemie.de

Deutschland

SPIEGEL: Kinder sollten also bis zu einem gewissen Alter zu Hause betreut werden?

Bouffier: Mitnichten. Diese Entscheidung möchte ich den Eltern überlassen.

SPIEGEL: Vom konservativen Familienbild ist also auch bei Ihnen nichts mehr übrig. Die Wahlfreiheit der Eltern befürworten heute doch nahezu alle Politiker.

Bouffier: Zuerst geht es um die Sache, dann um das Profil. Ehrlich gesagt ist es uns nicht gelungen, aus dem Betreuungsgeld einen Schlager zu machen.

SPIEGEL: Die hessische CDU hätte die Chance gehabt, mit einer jungen Frau an der Spitze in die Bundestagswahl zu ziehen. Doch statt Kristina Schröder soll der 64-jährige Franz-Josef Jung die Liste anführen. Wird die Ministerin dafür abgestraft, dass sie sich eine Gleichstellung der Homo-Ehe gut vorstellen könnte?

Bouffier: Nein. Es gibt keinen Zweifel, dass Frau Schröder gut zur Hessen-CDU passt. Außer bei der Frage der Homo-Ehe gibt es keine Meinungsverschiedenheiten. Frau Schröder hat aus freien Stücken gesagt, sie möchte Platz eins nicht übernehmen, auch mit Blick auf die Arbeitsbelastung in ihrem Ministerium. Das ist nachvollziehbar, und das habe ich akzeptiert.

SPIEGEL: Nehmen Sie die Euro-Gegner von der Alternative für Deutschland als Gefahr wahr, die frustrierte Stammwähler der CDU abwerben könnten?

Bouffier: Wir müssen uns das sorgfältig ansehen. Ich kann nur jedem Wähler empfehlen, sich nicht aus Verärgerung über einiges, was ihm in Europa nicht passt, dem wievielten Versuch anzuschließen, eine neue Ein-Themen-Partei zu gründen.

SPIEGEL: In Ihren wilden Jahren wollten Sie einmal Profibasketballer werden. Sie spielten sogar in der Jugendnationalmannschaft. Warum haben Sie die Politik vorgezogen?

Bouffier: Na ja, ich hatte es bis zur Bundesliga geschafft, da träumt man dann schon einmal als Junge. Aber meine Eltern hatten einen guten Rat: Stell dir mal vor, wie das ist, wenn du verletzt wirst.

SPIEGEL: Und dann kam es so. Mit 22 hatten Sie einen schweren Autounfall, den Sie nur knapp überlebt haben.

Bouffier: Ich habe sehr selten über diesen Unfall gesprochen. Aber dass er ein Schlüssel für den Rest des Lebens war, das können Sie glauben. Ich habe ein Jahr lang im Krankenhaus gelegen und lange gebraucht, um mich überhaupt wieder bewegen zu können.

SPIEGEL: Hat dieser Unfall auch Ihre Politik beeinflusst?

Bouffier: Ja, er hat mich verändert. Da lernt man Dankbarkeit, dass man überhaupt etwas tun kann. Und Standhaftigkeit, nicht jeder Mode hinterherzurrennen. Und Zurückhaltung: Nicht immer ist die schnellste Antwort die richtige.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Altbundespräsident Wulff
Fast zum Aussätzigen geworden

SCHICKSALE

Wulffs Welt

Christian Wulff sucht seinen Platz im Leben. Langsam gewöhnt er sich daran, dass ihm selbst ein Freispruch keine Rückkehr in eine öffentliche Rolle garantiert. *Von Peter Müller*

Natürlich reizt es ihn. Christian Wulff würde gern öffentlich sprechen, er würde gern seine Meinung sagen zu dem unwürdigen Gezerre um die Sitzplätze für türkische Medien beim Prozess gegen die NSU-Mörder. Immerhin geht es um sein Thema. Als er noch Bundespräsident war, lag ihm die Versöhnung der türkischen Einwanderer mit den Deutschen, die Integration von Ausländern in die deutsche Gesellschaft besonders am Herzen. Auch der Gedenkakt für die Opfer der rechtsradikalen Terroristen vor gut einem Jahr war ihm wichtig, noch am Tag vor seinem Rücktritt feilte er an seiner Rede.

Doch Wulff wird dazu nichts mehr sagen. Er hält Kontakt zu Angehörigen der NSU-Opfer, er redet zu Integrationsthemen, meist nur in kleinem Kreis, nur einmal in der Öffentlichkeit.

Er versucht im Stillen zu wirken, dort, wo ihm die Türen noch gern aufgemacht werden – bei der Türkischen Gemeinde, in Botschaften, bei der Konrad-Adenauer-Stiftung in Italien. Der Altbundespräsident ist keine öffentliche Figur mehr, und, das zeichnet sich immer deutlicher ab, er wird wohl auch keine mehr werden. Er weiß das.

Vor 14 Monaten musste Christian Wulff als Bundespräsident zurücktreten, weil die Staatsanwaltschaft in Hannover ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Vorteilsannahme gegen ihn einleitete. Heute wohnt er in einer Dreizimmer-Wohnung in Hannover, seine Frau Bettina hat ihn verlassen. Der gemeinsame Sohn Linus ist einige Tage in der Woche bei ihm, ansonsten bei seiner Mutter. Die Staatsanwaltschaft hat ihre Ermittlungen abgeschlossen, am vergangenen Freitag erhob sie Anklage. Lässt das Gericht die Anklage zu, wird Wulff das erste ehemalige Staatsoberhaupt sein, das in Deutschland vor Gericht steht.

Er will dazu öffentlich nichts sagen. Aber es gibt Wege, in seinen Kopf zu schauen. Er hat ein Büro, er hat ein Umfeld, und er kommuniziert mit Menschen. Man kann verlässlich erfahren, was er denkt.

Wulff hat ruhige Ostern hinter sich, mit seinen Kindern, er sieht die Zeit als Zäsur, als Abschluss seiner Leidensphase. Verstoßen von den Bürgern, verfolgt, erst von den Medien, dann vom Landeskriminalamt und von den Staatsanwälten, verlassen von seiner Frau – wer den Fall Wulff verfolgt, fragt sich, wie viel ein

Mensch aushalten kann. Jetzt will Wulff nach vorn schauen. Ein großes Amt, ein großes Comeback, selbst die erwartete große Abrechnung, all das wird es womöglich nie geben. Wulff setzt darauf, dass manche Medien ihre Rolle von einst selbst hinterfragen. Daran mitwirken will er nicht.

Seit seinem Rücktritt hält er nur spärlich Kontakt zu Journalisten. Es waren kleine Einblicke in das Leben eines Mannes, der für die Deutschen fast zum Aussätzigen geworden ist. So empfindet er das selbst. Doch er ist nicht nur verbittert. Ab und zu blitzt sein alter Humor auf. Lassen Sie uns einen Saft trinken, wenn alles vorbei ist, schrieb er einem Journalisten per SMS.

Aber es ist noch nicht vorbei. Es zieht sich immer weiter. Das Landeskriminalamt ermittelte mit zähem Eifer, die Politik wollte ihm den Ehrensold streitig machen, Paparazzi behelligen seine Familie bis heute. Es geht hier nicht um Mitleid mit Wulff. Zum Zeitpunkt seines Rücktritts hatten sich Vorwürfe aufgetürmt, die einen Politiker auch dann zu Fall bringen können, wenn sie strafrechtlich nicht zu ahnden sind. Dass er das Parlament in Niedersachsen über den Geldgeber für seinen Hauskredit im Unklaren gelassen hatte und dem Chefredakteur der „Bild“-Zeitung per Anruf drohte, um die Veröffentlichung zu verhindern, das desaströse Krisenmanagement und der Eindruck, der oberste Repräsentant der Deutschen habe sich als Schnäppchenjäger bedient, wo es nur ging, all das könnte selbst ein Freispruch vor Gericht nicht beseitigen. Es geht darum, wie man ein solches Leben weiterführt.

Vor kurzem hat ihn seine Tochter auf eine Kurzgeschichte Franz Kafkas hingewiesen. Sie heißt „Der Schlag ans Hintertor“. Darin kommt der Erzähler mit seiner Schwester an ein Tor. Ob er oder sie daran klopft, weiß er nicht mehr. Doch genau das wird ihm, als er Menschen aus dem Dorf trifft, vorgeworfen. Ein Richter bringt ihn in eine Stube, die einem Gefängnis gleicht, doch der Erzähler hofft auf einen guten Ausgang. Als der Richter sagt: „Der Mann tut mir leid“, merkt er erst, dass er bereits vorverurteilt ist – ohne Aussicht, das Gefängnis je wieder zu verlassen.

Wulff setzt jetzt auf die Richter und auf Gehör ohne Vorurteil. Am vergangenen Montagabend saß er mit seinen Anwälten, einer Mitarbeiterin aus dem Berliner Büro und Freunden zusammen. Die Runde beratschlagte, wie es weitergehen sollte. Am Nachmittag war ein Gespräch von Wulffs Anwälten mit der Staatsanwaltschaft ohne Ergebnis geblieben. Die Staatsanwälte wollten das Verfahren ge-



ALEXANDER KOERNER / GETTY IMAGES

Neues Wulff-Domizil in Hannover: Blick nach vorn

gen eine Geldstrafe einstellen, Wulff wollte einen Freispruch erster Klasse. Am Abend wurde klar, dass er es auf ein Verfahren ankommen lassen will. Am vergangenen Freitag machte die Staatsanwaltschaft Ernst und erhob Anklage wegen Bestechlichkeit.

Wulff fürchtet den Prozess nicht. Er merkt, dass sich die Stimmung dreht, dass neuerdings der „Ermittlungsexzess“ die Kommentierung in den Medien bestimmt und nicht der Verdacht der Korruption gegen das ehemalige Staatsoberhaupt. Dass selbst manche der Journalisten, die ihn am schärfsten verfolgt haben, nachdenklich werden.

Doch die Gelassenheit, ja Leichtigkeit, mit der Wulff einem Prozess entgegensteht, rührt woandersher. Die Ermittler haben sein Privatleben monatelang auf den Kopf gestellt, Freunde und Bekannte vernommen, sogar geprüft, ob er beim Urlaub in Norderney den Strandkorb selbst bezahlte, und nach Quittungen für eine Massage seiner Frau gefahndet. Diese konstante Verunsicherung der Familie, des engeren Umfeldes, kommt mit der Anklage zum Abschluss. Für Wulff ist das fast eine befreiende Nachricht.

Jetzt ist sein Fall zunächst mal ein Wechsel von Schriftsätzen, von rechtlicher Wertung. Wenn das Landgericht die Anklage nicht zulässt, geht dieses Kalkül auf. Findet der Prozess aber tatsächlich statt, werden sich wohl einige, die beim Oktoberfest 2008 auf Einladung des Filmmanagers und Wulff-Bekannten David Groenewold an einem Abend im Käferzelt beisammensaßen, im Zeugenstand wiederfinden: Hubert Burda zum Beispiel. Dazu kommen Wulffs Personenschützer und die Rezeptionistinnen im Bayerischen Hof.

Die Staatsanwaltschaft will nachweisen, dass Wulff den Film „John Rabe“, an dem Groenewold beteiligt war, unterstützte, weil der für ihn im Gegenzug einen Teil der Hotelkosten in München übernommen hatte und ihn großzügig auf dem Oktoberfest bewirtete. Knapp drei Monate nach dem München-Ausflug setzte sich Wulff in einem Brief an Siemens-Chef Peter Löscher für das Filmvorhaben ein. Darin geht es um einen ehemaligen Siemens-Manager aus Deutschland, der in der chinesischen Stadt Nanjing 1937 viele tausend Chinesen vor der anrückenden japanischen Armee gerettet hat.

Auch Wulffs Frau Bettina müsste in so einem Prozess auftreten. Mit ihr hat

Er will nicht zornig sein. Gefühle aus der Zeit des Rücktritts verbietet er sich.

Wulff stundenlang über dieses Risiko gesprochen. Doch es bleibt unklar, ob er wirklich überschaut, was da auf ihn und andere zukommen könnte.

Menschen, die ihm früher nahestanden, tun sich schwer, ihn wiederzuerkennen. Für Wulff war Politik immer alles, kann so einer auf einmal ganz Familienmensch sein? Wulff war bekannt für bissige Attacken, jetzt wirkt er auf Freunde verletzlich. Natürlich sucht er Anerkennung. Es freut ihn, wenn ihm im Ausland ein deutsches Ehepaar sagt, dass es jetzt Friede Springer schreibe, um seiner Empörung Ausdruck zu geben. Es gibt einige dieser Anekdoten über solche Begegnungen. Sie helfen ihm.

Wulff kämpft um seine Ehre, doch er merkt, dass er selbst bei einem Freispruch nicht rehabilitiert wäre. Er hat zuletzt erkennen müssen, dass er in der Öffentlichkeit keine große Rolle mehr spielen kann. Anfangs hoffte er darauf, dass ihm ein Freispruch eine normale Rolle als Altpräsident ermöglichen würde. Er tauchte bei der Gedenkfeier für die Hitler-Attentäter auf, einer Veranstaltung, zu der alle Altpräsidenten geladen waren. Wulff wollte demonstrieren, dass er in eine Reihe mit Richard von Weizsäcker gehört.

Doch er spürt, dass die Bürger nicht auf seine Rückkehr warten. Sie haben sich ihr Urteil gebildet, für sie bleibt er ein Vorverurteilter wie der Erzähler bei Kafka. Die Bürger haben sich wegen seiner Verfehlungen im Amt geschämt, aber sie wollen sich jetzt nicht über sich selbst schämen, weil sie sich womöglich geirrt haben.

Wulff will nicht zur Belastung werden für seine Gastgeber. Wenn er bei öffentlichen Auftritten wie an der Uni Heidelberg im vergangenen November eine ordentliche Rede hält, haben 250 Zuhörer wenig davon, wenn Dutzende Journalisten dabei sind. Dann dringen auch seine Ideen zur Integration nicht nach außen. Vielmehr gibt es nach dem Auftritt eine Stilkritik – hat er was zum Rücktritt gesagt? Zudem ist es für ihn schwierig, den richtigen Ton zu treffen. Wenn der Prorektor Wulff in Anspielung auf Peer Steinbrück lobt, dass er kein Honorar nehme, was soll er da antworten? Steinbrücks Raffgier macht Wulffs grenzwertigen Umgang mit der Wahrheit ja nicht besser.

Wulff will künftig in kleinem Kreis wirken. Wenn er je wieder eine große Rede hält, will er sie mit einem Bekenntnis zu seinen Fehlern eröffnen. Er schätzt seine Situation deutlich realistischer ein als im Januar vor einem Jahr, in den Tagen der Präsidentendämmerung, als er Journalisten im Schloss Bellevue traf.

Einzig ein Auftritt bei der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Hannover ist Anfang Mai geplant. Wulff liegt Asien am Herzen. Das wird auch in seinem Prozess eine Rolle spielen.

Denn ihn fasziniert die Geschichte John Rabes schon länger. 2005 hatte ihn der deutsche Generalkonsul in Shanghai auf das Thema aufmerksam gemacht, darauf haben auch Wulffs Anwälte hingewiesen. In seinem Brief habe er Siemens-Chef Löscher nahegelegt, die Popularität Rabes in China für den Konzern zu nutzen. Als Wulff 2009 durch Japan reiste, gaben seine Mitarbeiter Journalisten den Tipp, ihren Chef nach Rabe zu fragen. Wulff ist begeistert von dem Stoff. Und er ist stolz auf den Film. Wulff vertraut darauf, dass diese Zusammenhänge den Vorwurf der Staatsanwälte erschüttern.

Wahrscheinlich kann man nicht erwarten, dass es Wulff fabelhaft geht, ein gutes Jahr nach dem Rücktritt. Wulff war ein

M O R O C C O
MORE
OPPORTUNITIES

ERFOLGREICHE
INVESTITIONEN:

15% JÄHRLICHES WACHSTUM
DER AUSLÄNDISCHEN
DIREKTINVESTITIONEN*

*Durchschnittliches jährliches Wachstum der ausländischen Direktinvestitionen zwischen 2004 und 2011

AMBITIONIERTE SEKTOR-STRATEGIEN:

Nationaler Pakt für Industrielle Entwicklung

Vision 2020 für den Tourismus

Plan für die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit
der Logistik

„Vision 2015“ für das Handwerk

eGovernment-Plan „Maroc Numéric 2013“

„Plan Rawaj“ für Handel & Vertrieb

Agrarplan „Grünes Marokko“

Fischereiplan „Halieutis“

Solar & Wind-Plan

www.invest.gov.ma

MOROCCO • MORE BUSINESS

 **Invest in Morocco**
Sharing Success

erfolgreicher Ministerpräsident, einer der beliebtesten CDU-Politiker, manche hoffen, er würde einmal Kanzler. Scheitern war bei Wulff genauso wenig in der Karriereplanung vorgesehen wie bei anderen Berufspolitikern. Doch Wulff hat nicht nur eine Wahl verloren wie Norbert Röttgen oder sein politischer Ziehsohn David McAllister. Er hat gegen Kai Diekmann verloren, den „Bild“-Chef, und gegen die Medien insgesamt. So sieht er das.

Aber er will nicht zornig sein, Gefühle aus der Zeit des Rücktritts verbietet sich

Wulff. Wenn es denn geht. Was ihm mehr zu schaffen macht, ist die Ohnmacht, dass er nicht öffentlich eingreifen kann, wenn ihm etwas wirklich wichtig ist, wie der NSU-Prozess. Er ist vom Temperament her ein Politiker geblieben, ohne die Macht des Wortes.

Doch das verblasst hinter ganz existenziellen Fragen. Heute treibt ihn Angst wegen seiner Familie um. Anfang Januar haben Christian und Bettina Wulff eine Trennungsvereinbarung unterschrieben, aber noch immer trifft man sich. Wenn

Bettina seine Wohnung in Hannover nach einem Besuch verlässt, warten vor der Tür schon Paparazzi, um die Verfolgung aufzunehmen. Sie stellen seiner Frau und dem Sohn im Auto nach. Wulff selbst hat als Altpäsident Personenschutz und kann sich gegen solche Zumutungen wehren, Bettina Wulff und der gemeinsame Sohn nicht. Der Vierjährige will von seinem Vater dann wissen, warum auf seinem Weg zur Kita Fotografen sind.

Wulff hofft weiter auf ein gutes Ende, wie der Erzähler in Kafkas Parabel.

„18 Uhr Gespräch mit Burda“

Die Staatsanwaltschaft hält Wulffs Aussagen für unglaublich.

Das historische Dokument kam schnöde per Fax. 79 Seiten quollen am vergangenen Freitag aus den Druckern der Verteidiger von Ex-Bundespräsident Christian Wulff und dessen Freund, dem Filmfinancier David Groenewold. Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik klagt darin eine Staatsanwaltschaft ein ehemaliges Staatsoberhaupt an – wegen Bestechlichkeit.

Wie ein roter Faden zieht sich durch den Schriftsatz, dass die Strafverfolger den Aussagen Wulffs kaum Glauben schenken. Der Anklage ist die Einstellungsverfügung zu den zwei ebenfalls in Verdacht geratenen Reisen nach Sylt angehängt. Darin stellt die Staatsanwaltschaft fest: Zahlreiche „Gratisbeherbergungen“ zeigten, dass es dem Beschuldigten „nicht völlig fremd“ sei, sich mit Urlauben beschenken zu lassen.

Da die Erklärungen des CDU-Politikers zu den Sylt-Reisen nicht widerlegt werden konnten, bleibt für die Anklage nur jenes Oktoberfestwochenende im September 2008 übrig, bei dem Groenewold einen Teil von Wulffs Hotelkosten übernahm, 400 Euro. Der Ex-Präsident verteidigte sich, er habe von der freundlichen Geste seines Kumpels nichts gewusst. Vielmehr sei er davon ausgegangen, dass die 230 Euro pro Nacht, die auf seiner Rechnung standen, die volle Zeche gewesen seien.

In der Schrift räumen die Ermittler zwar ein, auch in dieser Sache auf keine unmittelbaren Beweise für Schuld oder Unschuld gestoßen zu sein. Dennoch ließen die objektiven Gesamtumstände „zuverlässig“ auf Wulffs Kenntnis von der Kostenübernahme durch den Freund schließen. Sie halten die „Schilderung der Angeschul-

digten“ für „in Teilen widersprüchlich, in anderen Teilen widerlegt“.

So werten sie schon Groenewolds angebliches Motiv für sein heimliches Sponsoring als unplausibel. Der Manager hatte behauptet, er habe Wulff vor der Reise einen zu niedrigen Zimmerpreis von 200 bis 300 Euro pro Nacht genannt. Das sei ihm gegenüber seinem Freund unangenehm gewesen. In Wirklichkeit aber habe Groenewold, laut Anklage, bei früheren Besuchen des Bayerischen Hofes



Ehepaar Wulff in München 2008*

Bei Spesenabrechnung getrickst?

im Schnitt 377 Euro gezahlt, was dem tatsächlichen Preis von 430 Euro nahekomme. Widerlegt sei zudem eine frühere Version Groenewolds, nach der ein Zimmertausch Grund für eine unerwartete Preissteigerung gewesen sei. Einen solchen Tausch oder ein Upgrade habe es nie gegeben.

Als wichtigstes Indiz für den Verdacht, dass Wulff die Unwahrheit sagt, werten die Ermittler seine Reisekostenabrechnung. Der niedersächsische Regierungschef ließ sich nämlich nach dem München-Trip den von ihm be-

zahlten Teil der Hotelkosten vom Steuerzahler beziehungsweise der CDU erstatten. Er vermerkte allerdings anders als in ähnlichen Fällen nicht, dass er von Frau und Kind begleitet worden war. Das werten die Ermittler als Hinweis, Wulff habe diese Kosten aus der Rechnung herausrechnen lassen. Dann aber hätte er, laut Anklage, von Groenewolds Sponsoring wissen müssen.

Für falsch halten sie auch die Darstellung von Wulffs Anwälten, die Ausgaben für dessen Frau wären ohnehin vom Land übernommen worden – und Wulff hätte durch Groenewolds Großzügigkeit gar keinen Vorteil genossen. Das Land Niedersachsen hätte die Übernachtung nur im Fall eines repräsentativen Auftritts Bettina Wulffs gezahlt, nicht aber für eine private Oktoberfestsause.

Eine Diskussion vor Gericht über die Abrechnung könnte für Wulff auch aus einem anderen Aspekt peinlich werden. Er ließ dort nämlich als Grund für die München-Reise „18 Uhr Gespräch mit Hubert Burda“ vermerken. Tatsächlich hat es ein Treffen zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben. Wulff sah den Verleger erst später am Abend im Festzelt. Laut Burda hätten beide „zwei bis drei Sätze“ miteinander gesprochen. Hat Wulff also womöglich bei seiner Spesenabrechnung getrickst?

Wulffs Freund Groenewold blies am Freitag direkt zur Gegenoffensive. Weil die Staatsanwaltschaft in ihrer Pressemitteilung verlaublich war, der Filmmanager habe im Rahmen des Oktoberfestes knapp 4000 Euro an Kosten übernommen, wirft Groenewold ihr vor, die Öffentlichkeit gezielt verwirren zu wollen. In der Tat hatten Medien die Zahl fälschlicherweise auf die Causa Wulff bezogen. Groenewold drohte mit Unterlassungsansprüchen gegen die Staatsanwälte und das Land Niedersachsen, weil es nur um 754 Euro gehe.

MICHAEL FRÖHLINGS DORF,
MARTIN U. MÜLLER

* Mit Filmunternehmer David Groenewold (hinten).

DASS ZEIT IN NEW YORK
BESONDERS KOSTBAR IST,
DARF MAN IHR RUHIG ANSEHEN.

EINE UNVERGESSLICHE ZEIT IN NEW YORK, FIFTH AVENUE/55TH STREET

IN LONDON, PARIS, MADRID, WIEN, PEKING, NEW YORK
UND AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS. WWW.WEMPE.DE

WEMPE ZEITMEISTER 1/5A Fliegeruhr Keramik Chronograph mit Automatikwerk.
Deutscher Chronometer. € 3.600. Gerhard D. Wempe KG, Steinstraße 23, 20095 Hamburg



ATOMMÜLL

Wo ist der Feind?

Mit dem Endlager-Deal wollte der Umweltminister sein Gesellenstück abliefern. Doch handwerkliche Mängel und Widerstand aus den Ländern und von Parteifreunden gefährden den Erfolg.

Peter Altmaier hat nicht viel geschlafen in der letzten Nacht, manchmal massiert er sich mit den Fingerspitzen das Nasenbein, um seine Konzentration zu stärken. Der Bundesumweltminister hat in die fünfte Etage seiner Behörde in Berlin-Mitte geladen, um einen historischen Kompromiss zu erläutern. Da darf man nicht schwächeln.

Mit Sozialdemokraten und Grünen hat Altmaier die neuen Regeln für die Suche nach einem atomaren Endlager in Deutschland beschlossen. 35 Jahre lang erschütterte dieser Streit die Republik. Jetzt geht es scheinbar nur noch um das Kleingedruckte – und aus allen Ecken des Landes gibt es Kritik. Altmaier werden Statements vorgelesen. Da fordert Politiker A das eine, während Politiker B vor dem anderen warnt.

Der Minister ist genervt. „Die alten Feindbilder in der Atomfrage sind zusammengebrochen“, sagt der CDU-Mann, „auch wenn einige damit noch ihre Schwierigkeiten haben mögen.“ Es wäre nicht der „angemessene Umgang“, wenn das Abkommen jetzt in den parteipolitischen Sumpf gezogen würde: „Wir verhandeln nicht nach dem Motto Rot-Grün gegen Schwarz-Gelb.“

Gut möglich, dass er sich täuscht. Gerade war Altmaier mit seiner Strompreisbremse am Widerstand der Länder gescheitert. Die Verabredung, bis 2031 ein sicheres Endlager für Atom-müll zu finden, sollte endlich sein Gesellenstück sein.

Doch vom großen „überparteilichen Konsens“ ist schon wenige Tage nach dem historischen Deal nichts mehr zu spüren. Alle fallen über Altmaier her. Atomkraftgegner kritisieren den ausgehandelten Wortlaut als lückenhaft. Die Industrie ist beleidigt und mag die zwei Milliarden Euro Kosten für die neue Suche nicht zahlen, auch weil Altmaier sie nicht gefragt hat. Parteifreunde

von der CDU und Grüne torpedieren die Verhandlungen über eine noch offene, aber zentrale Frage: In welche Zwischenlager sollen in den nächsten Jahren 26 Castoren mit hochradioaktivem Müll gebracht werden?

Die Hochsicherheitsbehälter kommen aus den Atomanlagen im britischen Sellafield und im französischen La Hague zurück. Eigentlich sollten sie ins Zwischenlager Gorleben gebracht werden. Doch das soll nun nicht mehr passieren.

Altmaiers Deal sieht vor, Gorleben in Zukunft von diesen Transporten zu ver-

schonen. So soll der Protest im Wendland beschwichtigt werden. Die Atomgegner befürchten, dass weitere Castortransporte die Endlagersuche schließlich doch wieder auf den Standort Gorleben reduzieren würden.

Noch weiß Altmaier allerdings nicht, wo er die 26 tonnenschweren Eisensärge stattdessen unterbringen soll. Und ohne eine Lösung wird Niedersachsen der Einigung nicht zustimmen. „Ich möchte, dass auch die Frage der Zwischenlagerung geklärt ist, bevor das Endlagersuchgesetz endgültig abgestimmt wird“, verspricht Altmaier. „Dann können auch alle politisch Beteiligten mit dem Kompromiss leben.“

Es ist eine verkehrte Welt, mit der es der Minister zu tun hat. Auf einmal sind es Politiker der Grünen, die ihr Land als Lagerstätte für die gefährliche Fracht anbieten, während die einstigen Atomfreunde von der CDU strikt dagegen sind. Die Lage ist unübersichtlich, und genau das ist gefährlich für Altmaier.

Vor allem die Parteifreunde in Baden-Württemberg machen dem Minister das

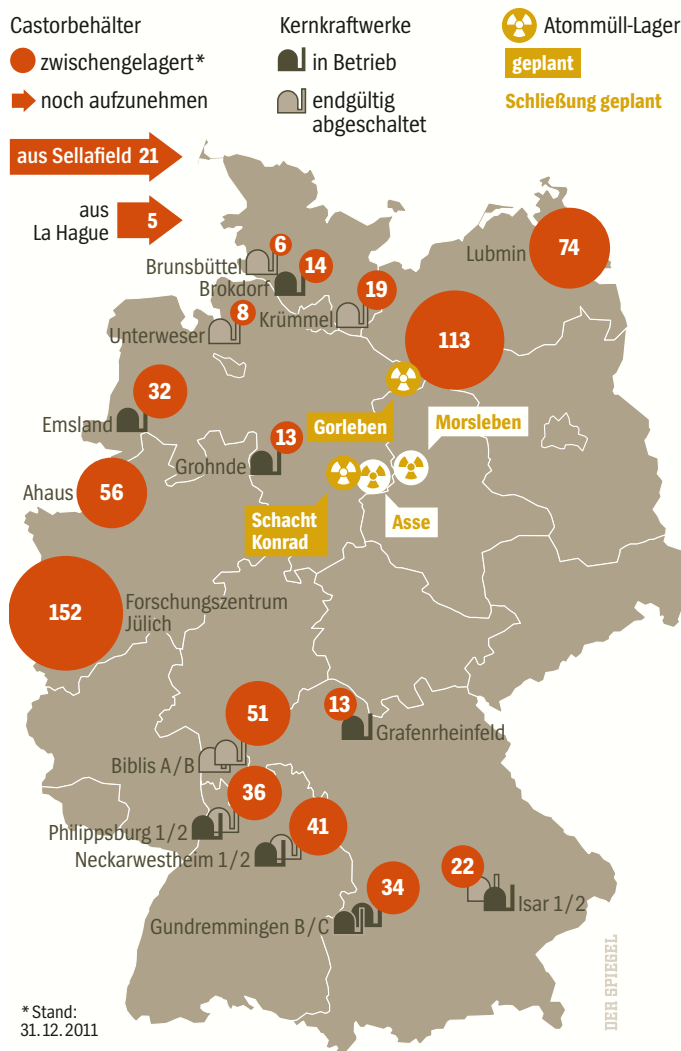
Leben schwer. „Das Endlagersuchgesetz versetzt das ganze Land in Aufruhr“, schimpft Thomas Bareiß, CDU-Bundestagsabgeordneter aus Balingen und energiepolitischer Koordinator der Unionsfraktion. Seine Heimat ein potentielles Endlager? „Überall, wo es potentielle Standorte gibt, machen sich die Menschen nun Sorgen“, sagt der konservative Christdemokrat. Völlig unnötig, wie er findet: „Schließlich hat man den Salzstock in Gorleben noch nicht bis zum Ende erkundet.“

Auch der baden-württembergische CDU-Landeschef Thomas Strobl kritisiert den Deal, den vor allem sein grüner Ministerpräsident Winfried Kretschmann ermöglicht hat. „Es kann nicht sein, dass ein Land voreilig Zustimmung für ein Zwischenlager signalisiert, ohne mit den Betroffenen zu reden“, sagt er. Er könne nicht nachvollziehen, „warum wir nun bundesweit weitere Zwischenlager brauchen. Und schon gar nicht in Baden-Württemberg“.

Strobl klingt plötzlich wie der Schutzherr der Protestbewegung: „Man hat weder mit den Gemeinden, den Betreibern noch gar den Bürgerinitiativen Kontakt aufgenommen“, klagt er.

Der CDU-Fraktionschef im Stuttgarter Landtag Peter Hauk

Strahlendes Erbe Atommüll in Deutschland





MARCUS BRANNIT / DPA

Kollegen Altmaier, Habeck: Drohungen in Richtung Berlin

assistent ihm. Die Zwischenlagerung von neuen Castoren in baden-württembergischen Kernkraftwerken komme nicht in Frage. „Wir werden uns mit aller Macht dagegenstemmen. Wir nehmen auf keinen Fall Abfälle aus anderen Ländern“, sagt er. „Da gibt es von unserer Seite keine Kompromissbereitschaft.“

Im schwarz-gelb regierten Hessen ist man nicht viel besser auf den Atomdeal zu sprechen. Dort will man sich möglichst nicht daran beteiligen. Als sich der grüne Fraktionschef Tarek Al-Wazir dafür aussprach, dass auch am Standort Biblis Castoren gelagert werden sollten, reagierte sein CDU-Kollege Christean Wagner empört: Es sei „unvernünftig und überflüssig, wenn Herr Al-Wazir eine Zwischenlagerung von hochradioaktivem Abfall in Hessen herbeiredet“. Plötzlich, so scheint es, hält die konservative hessische CDU Castoren für tickende Zeitbomben.

Der Widerstand der Union bringt die Grünen in die Bredouille. Bei der Sitzung der grünen Fraktionsvorsitzenden in München berichtete Al-Wazir am Freitag seinen Kollegen von Wagners Attacke und löste damit ungläubiges Staunen aus. Es könne doch nicht sein, „dass jetzt die Grünen Solidarität bei der Übernahme von Atommüll üben“, analysiert die niedersächsische Fraktionschefin Anja Piel, aber gleichzeitig „die CDU, die vor nicht allzu langer Zeit noch Befürworter dieser

Risikotechnologie war, jegliche Verantwortung für eine Lastenteilung ablehnt“.

Die grünen Umweltminister von Schleswig-Holstein und Baden-Württemberg hatten signalisiert, die Castoren in ihren Ländern zu lagern, um eine Einigung in der Endlagerfrage zu ermöglichen. Doch sie hatten dieses Angebot an Bedingungen geknüpft, darunter: Auch andere Länder sollen Castoren aufnehmen. „Das ist eine Frage der gerechten Lastenverteilung“, sagt der Kieler Umweltminister Robert Habeck.

Der war bislang einer der glühendsten Verfechter eines Kompromisses. Doch nun droht er seinem Kollegen in Berlin: „Altmaier kann nicht erwarten, dass ihm zwei von Grünen mitregierte Bundesländer die heißen Kohlen aus dem Feuer holen und ihm einen politischen Sieg bereiten“, so Habeck, „während die schwarz-gelben Landespolitiker sich einfach in die Büsche schlagen.“

In einem Brief an Habeck wünschte sich Altmaier, dass alle 26 Castoren nach Brunsbüttel gehen sollen. Der Minister war offenbar falsch gebriefert worden, denn in Brunsbüttel gibt es womöglich keinen Platz für so viele Behälter.

Der Energiekonzern Vattenfall, der das Lager am mittlerweile abgeschalteten Reaktor betreibt, hatte schon am 30. Mai 2012 den Antrag gestellt, zur „sicherungs-technischen Härtung des Lagergebäudes“

eine „Stahlbetonwand“ einzuziehen. Zudem müssten die Belüftungsschächte verändert werden. Daraus ergebe sich allerdings „eine Reduktion der Anzahl der Stellplätze für beladene Behälter“. So steht es in dem Schreiben an das Bundesamt für Strahlenschutz, das Altmaier unterstellt ist.

Doch auch sonst kommt Brunsbüttel für eine Lagerung zurzeit gar nicht in Frage, denn es gibt dort, wie auch an anderen Standorten, keine Reparaturmöglichkeiten für die Castoren. Allein das Genehmigungsverfahren würde nach Einschätzung von Fachleuten mindestens zwei Jahre dauern. Ein hoher Berliner Regierungsbeamter wundert sich angesichts des Hickhacks um die Castoren: „Wenn man sich schon bei der Frage der Zwischenlager nicht einigen kann, wie kann man ernsthaft glauben, eine gemeinschaftliche Lösung für ein Endlager zu erzielen?“

Ungeklärt ist bislang ebenfalls, wer die Kosten für die Zwischenlagerung, für die Suche nach einem Endlager und für etwaige Schadensersatzforderungen bezahlt. Die AKW-Betreiber müssten selbstverständlich dafür aufkommen, behauptete Altmaier lapidar auf der Pressekonferenz vergangenen Dienstag.

Doch da hätten seine Beamten den Gesetzentwurf besser formulieren müssen. Das ergibt sich aus einem wenig schmeichelhaften Gutachten, das im Auftrag der Grünen-Bundestagsabgeordneten Sylvia Kötting-Uhl entstanden ist.

„Der bisherige Pauschalverweis erscheint unzureichend“, urteilt der Göttinger Rechtsprofessor Werner Heun und kritisiert: „Die Kosten für die Offenhaltung des Erkundungsbergwerks Gorleben und eventuelle Rückbaukosten bleiben bisher sogar explizit ausgeschlossen.“ Heun mahnt eine andere Regelung an, mit der die Industrie auch wirklich zur Übernahme der Kosten gezwungen wäre.

Als vergangene Woche die AKW-Betreiber die Befürchtungen des Juraprofessors bestätigten, wurde es hektisch im Altmaier-Ministerium. Rasch bat man die Grünen-Fraktion um das heikle Gutachten. Jetzt arbeiten die Ministeriellen an einem strengeren Gesetzeswortlaut.

Zahlen am Ende die Bürger und nicht die Energiekonzerne, käme Altmaier unter Druck der Atomgegner. Dabei hatte er stolz verkündet, dass man die mit seinem Endlagersuchgesetz erstmals politisch eingebunden habe.

Das war womöglich ein wenig voreilig. Greenpeace etwa weigert sich, in der geplanten Enquete-Kommission mitzumachen, die die Kriterien für die Endlagersuche festlegen soll. Greenpeace-Atomexperte Heinz Smital sagt: „Diese Kommission ist ein reines Feigenblatt.“

RALF BESTE, SIMONE KAISER,
GERALD TRAUFFETTER

DAS BESTE WLAN



✓ **HIGHSPEED-WLAN!**

Mit bis zu 300 MBit/s und optimaler Frequenzwahl.

✓ **BESTE REICHWEITE!**

Höchste Reichweite und bester Datendurchsatz dank MIMO Mehrantennentechnik.

✓ **ECO-MODE!**

Funkleistung nur bei aktiver Datenübertragung, dadurch geringstmöglicher Stromverbrauch.

✓ **SICHERHEIT!**

Integrierte Firewall und WPA2-Verschlüsselung.

✓ **GAST-ZUGANG!**

Eigener WLAN-Zugang für Gäste – getrennt von Ihrem Heimnetzwerk zum Schutz Ihrer Daten.

✓ **100 GB ONLINE-SPEICHER!**

100 GB Online-Speicherplatz in einem der 1&1 Hochleistungs-Rechenzentren für Ihre Dateien, Bilder, Musik etc.

Auszeichnung der
1&1 HomeServer-Familie



Ausgabe 03/2012



1&1 DSL INTERNET UND TELEFON 19,99 ab €/Monat*

Sparpreis für volle 24 Monate,
danach 24,99 €/Monat.

6.000 – 50.000 kBit/s zum Sparpreis –
inklusive 1&1 HomeServer!*



1und1.de
0 26 02 / 96 90



Europa-Politiker Semeta, Bankenplatz Luxemburg: „Das EU-Modell ist der Vorreiter“

FINANZEN

„Schneller und härter“

EU-Steuerkommissar Algirdas Semeta, 50, über den Kampf gegen Steuerparadiese und segensreiche Steuerabkommen mit den USA

SPIEGEL: Herr Semeta, die Finanzminister von Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien und Großbritannien wollen den Kampf gegen Steuerhinterzieher verschärfen. In einem Brief kündigen sie einen automatisierten Informationsabgleich zwischen ihren Steuerbehörden an. Hilft das?

Semeta: Wenn die fünf Länder auf einen besseren Informationsaustausch drängen, bei dem alle Mitgliedstaaten die Steuern einnehmen können, die ihnen zustehen, ist das in der Tat positiv. Der automatische Austausch ist seit Jahren EU-Standard, und die Kommission will ihn seit langem ausweiten, um die Bekämpfung der Steuerhinterziehung zu stärken. Wenn nun fünf der größten Mitgliedstaaten das gleiche Ziel haben, können wir gute Ergebnisse erwarten. Am besten wäre es, das Paket zur Bekämpfung der Steuerhinterziehung, das die EU-Kommission vorgelegt hat, schnell zu verabschieden.

SPIEGEL: Bewegen sich deshalb Luxemburg und wohl auch Österreich, die bisher wegen ihres Bankgeheimnisses einen Informationsaustausch mit anderen Steuerbehörden abgelehnt haben?

Semeta: Ich kann die Bereitschaft von Luxemburg nur begrüßen, künftig den EU-Standard des automatisierten Informationsaustauschs zu übernehmen. Und

Österreich will sicherlich nicht auf Dauer isoliert bleiben.

SPIEGEL: Die USA setzen nicht nur auf einen automatisierten Informationsabgleich zwischen Staaten, sondern zwingen etwa Schweizer Banken, Daten über Steuerhinterzieher herauszurücken. Ist das auch in der EU vorgesehen?

Semeta: Das EU-Modell ist der Vorreiter, auf dem nun die sogenannten Fatca-Abkommen der USA basieren. Deshalb haben wir bereits die Strukturen und Instrumente, um auch mit Staaten außerhalb der EU Informationen auszutauschen. Wir haben in Verhandlungen mit den Amerikanern vereinbart, dass die Informationen über die Regierungen und nicht die Finanzinstitute ausgetauscht werden können. Das ist für alle Beteiligten günstiger. Außerdem haben Verträge auf Regierungsebene den Vorteil, dass der Informationsfluss keine Einbahnstraße ist. Bei einem gemeinsamen Vorgehen von Europa und den USA wird sich der automatische Informationsaustausch sehr schnell weltweit durchsetzen.

SPIEGEL: Die bisherige EU-Zinsrichtlinie, die die Besteuerung von Zinseinkünften EU-weit regeln soll, lässt noch viele Schlupflöcher für Steuerhinterzieher.

Semeta: Die EU-Zinsrichtlinie hat Verdienste, aber es gibt Schlupflöcher, die

von Steuerflüchtlingsen ausgenutzt wurden. Bereits 2008 hat die EU-Kommission versucht, diese Lücken zu schließen. Aber bislang haben sich die Mitgliedstaaten nicht auf eine Revision einigen können, da Österreich und Luxemburg den Prozess blockierten. Nachdem Luxemburg seine Meinung geändert hat und Österreich hoffentlich nachziehen wird, hoffe ich auf eine baldige Verschärfung der Richtlinie.

SPIEGEL: Aber Dividenden und andere Kapitaleinkünfte sind doch vom Informationsaustausch ausgenommen.

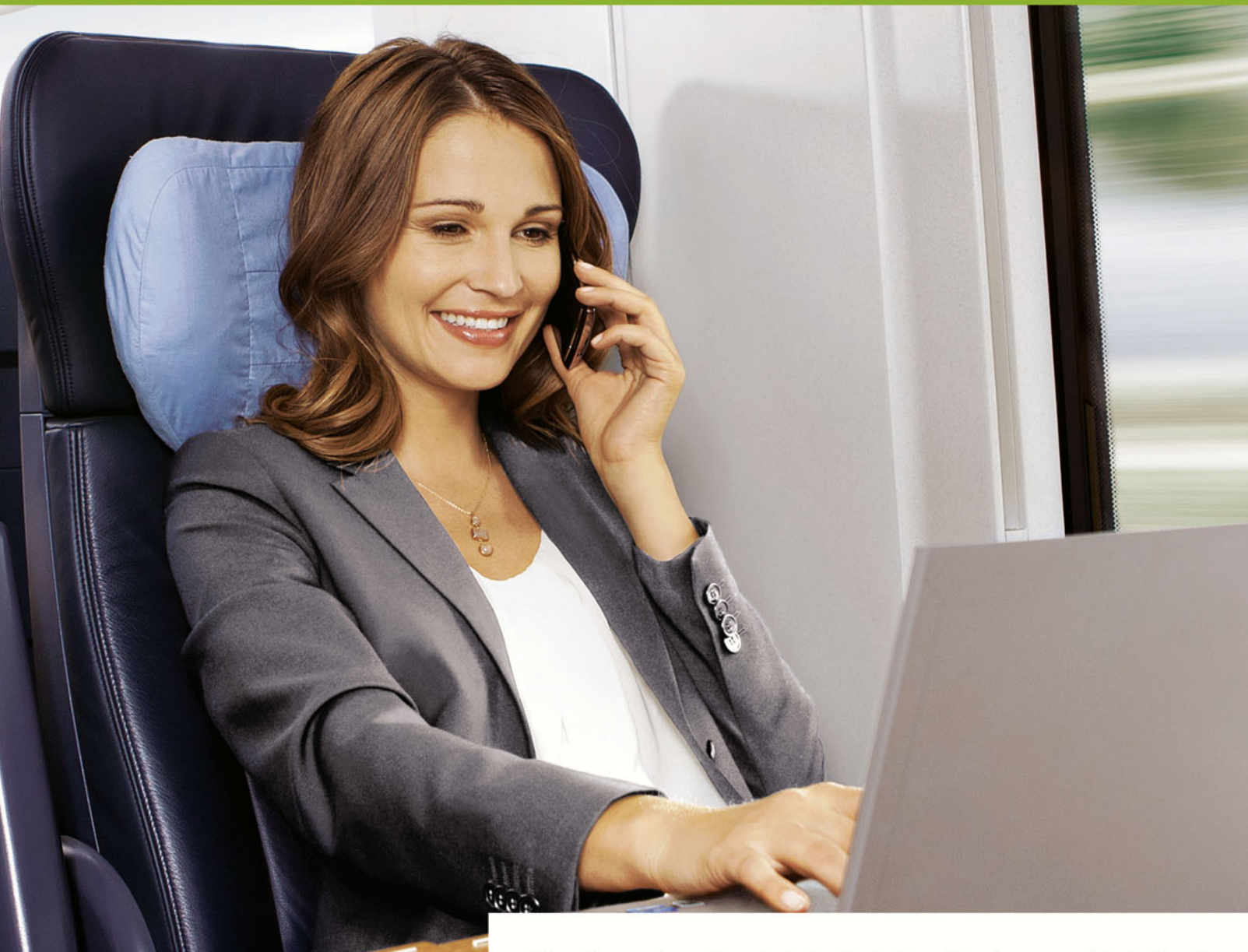
Semeta: Die Regeln, die dieses Jahr in Kraft getreten sind, sehen nach und nach eine Ausweitung des Informationsaustauschs vor. Ab 2014 wird er unter anderem Arbeitseinkommen und Lebensversicherungen umfassen. Und dann kommt ein weiterer Schritt: die Ausweitung auf Dividenden und andere Kapitalerträge. Weil nun viele Staaten den Wunsch haben, schneller und härter gegen Steuerflucht vorzugehen, ist es gut möglich, dass sich der Prozess beschleunigt. Zumal die Fatca-Abkommen vorsehen, dass wir die USA über alle Investment-Erträge ihrer Bürger informieren.

SPIEGEL: Wie stehen die Chancen, auch Betrüger in Steuerparadiesen wie den British Virgin Islands oder den Cayman Islands zu belangen?

Semeta: Im vergangenen Jahr habe ich ein neues Vorgehen gegen Steueroasen vorgeschlagen. Damit gäbe es gemeinsame schwarze Listen und entsprechende Sanktionen. Das hätte eine enorm abschreckende Wirkung. Zudem habe ich harte Sanktionen gegen Steuerflüchtlingsen vorgeschlagen. Aber vielen EU-Mitgliedern gehen die Ideen zu weit. Ich hoffe, dass es nun eine größere Bereitschaft gibt.

INTERVIEW: CHRISTOPH PAULY

Grün fahren. Schwarze Zahlen schreiben. Die Schiene ist der Weg.



Ab sofort reisen Sie mit jeder BahnCard Business und BahnCard mit 100% Ökostrom in allen Fernverkehrszügen in Deutschland. Kunden des bahn.corporate-Programms sind übrigens auch ohne BahnCard immer grün unterwegs. Informieren und mitmachen unter: **www.bahn.de/bahncorporate**.

Die Bahn macht mobil.

ESSAY

Das Superweib

Warum die Frauenbewegung Frieden mit Margaret Thatcher schließen sollte

Von Christiane Hoffmann

Eigentlich hätten sie jubeln müssen. Es als großen Sieg feiern müssen, als historischen Tag, als Meilenstein in der Geschichte des Feminismus.

Als Margaret Thatcher am 4. Mai 1979 in die Downing Street No. 10 einzog, hätte das ein großer Tag für die Frauenbewegung sein können: die erste Frau, die es an die Spitze einer großen westlichen Demokratie geschafft hatte.

Stattdessen hielt am Tag ihrer Wahl eine Gruppe von Feministinnen im Londoner Stadtteil Finchley ein Plakat in die Höhe: „Wir wollen Frauenrechte, wir wollen keine rechte Frau.“ Thatcher war zwar eine Frau, aber in den Augen der Frauenbewegung war sie die falsche. „Frausein alleine genügt nicht“, schrieb Alice Schwarzer 1979 in der „Emma“.

Thatcher war rechts, sie hielt nichts von Gleichheit, sie setzte sich nicht für Frauen ein. Und elf Regierungsjahre machten die „Eiserne Lady“ zur Hassfigur des Feminismus. Der sah Thatcher als „Mann im Kostüm“, als „Männerfrau“, die von Männern akzeptiert wurde, „weil sie deren Welt bestätigt“.

Der Hass hält an. „Immer wenn Thatcher als Feministin bezeichnet wird, stirbt in mir ein Stück Feminismus“, schrieb die britische Autorin Jenny Anderson Anfang vergangenen Jahres, als Hollywood mit dem Film „The Iron Lady“ Thatcher ein Denkmal setzte. Und der Sänger Morrissey prophezeite in der vergangenen Woche in einem vernichtenden Nachruf, dass es wegen Thatcher in der britischen Politik wohl nie wieder eine Frau an der Macht geben werde. „Anstatt die Tür für Frauen aufzustoßen, hat sie sie geschlossen.“

Die Abneigung war gegenseitig. „Ich hasse den Feminismus. Er ist Gift“ – diese Äußerung ist von Thatcher überliefert. Sie war überzeugt, der Frauenbewegung nichts zu verdanken und bedachte ihre kämpferischen Geschlechtsgenossinnen mit unverhohlener Überheblichkeit: „Manche von uns haben bereits an ihrer Karriere gearbeitet, als noch niemand an die Frauenbewegung dachte.“ Die feministischen Kampfthemen von der sexuellen Befreiung über häusliche Gewalt bis zum Recht auf Abtreibung interessierten sie nicht. Sie wollte an die Macht. Thatcher wollte das von Männern beherrschte System nicht verändern, sondern es beherrschen.

Thatcher förderte keine Frauen. Als Premierministerin holte sie nur eine einzige Frau in ihr Kabinett, und auch die bekam kein wichtiges Ministeramt. „In ihrem ganzen Leben hat sie immer Männern den Vorzug vor Frauen gegeben“, sagte Thatcher-Biograf Charles Moore vor Jahren in einem Interview. Die intelligentesten und mächtigsten Männer des Landes um sich zu scharen, ihnen jeden Tag Befehle geben zu können – das sei ihr Traum gewesen.

Und das Schlimmste: Die Eiserne Lady war der lebende Gegenbeweis der feministischen Verheißung, dass Frauenherrschaft die Welt verbessert. Die Utopie eines gerechteren und

friedlicheren, weil von Frauen regierten Planeten zerstörte sie mit Klassenkampf und Falkland-Krieg.

Trotzdem verachtet die Frauenbewegung Thatcher zu Unrecht. Sie selbst sah sich immer auch als Frau, sie inszenierte ihre Weiblichkeit und machte ihren Aufstieg in einer Männerwelt zum Thema. Manches, was sie vorlebte, erscheint mehr als zwanzig Jahre nach ihrem Auszug aus der Downing Street geradezu prophetisch.

Genau die Thesen, die bis heute für viele Frauen am drängendsten sind, beschäftigten sie schon damals: Karriere und die



DILIP MEHTA / CONTACT PRESS / AGENTUR FOCUS

Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Schon Anfang der Fünfziger forderte Thatcher gleiche Chancen für Frauen und Männer. Frauen sollten „sogar Kabinettposten“ erringen können: „Warum nicht ein weiblicher Schatzkanzler? Oder ein weiblicher Außenminister?“ Zweifellos dachte sie bei diesen Forderungen in erster Linie an sich selbst. Aber was ist schlecht daran?

Thatcher sah sich durchaus als Vorkämpferin in der Frauenfrage, auch wenn sie nichts mit feministischer Theorie am Hut hatte: „Ich bin momentan die einzige Frau in führender politischer Stellung“, sagte sie als Parteiführerin 1977, „wenn ich scheitern sollte, wäre das ein Rückschlag für unser ganzes Geschlecht.“

Es war nicht ihre Politik, sondern ihr Leben, das sie zur Vorkämpferin machte. Was heute als Vereinbarkeit von Familie und Karriere diskutiert wird, löste sie auf ihre eigene ebenso konservative wie progressive Weise. Heute würde man Thatcher ein Superweib nennen: Ehefrau, Mutter, Karrierefrau. Und auf ihre eigene, die Erotik weiblicher Macht ausspielende Weise, war sie auch noch sexy.

Thatcher, die gern mit Schürze am Abwaschbecken posierte, drehte tatsächlich die Rollenverteilung zu Hause in feministisch vorbildlicher Weise um. Am Ende hatte sie alles: ihren geliebten Gatten Denis, zwei Kinder und die Karriere, die sie wollte.

Die klassische Frauenrolle, die sie als Ehefrau und Mutter neben dem beruflichen Aufstieg spielte, war nicht nur Voraussetzung für ihren Erfolg in der konservativen Partei. Sie war Teil ihrer Identität.

Thatcher umgab sich mit den Insignien konservativer Weiblichkeit: Röcke, Kostüme, die sorgfältig aufgetürmte Föhnfrisur. Angeblich gibt es nur drei Fotos, auf denen sie in Hosen zu sehen ist. Sie interessierte sich für Mode und wählte Kleidung sorgfältig aus. Jeden zweiten Tag war in ihrem Kalender ein Termin für die Lockenwickler reserviert. Dazu passte, dass die Handtasche zu ihrem Markenzeichen wurde: Sie war weibliches Accessoire, Zepter und notfalls auch schlagkräftige Waffe.

Für die Frauenbewegung war Thatcher eine, die ihre erotischen Reize einsetzte, um in einer Männerwelt ihre Ziele zu erreichen. Das ist ungerecht. Thatcher verdankt ihren Aufstieg weder ihren Beinen noch ihrem Augenaufschlag. Aber ihr femininer Auftritt könnte durchaus Inspiration sein für Frauen, die ihr Geschlecht beim Eintritt in die Karriere nicht an der Garderobe abgeben wollen. Ihr Biograf Moore bescheinigt Thatcher eine „enorme sexuelle Präsenz“.

Der Preis war hoch: Auf ihrem Weg nach oben sah sich Thatcher ständig sexistischen Sprüchen ausgesetzt. Rainer Bröderle würde da als Gentleman durchgehen. Von Frauen wie Männern



Thatcher mit G-7-Staatschefs
beim Gipfel in Versailles 1982

„Im Grunde ihres
Herzens hielt sie
Frauen für das über-
legene Geschlecht:
tatkräftiger,
zupackender und
pragmatischer.“

wurde sie beispiellos beschimpft und von „bitch“ (Hündin, Hure) bis „witch“ (Hexe) mit allen denkbaren Schimpfwörtern bedacht. Aber das brachte sie nicht dazu, ihre Weiblichkeit zu verstecken.

Ihr Biograf Moore sieht die Eiserne Lady als Feministin, weil sie Frauen im Grunde ihres Herzens für das überlegene Geschlecht hielt. „Sie war Feministin, denn sie dachte immer: Wir sind die Besten“, so Moore. Sie hielt Frauen für tatkräftiger, zupackender und pragmatischer. Und Männer oft für Schwätzer. „Wenn du etwas gesagt haben willst, frag einen Mann. Wenn du etwas getan haben willst, frag eine Frau.“ Das war ihr Motto.

Thatchers größtes Verdienst für die Sache der Frauen war ihre eigene Karriere. Sie schaffte es, an die Spitze einer der mächtigsten Demokratien der Welt gewählt zu werden. Damit erbrachte sie für sich und alle Frauen den „Sie kann es“-Beweis. Sie schaffte es nach ganz oben – sogar ohne Quote, durch eigene Leistung, Mut, Fleiß und Hartnäckigkeit. Thatcher hat auch gezeigt, dass Frauen nicht nett, freundlich, geschmeidlich sein müssen, um ihre Ziele zu erreichen.

In den Nachrufen der vergangenen Woche spielte die Frauenfrage so gut wie gar keine Rolle. Um so bemerkenswerter ist, dass ausgerechnet Kanzlerin Angela Merkel in ihrer kurzen Beileidsbekundung dieses Thema ansprach. Ausgerechnet Mer-

kel, die sich – wie Thatcher – das Frauenthema nie zu eigen gemacht hat.

Thatcher, so Merkel in ihrer Würdigung, sei keine Frauenpolitikerin gewesen. „Aber indem sie sich zu Zeiten, als dies noch nicht selbstverständlich war, als Frau im höchsten demokratischen Amt behauptete, hat sie vielen nach ihr ein Beispiel gegeben.“

Warum diese Würdigung einer Frau, die sich „im höchsten demokratischen Amt behauptete“? Spricht da die Kanzlerin über eine Frau, die für sie ein Vorbild ist? Oder darüber, wie sie sich selbst sieht: keine Frauenpolitikerin, aber ein Beispiel?

Bei aller Unterschiedlichkeit zwischen der Lady im Kostüm und der Kanzlerin im Hosenanzug gibt es bemerkenswerte Ähnlichkeiten zwischen den beiden. Ausgerechnet an der Spitze konservativer Parteien zogen Frauen in die mächtigsten politischen Ämter Europas ein. Beide verstanden es, männliche Vorurteile für sich zu nutzen: Jahrelang unterschätzt, legten sie die Grundlagen für ihren Erfolg und griffen dann im entscheidenden Moment nach der Macht.

Mit der Euro-Krise ist Merkel nun auch eine ähnliche politische Aufgabe zugefallen wie der britischen Regierungschefin. Wie Thatcher den Briten ein Sparprogramm aufzwingen, tritt Mer-

kel heute in Europa als eiserne Sparkanzlerin auf. Zumindest in Südeuropa ist Merkel genauso verhasst wie Thatcher einst bei den Linken im eigenen Land. Schulden abbauen und Staatsausgaben beschränken – das sind die großen Themen von Merkel und Thatcher. Wie Merkel, die die schwäbische Hausfrau zum Ideal der Staatskunst erhob, hielt auch die Krämerstochter Thatcher hauswirtschaftlichen Sachverstand für die Grundlage guten Regierens.

Beide – Merkel und Thatcher – waren und sind aber eben keine Frauenpolitikerinnen. Thatcher erkannte früh, dass sie sich mit Frauenfragen in der Männerwelt keinen Respekt verschaffen konnte. So bitter das für die Frauenbewegung sein mag: Als Lobbyisten ihres Geschlechts wäre keine der beiden ernst genommen worden. Sie hätten es nicht ins Zentrum der Macht geschafft.

Sie kämpften nicht gegen das System der Männerherrschaft, sondern um den Aufstieg innerhalb des Systems. Die Bedingung: Sie mussten die Spielregeln des Machtbetriebs anerkennen und annehmen.

Thatcher ist eine Einzelkämpferin geblieben, ein Leuchtturm. Nach ihr hat keine Frau in der britischen Politik je wieder eine bedeutende Rolle gespielt. Auch Merkel hat in der Frauenpolitik wenig bewirkt. Aber sie hat Frauen in die Politik geholt, sich mit Frauen umgeben, Frauen gefördert. Das unterscheidet sie von Thatcher.

In Deutschland hat Alice Schwarzer die Kanzlerwahl von Merkel 2005 unter der Überschrift „Wir sind Kanzlerin“ begeistert begrüßt. Den Vorteil einer Frau im Kanzleramt schätzte sie höher als den Makel, dass es keine Feministin war. Auch als Thatcher zur Premierministerin gewählt wurde, hatte Schwarzer bei aller Abneigung gewürdigt, dass der Sieg der „zielstrebigsten Margaret Thatcher andere Frauen ermutigen könnte“. Sie hatte recht. Mit jedem Aufstieg werden Frauen an der Macht zur Selbstverständlichkeit. Es ist schon ein paar Jahre her, da stellte meine Tochter, damals siebenjährig, die entscheidende Frage: Mama, kann eigentlich auch ein Mann Bundeskanzler werden?

Lesen Sie weiter auf Seite 92:

Ihr Vorname war „Ärger“: Der Ex-Chef des „Guardian“ erinnert sich.

BILDUNG

Zurück zum Kerngeschäft

Der neuseeländische Forscher John Hattie hat ermittelt, was Schüler erfolgreich macht – und was nicht. Sein Befund muss übereifrige Reformen stoppen: Auf den Unterricht kommt es an.

Der Blick aufs Barometer ist in Deutschland ein wenig aus der Mode gekommen. Meist sind es Rentner, die allmorgendlich prüfen, ob der Luftdruck steigt oder fällt.

John Hattie, 62, stammt aus Neuseeland und lehrt in Australien. In einer Weltregion also, wo eine Veränderung um ein paar Millibar womöglich den nächsten tropischen Wirbelsturm anzeigt oder eine Hitzewelle; wo es sich jedenfalls lohnen kann, den Luftdruck genau zu messen. Das mag dazu beigetragen haben, dass Hattie, Professor an der Universität Melbourne, ein Instrument aus der Meteorologie gewählt hat, um seine Forschungsergebnisse zu illustrieren.

Der „vielleicht einflussreichste Bildungsforscher der Welt“ („Times Educational Supplement“) bildet auf einer Barometerskala ab, wie stark sich 138 Faktoren auf die Leistungen von Schülern

auswirken. Vor vier Jahren veröffentlichte Hattie sein Buch „Visible Learning“, seither sorgt es in der Wissenschaftswelt für Furore. Nun erscheint die deutschsprachige Übersetzung, und Hattie stellt in dieser Woche an der Universität Oldenburg seine Thesen erstmals hierzulande einem größeren Kreis vor*.

Sie sind geeignet, der kleinteiligen und teilweise ideologisch geführten Schuldebatte in Deutschland eine neue Richtung zu geben. Denn der ehemalige Musiklehrer fasst rund 800 englischsprachige Meta-Analysen über Schülerleistungen statistisch zusammen; es flossen Studien mit Daten von insgesamt 250 Millionen Schülern ein, die Arbeit dauerte über 15 Jahre lang. Hatties Mammutwerk könnte auch in Deutschland Bildungspolitiker, Eltern und Lehrer zu der Einsicht bewegen, sich zu oft über das Falsche gestritten zu haben.

„Viele der am intensivsten diskutierten Probleme sind diejenigen, welche die geringsten Effekte aufweisen“, kritisiert Hattie. Gemeint sind damit etwa: kleinere Klassen, jahrgangsübergreifender Unterricht, das Sitzenbleiben, die Frage, ob die Schüler Uniformen tragen oder nicht – alles völlig oder nahezu wirkungslos.

Ob das Gymnasium nun acht oder neun Jahre lang dauern soll, die Grundschule vier oder sechs – über solche Bildungsfragen mögen sich in der Bundesrepublik Volksinitiativen gründen und Landesregierungen zerlegen, doch Hattie muss sie für nachrangig halten. Um „kosmetische oder lediglich den Anstrich betreffende Reformen“ werde zu viel Aufwand betrieben. Stattdessen lautet seine Lösung: zurück zum Kerngeschäft.

Hattie setzt, so interpretiert der Kieler Schulforscher Olaf Köller den Kollegen, auf „Tiefenmerkmale des Unterrichts“, während „Oberflächenmerkmale, die sich vor allem auf Rahmenbedingungen von Schule und Unterricht beziehen, weitgehend unwirksam“ seien.

In Hatties Rangliste liegen Faktoren vorn, die sich nur im direkten Verhältnis von Schüler und Lehrer herausbilden können (siehe Grafik). Auf Platz eins das Vertrauen der Schüler in die eigene Leistung, auf Platz zwei das altersgerechte Unterrichten entsprechend der kognitiven Entwicklung, auf Platz drei die fortwährende Überprüfung des Unterrichtserfolgs.

Hattie verwendet sperrige Begriffe, die man erklären muss, sie liegen weitab von den griffigen Formeln mancher Hirnforscher, Motivationspsychologen oder Medienphilosophen. Er zeigt auf, dass nachhaltige Qualität nur in den Schulen entstehen kann. Sie lässt sich weder von Schulpolitikern verordnen noch durch Alarmismus herbeireden.

Viele Aufregertemen räumt Hattie ab: Laut seiner Analyse unterscheiden sich Mädchen und Jungen über längere Sicht kaum in ihren Lernleistungen, weder bei den verbalen Fähigkeiten noch in Mathematik oder Naturwissenschaften. Privatschulen machen Schüler nicht schlauer, ebenso wenig wie konfessionelle Anstalten.

Auch bei anderen populären Sujets kommt er zu durchaus differenzierten Schlüssen: Scheidungskinder lernen im Vergleich etwas schlechter, Schulwechsler erheblich schlechter und: „Der Gesamteffekt des Fernsehens auf die Lernleistung ist gering, aber negativ.“

Wer das Werk des Pragmatikers Hattie gelesen hat, muss Schulpropheten wie dem Bestsellerautor Richard David Precht misstrauen, der in seinem neuen Buch eine „Bildungsrevolution“ ausruft und mit

* John Hattie: „Lernen sichtbar machen“. Von Wolfgang Beywl und Klaus Zierer überarbeitete deutschsprachige Ausgabe. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler; 439 Seiten; 28 Euro.

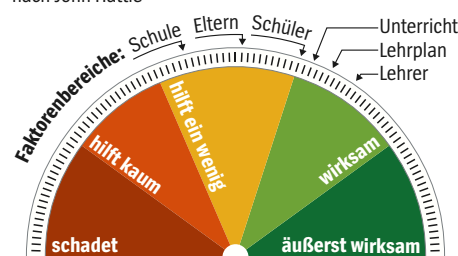
Wissenschaftler Hattie



MARCEL AUCAR PHOTOGRAPHY

Wirksam oder nicht?

Das Barometer der Lernerfolg-Faktoren nach John Hattie



Rang Einzelfaktoren

- 1 Vertrauen der Schüler in die eigene Leistung
- 2 Altersgerechtes Unterrichten
- 3 Fortlaufende Überprüfung des Unterrichtserfolgs
- 8 Klarheit der Lehrperson
- 10 Feedback an den Lehrer
- 15 Vokabel- und Wortschatzförderung
- 31 Häusliches Anregungsniveau
- 32 Sozioökonomischer Status der Eltern
- 34 Fordernde Lernziele
- 55 Vorschulprogramme
- 88 Hausaufgaben
- 100 Individualisierung
- 106 Klassengröße
- 131 Jahrgangsübergreifende Klassen
- 132 Freiarbeit
- 133 Offener Unterricht
- 136 Nicht-Versetzen
- 137 Fernsehen
- 138 Schulwechsel

DER SPIEGEL

KRAFT- VOLL- HYBRID

JETZT TESTEN: DIE NEUEN VOLLHYBRID-
MODELLE GS 450h UND RX 450h

Ob luxuriöse Limousine oder Premium-SUV, die neuen Lexus Modelle GS 450h* und RX 450h** vereinen durch die intelligente Kombination von Benzin- und Elektromotoren scheinbar Unvereinbares. Viel Kraft und wenig Verbrauch – so wird Fahrspaß heute definiert! Und das in einem Ambiente voll technischer Innovationen und in einer Qualität, die begeistert.

Vereinbaren Sie gleich eine Probefahrt in Ihrem Lexus Forum oder gebührenfrei unter 08 00/5 20 21 22.

SIND SIE BEREIT?



*GS 450h: 3,5-l-V6-Benzintriebwerk, ein Hochleistungs-Elektromotor, Gesamtsystemleistung: 254 kW (345 PS).

**RX 450h: 3,5-l-V6-Benzintriebwerk und zwei drehmomentstarke Elektromotoren, Gesamtsystemleistung: 220 kW (299 PS). Kraftstoffverbrauch der hier gezeigten Modelle kombiniert 6,3-5,9 l/100 km, CO₂-Emissionen kombiniert 145-137 g/km (nach EU-Messverfahren). Abb. zeigt GS 450h F Sport und RX 450h F Sport. ¹Quelle: auto motor und sport Eco-Drive-Vergleichstest (Ausg. 19/2012). ²Quelle: Auto Bild Vergleichstest Oberklasse-Hybridautos (Ausg. 32/2012). ³Quelle: Autozeitung Hybrid-Vergleichstest (Ausg. 26/2012).



Schulunterricht in Bonn

MARIUS BECKER / PICTURE ALLIANCE / DPA

dem „Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern“ abrechnet. Um die angeblich drohende Katastrophe abzuwenden, schlägt Precht vor, die Grenzen zwischen den Schulfächern aufzuheben, jahrgangsübergreifend zu lehren, die Ziffernnoten und das gegliederte Schulsystem abzuschaffen und die Schulbauten zu verschönern. Schulpolitik müsse wieder utopiefähig werden, forderte er vorige Woche in der „Zeit“.

Der Neuseeländer Hattie hält sich hingegen lieber an das, was sich messen lässt, nicht an die gefühlte Temperatur. Dennoch verlangt er viel. Von den Lehrern zum Beispiel, dass sie sich der Wirksamkeit ihres Handelns bewusst sind. Laut einer Allensbach-Umfrage von 2011 glaubt fast die Hälfte der Lehrerinnen und Lehrer in Deutschland, nur wenig oder gar keinen Einfluss auf die Schüler zu haben.

Für Hattie ist der Lehrer der zentrale Regisseur: Idealerweise interveniert er im Klassenzimmer auf „wohlbedachte und sinnvolle“ Weise, überprüft sich fortlaufend selbst und steht für den Erfolg seiner Arbeit ein. „Wenn die Lernenden nicht genügend denken, dann stimmt mit dem Unterricht etwas nicht“, schreibt der Wissenschaftler.

Ein guter Lehrer stelle hohe Ansprüche an seine Schüler, zu niedrige führten zu einer „sich selbst erfüllenden Prophezeiung“. Den guten Lehrer treiben eine „ethische, zugewandte Haltung“ und statt abstrakter Konzepte eher die „Liebe zum Stoff“ an, so Hattie. „Bei Bildung geht es um mehr, als nur den Menschen das Denken zu lehren. Es geht auch darum,

den Menschen Dinge nahezubringen, die es wert sind, dass man sie lernt.“

Es komme also auf den Lehrer an, so wird Hattie weltweit rezipiert. Das ist nicht ganz falsch und doch zu einfach – die Verkürzung ist gefährlich, weil sie die Lehrer überfordern könnte. „Die Lehrperson kann für sich genommen keine Wirkung ausüben, dafür braucht es genauso die Schülerinnen und Schüler selbst – und deren Eltern, mit ihren Rechten und Pflichten“, sagt Hatties Übersetzer, der Oldenburger Erziehungswissenschaftler Klaus Zierer.

Auch dessen Münsteraner Kollege Ewald Terhart wendet sich gegen Vereinfachungen und kritisiert den „Glauben an die unendliche Steigerbarkeit des Lernens und die Beförderung des Lernens durch das richtige, gute Lehrerhandeln“ bei Hattie und dessen Anhängern.

Sicherlich: Wie alle Bildungsforscher ist Hattie nicht unangreifbar, nicht alle seine Befunde sind auf Deutschland übertragbar. Das Instrument der umfassenden Rangliste birgt außerdem die Gefahr, dass jeder sich die Punkte herauspicks, die er ohnehin auf der Agenda hat. Doch um einfache Handreichungen geht es Hattie gar nicht.

Das wichtigste Instrument in seinem Werk lautet „Feedback“. Rückmeldung an Lehrer kann von anderen Kollegen kommen, die den Unterricht beobachten, oder von regelmäßigen Expertenbesuchen außerhalb einer mit großem Popanz betriebenen Schulinspektion.

Rückmeldung soll auch von den Schülern kommen, die Auskunft darüber geben, ob sie in einer Schulstunde etwas

gelernt haben oder nicht.

Die erforderlichen Qualitäten seien erlernbar, schließlich gehe es Hattie um „Lehrerhandeln“, nicht um „Lehrerpersönlichkeit“, schreiben Ulrich Stefens und Dieter Höfer vom Landesschulamt Hessen, die als eine der wenigen Schulgestalter schon öffentlich über die Schlüsse aus Hatties großem Wurf nachgedacht haben. „Folgt man Hatties Forschungsbilanz, so hätten sich die Anstrengungen vor allem auf eine weitere Professionalisierung des Lehrpersonals zu konzentrieren.“ Auch Rainer Dollase, emeritierter Bildungspsychologe an der Universität Bielefeld, folgert in der

„Saarbrücker Zeitung“: „Für die Bildungspolitik ist die Lehrerausbildung und -fortbildung das wichtigste Gebiet.“

Doch ausgerechnet auf diesem so wichtigen Feld tut sich in Deutschland trotz einer gerade ausgerufenen Qualitäts-offensive zu wenig. Hatties Analyse für die von ihm untersuchten angelsächsischen Länder kann getrost auch hierzulande gelten: Die Lehrerbildung, so zitiert Hattie einen Kollegen, sei das „Dodge City der Bildungswelt“ und wie die sagenumwobene Stadt im Wilden Westen „von Ungewissheit und Desorganisation geprägt“.

Abseits einiger neugegründeter „Schools of Education“ fristet das Lehramt an vielen Universitäten noch immer ein Schattendasein, die angehenden Lehrer sind über alle Fakultäten verteilt. Es gibt keine bundeseinheitlichen Leistungsstandards, keine verbindlichen Selbsttests oder Eingangsprüfungen für Interessenten, nicht einmal ein verpflichtendes Schnupperpraktikum (SPIEGEL 52/2012).

Die Politik feierte es vorigen Freitag schon als Erfolg, dass nun alle 16 Bundesländer gegenseitig ihre Lehramtsabschlüsse anerkennen und so der Wechsel von einem Bundesland zum anderen einfacher wird. Von konkreten Maßnahmen für einen besseren Unterricht war in den Verlautbarungen kaum die Rede.

Bei Hattie würde diese Länder-Initiative wohl einen niedrigen Barometerwert erhalten. Denn: „Je weiter sich eine Innovation vom Lehren und Lernen entfernt, desto eher wird sie zur nationalen Bildungsstrategie.“

JAN FRIEDMANN



WORLDCLASS TRAVELERS

David Beckham. Ein Mann von Welt, der sich der Perfektion verschrieben hat. Der Präzision und dem Stil. Eine Legende, die High Performance zelebriert. Am Handgelenk die Breitling Transocean Chronograph Unitime, die ultimative Reiseuhr mit von der COSC offiziell Chronometer-zertifiziertem Manufakturkaliber B05 und 5-jähriger Breitling Garantie. Automatischer Hochleistungschronograf. Patentierter Universalzeitmechanismus mit ständiger Zeitanzeige aller 24 Zeitzonen und ultrabediensfreundlichem Korrektursystem über die Krone. Komfort und Eleganz für First-Class-Reisen. Von Breitling.



Katalog und Info unter
Tel. 0721 98 48 30

BREITLING.COM



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



Putin-Gegnerin Martens in Hannover*

„Wir hätten ihn auch erschießen können“

PROTESTE

Die nackten Kanonen

Aktivistinnen der ukrainischen Gruppe Femen demonstrieren mit blanken Brüsten gegen das Patriarchat. Nun wollen sie auch in Deutschland durchstarten.

Wladimir Putin könnte jetzt tot sein. „Wir hätten ihn auch erschießen können“, sagt Klara Martens. Am Eingang zur Messe in Hannover habe niemand sie und ihre Freundinnen nach Schusswaffen durchsucht. Martens glaubt, sie hätten locker eine Knarre reinschmuggeln und damit auf Putin zielen können. Aber das hatten die Frauen natürlich nicht vor. Als Waffe genügten ihre nackten Brüste.

Anfang vergangener Woche rauschten diese Bilder um die Welt: Die Kanzlerin führt Putin im Tross über die Messe, fünf halbnackte Frauen stürmen kreischend auf die Gruppe zu; die Kanzlerin guckt erschrocken, ihre Leute gucken erschrocken, Putin grinst und reckt beide Daumen hoch.

Es war die bislang spektakulärste Aktion von Femen auf deutschem Boden, und es wird nicht die letzte gewesen sein. Was vor fünf Jahren mit inszenierten Nacktprotesten in der Ukraine begann, soll sich nun auch in Deutschland etablieren. Die Femen-Mitgründerin Alexan-

dra Schewtschenko ist extra angereist, um die deutschen Aktivistinnen anzulernen, seit ein paar Wochen wohnt sie bei Klara Martens in Berlin. Die Frage ist, ob die Methode Femen auch in Deutschland funktioniert.

Zwei Tage nach der Aktion gegen Putin sitzt Martens, 22, in einem Café in Berlin-Mitte. Sie kommt direkt aus der Uni, Martens studiert an der Technischen Universität, fünftes Semester Ingenieurwesen. Als Tochter einer ostdeutschen Mutter wuchs sie mit dem Ideal der berufstätigen Frau auf. Martens sagt, sie sei schon immer ein politischer Mensch gewesen. Ehrgeizig ist sie auch. „Angela Merkel hat mir meinen Traum genommen“, sagt sie. „Eigentlich wollte ich die erste Bundeskanzlerin werden.“

Was macht eine junge, schöne Frau, die sich politisch engagieren möchte, in Deutschland? Martens trat zunächst einer Partei bei. Seit einigen Jahren ist sie Mitglied der Grünen, aber es ging dort nicht wirklich voran. Parteiarbeit sei einfach langwierig, sagt Martens. „Es dauert ewig, bis man da eine Position erreicht hat, auf der man etwas bewegen kann.“

Im Frühjahr 2012 wird sie auf die Aktionen von Femen aufmerksam. Vor der Fußball-Europameisterschaft protestieren ein paar junge Ukrainerinnen mit bloßen Brüsten gegen das knöcherne Frauenbild ihres Landes, gegen patriarchale Strukturen, gegen Zwangsprostitution. Sie schreiben Botschaften auf ihren Leib. Nackter Krieg. Nacktheit ist Freiheit. Ich bin eine Frau und kein Objekt. Der nackte Frauenkörper soll nicht länger Lustware sein,

sondern eine Waffe im Kampf um die Deutungsmacht.

Martens gefällt der revolutionäre Geist, den die Bilder ausstrahlen. Und sie glaubt an deren Kraft. Um heute politisch etwas zu bewegen, brauche man ein Medien-echo, sagt Martens, und das bekomme man nur mit nackten Brüsten.

Über Facebook knüpft sie Kontakt zu den Ukrainerinnen, eine deutsche Gruppe formiert sich, etwa 20 Aktivistinnen gibt es inzwischen in Deutschland. Die Ukrainerinnen bringen ihnen Femens Strategien bei. Wie man richtig laut schreit. Wie man so steht, dass mitgebrachte Poster nicht die Brüste verdecken. Wie man sich möglichst lange gegen Sicherheitskräfte zur Wehr setzt (schwere Beine machen, viel zappeln).

Zu bekämpfen gibt es aus Martens' Sicht auch in Deutschland genug. „Die Sex-Industrie dringt immer weiter in unsere Gesellschaft vor, wie ein Krebsgeschwür“, sagt sie. Tatsächlich war Pornografie nie zuvor so verfügbar wie heute. Sie hat sich im Alltag eingenistet. Pole-dance-Kurse und Intim-Waxings für Frauen sind längst eine Selbstverständlichkeit. Und Fernsehshows wie „Germany's Next Topmodel“ oder „Der Bachelor“ zeichnen ein Rollenbild, in dem junge Frauen nur dann Erfolg haben, wenn sie den Juroren, Fotografen, Junggesellen, kurz: den Männern gefallen. Sie sind Objekte. „Dagegen protestieren wir“, sagt Martens.

Das Problem an der Sache könnte sein, dass Nacktproteste in Deutschland kein Tabubruch mehr sind. Schon vor 40 Jahren gingen Frauen im Kampf um ihre Rechte oben ohne auf die Straße. Damals mag die Logik funktioniert haben, sich mit selbstbestimmter Nacktheit vom Opfer zur Täterin zu wandeln. Aber heute, da jeder Joghurt mit Brüsten beworben wird? Was dringt in dieser übersexten Gesellschaft noch ins kollektive Bewusstsein vor: die politische Message hinter der Nacktheit? Oder bleiben von Femen am Ende nur ein paar weitere Bilder von den Brüsten schöner Frauen?

„Es wird sich natürlich auch abnutzen. Ich kann bei Femen nicht für die nächsten 60 Jahre mitmachen“, so Klara Martens. Nicht wegen schwindender Attraktivität. Martens sagt, einer ihrer Freunde sei Protestforscher, der habe sie über die Halbwertszeit ihrer Aktionen aufgeklärt. „Die Aufmerksamkeitsspanne für solche Protestformen hält maximal zwei Jahre.“ Dann müsse man radikaler werden. Oder seriöser.

Derzeit sieht es nicht danach aus, als würde sich Klara Martens in zwei Jahren eine Schusswaffe anschaffen. Nach bisheriger Planung macht sie 2015 ihren Master in Ingenieurwesen, einem eher seriösen Studienfach.

* Am 8. April.



Die
Bundesregierung



„Wir nutzen unsere Chance: Mit Bafög werden wir Meister.“

Die Stuckateure Alexander Bombal und Sebastian Schurig haben sich gesagt: Wir werden Meister. Dann können wir unsere eigene Firma gründen. Das Meister-Bafög gibt ihnen die Möglichkeit. Heute sind sie ihre eigenen Chefs und können bald Nachwuchs ausbilden.

Es gibt viele Möglichkeiten, mit staatlicher Hilfe beruflich voranzukommen. Das Meister-Bafög ist eine davon. Es bewährt sich gerade jetzt. Denn Deutschland braucht gute Fachkräfte.

Mehr Informationen im Chancenheft. Sie finden es unter www.bundesregierung.de oder können es unter 01805 77 80 90* bestellen.



* 14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunk max. 42 Cent/Min.

STRAFVERFOLGER

„Alle waren guten Willens“

Waren dem Generalbundesanwalt in Sachen NSU die Hände gebunden? In Karlsruhe hofft man auf mehr Kompetenzen schon bei vagem Terrorismusverdacht. *Von Gisela Friedrichsen*

Es geschah am 11.11.2011, zwölf Uhr mittags. Dieses Datum werden die Mitarbeiter von Generalbundesanwalt Harald Range so schnell nicht vergessen. Denn da übernahm die Karlsruher Behörde das NSU-Verfahren. Von nun an schufteten abteilungsübergreifend bis zu zehn Staatsanwälte fast ein Jahr lang oft rund um die Uhr, bis das Herkuleswerk, die 488 Seiten zählende Anklageschrift fertig war. Sie belegt die Entschlossenheit des Anklägers zur unnachsichtigen Verfolgung rassistischer Morde in Deutschland.

Aus heutiger Sicht scheint an jenem Tag ein gordischer Knoten durchschlagen worden zu sein. Endlich befasste sich die oberste Strafverfolgungsbehörde mit dem Fall. Der Verdacht, die Ceska-Mordserie und weitere Anschläge sowie eine Reihe ungeklärter Raubüberfälle könnten einen terroristischen Hintergrund haben, war nicht mehr von der Hand zu weisen. Endlich, so heißt es in der Behörde, habe Karlsruhe die Ermittlungen an sich ziehen können, um die Serie hochnotpeinlicher Fahndungsspannen und Fehleinschätzungen zu beenden.

Denn selbst alle Erkenntnisse zusammengekommen – dem Generalbundesanwalt seien bis dahin die Hände gebunden gewesen. Die Möglichkeiten seines Eingreifens sind beschränkt. Er kann sich nur einschalten, wenn es um politisch motivierte Delikte geht, vor allem terroristische Gewalttaten oder Landesverrat und Spionage, die die innere oder die äußere Sicherheit der Bundesrepublik in besonderem Maße berühren. Dafür braucht er aber Anhaltspunkte, die er nicht gehabt habe.

„Alle waren guten Willens“, sagt Rainer Griesbaum, der zuständige Abteilungsleiter, heute. Man habe immer wieder geprüft, aber keine tragfähigen Erkenntnisse für Staatsschutzsachen von den

Länderstaatsanwaltschaften erhalten. „Von denen kam nichts.“ Man sei einer kriminellen Bande auf der Spur, so habe die Einschätzung gelaute. Ein Profiler aus Bayern habe zwar öfter die Theorie rechtsextremer Täter angesprochen. Er sei, im Nachhinein betrachtet, der Wahrheit ziemlich nahegekommen. Aber es sei trotzdem nur ein Gedankenspiel gewesen, eines von vielen.

„Anlauftort“ war damals Zwickau, Frühlingsstraße 26, wo am 4. November 2011 Teile eines Gebäudes explodiert und in Flammen aufgegangen waren. Beate Zschäpe und ihre Kumpane Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos hatten unter dieser Adresse gewohnt. Der Generalbundesanwalt wirft Zschäpe vor, die Brandstifterin gewesen zu sein, um Spuren zu

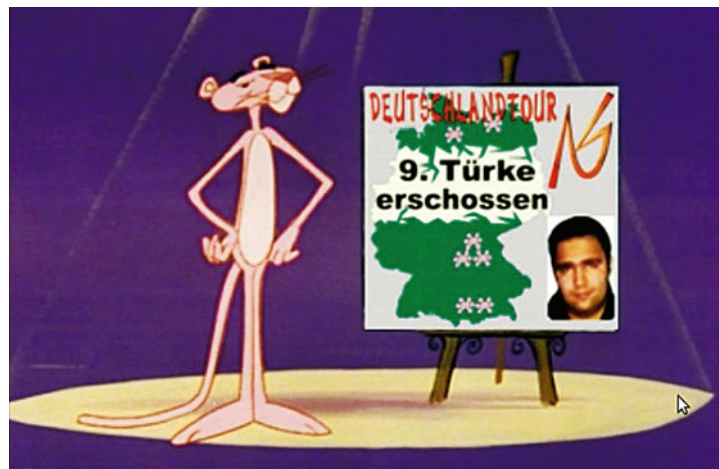
verwischen. Eine Oberstaatsanwältin von der Bundesanwaltschaft machte sich damals aus Karlsruhe sofort auf den Weg nach Zwickau.

Ausschlaggebend für die Karlsruher Zuständigkeit war der Fund des Bekennervideos, aus dem sich eindeutige Hinweise auf einen terroristischen Hintergrund der Mordtaten ergaben. Denn anders als die Terroristen der RAF, die nach jedem ihrer Anschläge die Öffentlichkeit über ihre Täterschaft informiert hatten, verrichtete der „Nationalsozialistische Untergrund“ (NSU) sein mörderisches Handwerk bis zum Schluss in aller Heimlichkeit. Von einem Bekennerfilm war nichts bekannt.

Doch nun reimte sich vieles: die Ceska, mit der neun Menschen erschossen worden waren, die Mordwaffe im Fall der jungen Polizistin Michèle Kiesewetter, die menschenverachtenden Absichten, die die Täter verfolgten. Es passte alles zusammen. „Wir waren wie vor den Kopf gestoßen“, erinnert sich Griesbaum.

Eine gigantische Ermittlungsmaschine lief an. Die Federführung übernahmen Bundesanwalt Herbert Diemer, ein zurückhaltender, jeder modischen Attitüde abholder Franke, und die Oberstaatsanwälte Anett Greger und Jochen Weingarten. Inzwischen sind um die tausend Aktenordner mit Ermittlungsergebnissen angefüllt. Ständig kommt Neues hinzu durch die fortdauernde Auswertung von Asservaten, die mittlerweile die Zahl von 7000 übersteigen. Die gesammelten Daten haben einen Umfang von 64 Terabyte.

Gegen einen weiteren Beschuldigten wird inzwischen ein gesondertes Verfahren geführt. Gegen „Unbekannt“ wird ermittelt und ein Strukturverfahren NSU betrieben, in dem neue Erkenntnisse auf den Prüfstand kommen. Nach wie vor aber gehen die Strafverfolger von einer terroristischen Kleinstzelle NSU aus, bestehend aus den beiden Männern, die am 4. November 2012 erschossen gefunden wurden, und Beate Zschäpe. Ihr, der Überlebenden, sowie vier mutmaßlichen Helfern wird von Mittwoch an in München wegen des Vorwurfs der Mittäterschaft an zehn Morden und weiteren Straftaten der Prozess gemacht. Dass es endlich so weit ist, empfinden viele Beteiligte wie eine Art Befreiung. Doch das letzte Wort, ob diese Zelle nicht doch größer war und der Nährboden, auf dem sie gedieh, viel fruchtbarer, ist noch nicht gesprochen.



Bekennervideo des NSU: „Vor den Kopf gestoßen“



Gebäude der Bundesanwaltschaft: War man blind in den Behörden?

Hätte der Generalbundesanwalt nicht schon 1998 hellhörig werden müssen, als Rohrbomben und 1,4 Kilo TNT und Todesdrohungen gegen Ausländer bei dem Neonazi-Trio in Jena entdeckt wurden? Hätten nicht die besten Ermittler des Bundeskriminalamts mit ihrem Spezialwissen und ihrer Manpower damals schon die Verdächtigen in den Fokus nehmen müssen? Welcher weiterer Anzeichen für rechtsterroristische Bedrohung bedurfte es denn noch?

Range: „Das haben wir schon in unsere Prüfung mit einbezogen.“ Die Staatsanwälte in Gera und die Sicherheitsbehörden jedoch hätten in dem Trio nur ein loses Geflecht von Tätern gesehen, nicht aber eine terroristische Vereinigung mit einem einheitlichen Willen und einer entsprechenden Zielsetzung. Als Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe 1998 unter-

Der Rechtsterrorismus sei überdies unterschätzt worden, ebenso die intellektuellen Fähigkeiten der Täter. „Dieses Doppelleben, das Frau Zschäpe führte, das konnte sich niemand vorstellen. Dieses selbst von der Szene abgeschottete Leben dreier Personen! Dieser ganz enge Unterstützerkreis! Denen lief nichts aus dem Ruder! Und keiner redete darüber!“ Ein Jahr nach dem Untertauchen des Trios habe es nur noch Gerüchte gegeben über die drei. Hinweise aus der Bevölkerung seien unbrauchbar gewesen. „Man muss sich freimachen von dem Wissen, das wir heute haben. Seinerzeit klang das alles anders.“

Griesbaum kann sich noch immer in Rage reden, wenn er beschreibt, wie damals zwar weiter ermittelt wurde, jedoch ohne viel Hoffnung auf Erfolg. „Es war einfach gespenstisch! Die verstreuten Tat-

nur Teilergebnisse erzielten, werde vor Gericht „echte Analyse“ geleistet. Der Gerichtssaal sei von jeher der Ort, an dem man der Wahrheit am nächsten komme, sagte Generalbundesanwalt Range kurz nach Anklageerhebung im November 2012 in einem SPIEGEL-Gespräch. Man werde dort gewiss Erfahrungen sammeln können für die Zukunft. Denn die Sensibilität dafür sei jetzt da.

Von den Ergebnissen der Hauptverhandlung werde abhängen, wie in den Ermittlungsbehörden künftig zu reagieren und ob der Generalbundesanwalt gegebenenfalls mit mehr Kompetenzen auszustatten sei. Man müsse auch daran denken, ob er in Zukunft „eine aktivere Rolle bei der Prüfung seiner Ermittlungszuständigkeit“ einnehmen dürfe. Noch sei es allerdings zu früh für solche Konsequenzen. Range: „Entscheidend ist, dass sich die

> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²

04106-70 88
www.comdirect.de **.comdirect**

¹ Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie. ² Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Commerzbank, Deutschen Bank, HypoVereinsbank und Postbank.

Deutschlands Beste Bank
Gesamtsieger 2012
Ausgabe 5/2012
€uro
© Geldinstitut der comdirect

tauchten, um nicht festgenommen zu werden, hätten sie sich überdies noch nicht zu einer terroristischen Vereinigung verschworen. Sie hätten noch nicht getötet.

Oder waren die Ermittler doch auf dem rechten Auge blind, wie es oft heißt? Nicht nur Rainer Griesbaum quält diese Frage. Man habe geprüft und prüfen lassen, sagt er erregt, wieder und wieder. „Im Fall Kiesewetter wurde wirklich jeder Stein dreimal umgedreht, weil die Polizei unbedingt wissen wollte, wer die Kollegin umgebracht hat.“ Niemand habe einen terroristischen Hintergrund vermutet.

„In den Behörden war man nicht blind, aber es fehlte die Analysefähigkeit“, so Griesbaums Resümee heute. Das Sammeln von Daten allein bringe nicht weiter. Sie müssten viel sorgfältiger ausgewertet und zusammengeführt werden.

orte, die Opfer, die nichts miteinander zu tun zu haben schienen. Und jetzt im Nachhinein die Erkenntnis, wie hochprofessionell die Täter vorgegangen sind!“

Fälle wie Solingen oder Mölln, als junge Männer Häuser ansteckten, in denen Ausländer wohnten, ließen sich nicht vergleichen mit den Taten des NSU. „Man hat immer gesagt, die Rechten könnten gar nicht so elitär-konspirativ denken wie die Linksterroristen. Man hat sie unterschätzt“, so Griesbaum. Und man habe sich zu sehr vom 11. September gefangen nehmen lassen. Erkenntnisse aus der rechten Szene seien nicht mehr angekommen.

In der Bundesanwaltschaft setzt man große Hoffnungen in die Hauptverhandlung vor dem Münchner Oberlandesgericht, dass bessere Erkenntnisse über diese Art von Terrorismus gewonnen würden. Während Untersuchungsausschüsse

Mentalität verändert, dass man sagt: Moment, das könnte etwas für den Generalbundesanwalt sein.“ Es habe damals vielleicht Fehleinschätzungen gegeben, „aber sicher keine falschen oder unvollständigen Informationen in dem Sinne, dass man uns bewusst etwas vorenthalten hat“.

Die Stimmung in der Bundesanwaltschaft unmittelbar vor Prozessbeginn ist zuversichtlich. Der Münchner Senat mit dem Vorsitzenden Manfred Götzl, zu Beginn seiner Karriere selbst Staatsanwalt, hat die, wie es in Karlsruhe heißt, „mit großem Nachdruck“ erstellte Anklage unverändert zugelassen. Voraussichtlich wird sie von Diemer, Greger und Weingarten vor Gericht vertreten werden. Die Verteidigung wird die Anklage dort mit nicht minder großem Nachdruck angreifen. An Engagement dürfte es auf beiden Seiten nicht fehlen. ♦



Vertraute Noelle-Neumann, Adenauer 1962
Finanzkräftiges Netzwerk

KARRIEREN

Reines Gift

Elisabeth Noelle-Neumann war die berühmteste Meinungsforscherin des Landes. Eine Studie zeigt, wie US-Behörden ihre Nazi-Vergangenheit sahen.

Es war ein Trip in die neue, unbekannte Welt jenseits des großen Ozeans, zu Amerikas wichtigsten Marktforschern, Kommunikationsexperten, Werbepsychologen – und zum Pionier der Demoskopie: George Gallup.

Die US-Botschaft in Bonn hatte die führenden deutschen Meinungsforscher 1951 zu dieser Studienreise eingeladen, vier Herren, darunter Karl Georg Baron von Stackelberg, der Gründer von Emnid. Bei der damals schon namhaften Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann hatte das State Department jedoch Bedenken: Sie durfte nicht teilnehmen. Noch sechs Jahre nach dem Untergang des NS-Staats zweifelte man in Washington an der politischen Zuverlässigkeit der Deutschen.

Die Nazi-Vergangenheit Elisabeth Noelle-Neumanns, die 1947 das Institut für Demoskopie Allensbach (IfD) gründete und 2010 verstarb, ist vielfach öffentlich diskutiert worden. Nun hat sich der Politikwissenschaftler Jörg Becker der langjährigen Beraterin Konrad Adenauers und Vertrauten Helmut Kohls angenommen*. Auch wenn der Autor in seiner Bewertung zuweilen im Übermaß streng ist: Seine Funde in deutschen und amerikanischen Archiven sind eindrucksvoll. An der braunen Gesinnung der jungen

Noelle-Neumann kann es danach keinen Zweifel mehr geben.

Beckers Trouvaillen stehen im Widerspruch zur Selbstdarstellung der Meinungsforscherin, die 1937 als Studentin ein Jahr an der Universität von Missouri absolviert hatte. Noch in ihren 2006 erschienenen „Erinnerungen“ behauptete sie, während ihrer Zeit in den USA über Nazi-Deutschland „kühl“ und „distanziert“ berichtet zu haben; später sei sie vom Hitler-Regime sogar „unter verschärfte Beobachtung“ genommen worden.

In Wahrheit beklagte Noelle-Neumann während des Aufenthalts in Missouri in einem Artikel den „Einfluss der Juden“ auf die deutsche „Kultur und Wirtschaft“ und bemerkte, dass der „Verfall großer Nationen mit einer Vermischung der Rassen“ beginne. Die Lokalpresse charakterisierte die Gaststudentin als „große Sympathisantin des Hitler-Programms“.

Zurück in Nazi-Deutschland, schrieb sie eine Doktorarbeit zur US-amerikanischen Meinungs- und Massenforschung – mit Unterstützung von Joseph Goebbels' Propagandaministerium. Ab 1940 war sie für die millionenfach aufgelegte Wochenzeitung „Das Reich“ tätig.

Nach dem Krieg begegneten die amerikanischen Besatzer der aufstrebenden Berlinerinnen daher skeptisch. Frederick W. Williams, zeitweise Beauftragter der US-Militärregierung für Forschungsprojekte zur öffentlichen Meinung in Deutschland, attestierte ihr, „immer eine Anhängerin des Hitler-Regimes“

* 2006.

** Jörg Becker: „Elisabeth Noelle-Neumann. Demoskopie zwischen NS-Ideologie und Konservatismus“. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn; 369 Seiten; 29,90 Euro.

gewesen zu sein. Noch in der Endphase des „Dritten Reichs“ habe sie an den „ideologischen Prinzipien“ der Nationalsozialisten festgehalten. Ein amerikanischer Beamter warnte, die Studien des IfD seien „unseriös“ und „mit allergrößter Vorsicht zu betrachten“. Ein anderer US-Experte bemängelte, Noelle-Neumann stelle Suggestivfragen und greife auf zweifelhafte Mitarbeiter zurück. Aus den Quellen geht nicht hervor, welche Meinungsumfragen gemeint sind, aber Autor Becker verweist auf eine IfD-Erhebung von 1948, aus der Noelle-Neumann ableitete, es habe „in der Wirklichkeit des Dritten Reichs nur wenige linientreue Anhänger“ gegeben.

Der US-Experte empfahl, die Alliierte Hohe Kommission möge prüfen, ob die Aktivitäten des IfD „politisch so gelagert sind“, dass das Institut verboten werden müsse. Die Fachleute erinnerten daran, dass Noelle-Neumann in Hitler-Deutschland „reines Gift“ verspritzt habe – und dass sich die USA im Kampf „gegen politische Nazi-Tendenzen“ unter den Besiegten befänden.

Noelle-Neumann hat später – als ihre Verstrickung in die NS-Zeit erstmals öffentlich diskutiert wurde – darauf verwiesen, dass sie laut Entnazifizierungsbescheid als „unbelastet“ gelte. Autor Becker behauptet allerdings, dass es sich bei diesem Dokument um eine Fälschung handelt. Ursprünglich war die ehemalige Funktionärin des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes in der französischen Besatzungszone als „Mitläufer/Sympathisant“ eingestuft worden.

Dass die Karrieristin zur Königin der deutschen Meinungsforschung aufstieg, verdankte sie laut Forscher Becker vor allem ihrem Ehemann Erich Peter Neumann. Schon bald nach Kriegsende habe er dem IfD ein finanzkräftiges Netzwerk erschlossen. So zählten seit 1949 die Hamburger Zigarettenfirma Reemtsma und ab 1950 das Bundespresseamt zu den Kunden des Instituts. Die Liaison zwischen Allensbach und der CDU-geführten Regierung in Bonn funktionierte so gut, dass das IfD in den Jahren 1952 und 1957 neben dem Vertragshonorar nicht näher spezifizierte „Sonderleistungen“ in Höhe von insgesamt 80 000 Mark erhielt.

Da sich die US-Außenpolitik im Laufe des Kalten Krieges wandelte, verziehen die Amerikaner der „Pythia vom Bodensee“ schließlich auch deren NS-Vergangenheit. Aus Besiegten und Besetzten wurden Verbündete. Und Noelle-Neumann, so stellt Becker fest, durfte 1963 erstmals nach Hitlers Ende wieder Nordamerika bereisen.



Noelle-Neumann*

FELIX BOHR

VERKEHR

Schaffnerin Gnadenlos

Die Bahn lässt eine Kundin von der Polizei aus dem Zug werfen, weil sie keinen deutschen Ausweis hat. Der Konzern beruft sich dabei auf seine Richtlinien.

Als Asya in den ICE 1508 von München nach Berlin steigt, ist sie entspannt. Ruhige Weihnachtstage liegen hinter ihr. In zwei Tagen soll die Psychologiestudentin eine Präsentation an der Uni halten. Auf der Fahrt an diesem 12. Januar will sie sich vorbereiten.

Wie so oft hat Asya ihr Ticket im Internet erworben und sich dabei mit ihrem russischen Ausweis identifiziert. Das hätte sie besser nicht gemacht. Die Fahrt nach Berlin wird für sie zum Horrortrip, die Fahrscheinkontrolle endet in einem ruppigen Polizeieinsatz – und einem erzwungenen Stopp auf dem Bahnhof von Halle. Mehrere Zeugen und der Autor dieses Textes haben das Geschehen als Fahrgäste miterlebt.

Geschichten von gnadenlosen Zugbegleitern sorgen häufiger für Aufsehen. In Brandenburg musste eine 16-jährige Schülerin 2010 nachts bei minus 18 Grad den Zug verlassen, weil ihr zwei Euro für das Ticket fehlten. In Hamburg durfte ein dunkelhäutiger Mann kurz vor dem Endbahnhof nicht durch die erste Klasse laufen, weil er nur ein Zweite-Klasse-Ticket besaß. Er warf dem Schaffner Rassismus vor.

Wenn solches Verhalten von Mitarbeitern der Deutschen Bahn (DB) im Nachhinein auffliegt, bedauert der Konzern meistens zerknirscht die Vorfälle. Vorstandschef Rüdiger Grube will sein Unternehmen, wie er sagt, „sympathischer“ machen – ein Vorsatz, der wohl nicht bei allen Angestellten angekommen ist.

Im ICE 1508, kurz hinter München, läuft durch Asyas Waggon die Zugbegleiterin, eine energische Frau mit rotgefärbten Haaren. Sie blickt auf Asyas Ticket, dann auf deren russischen Pass, schließlich sagt sie: „Der ist nicht deutsch; das muss ein deutscher Ausweis sein.“

Asya glaubt an ein Missverständnis. Seit sie vor sechs Jahren nach Deutschland kam, hat sie sich im Zug schon oft mit ihrem russischen Pass identifiziert.

Zu Hause liegen noch alte Online-Tickets mit Zangenabdruck. „Es hat sich noch nie jemand beschwert“, sagt sie. „Mag sein“, antwortet die Schaffnerin, „es ist aber trotzdem falsch.“

Wo liegt das Problem? Asya hat ihr Ticket auf der Website des Reiseveranstalters ltur.com gekauft. Die Kunden können sich dort mit einer Kredit- oder EC-Karte identifizieren. Oder mit einem Personalausweis aus Deutschland. Die Bahn fürchtet Betrüger, die das Online-Ticket mehrfach ausdrucken und nutzen. Im Zug verlangen Schaffner deswegen zum Online-Ticket eine Identifikationskarte.



Fahrgast Asya, Polizisten: Hausrecht durchgesetzt

Asya entschied sich für den Personalausweis. In dieser Rubrik wird auf der Website ltur.com automatisch „Deutschland“ eingetragen. Kunden sollen die letzten vier Ziffern ihres Ausweises einsetzen, dann bekommen sie, sobald sie bezahlt haben, ihr Online-Ticket. Genauso hat es Asya auch gemacht; allerdings gab sie die Ziffern ihres russischen Passes an. Dass damit das Ticket ungültig ist, wird auf der Website nicht klar.

Im ICE wird die Stimmung an diesem 12. Januar kühl. Die Zugbegleiterin verlangt einen deutschen Personalausweis und kommt mehrfach zu Asyas Platz. Andere Fahrgäste schütteln den Kopf, ein Mann wird später einen Brief an den Bahn-Chef schreiben: „Der Ton der Schaffnerin gegenüber der Reisenden erschien mir in hohem Maße unangemessen, da er überheblich und herablassend wirkte.“

Als die Zugbegleiterin merkt, dass die Studentin hart bleibt, holt sie ihren Kollegen. Nun bearbeiten sie Asya zu zweit. Die Russin weint jetzt. Viele Fragen schießen ihr durch den Kopf: Soll sie ein neues Ticket kaufen? Oder aussteigen?

Dann wäre Ruhe. Andererseits: Sie hat ihren Fahrschein doch bezahlt. Asya telefoniert mit ihrem Freund, der Anwalt ist. Er sagt, dass sie sitzen bleiben sollte.

Dann beruhigt sich die Lage. Als der Zug durch den Osten rauscht und Berlin näherrückt, hofft Asya, dass sich die Sache erledigt hat.

Hat sie aber nicht. In Halle betreten fünf Bundespolizisten den Zug. Sie umringen Asya. Andere Fahrgäste stehen auf und vermitteln. Das könne doch nicht ihr Ernst sein, sagen sie zu den Polizisten. Doch die Beamten erklären, sie würden das Hausrecht der Bahn durchsetzen.

Aus den Lautsprechern hört man noch: „Die Weiterfahrt des Zuges verzögert sich wegen eines Polizeieinsatzes.“ Dann packen die Polizisten zu, greifen die Arme der Bahn-Kundin und zerren Asya aus dem ICE. Asya schreit um Hilfe. Draußen dreht ein Beamter ihren Arm noch mal kräftig um. Die Zugbegleiterin steht dabei und sieht zufrieden aus.

Auf Anfrage bedauert die Bahn die Eskalation. Ihre Mitarbeiter hätten aber „gemäß der geltenden Richtlinien“ gehandelt und mit der klaren Maßgabe, eine „eilvernehmliche Lösung mit der Kundin zu finden“.

Asya sieht das anders. Sie wertet das Verhalten der Zugbegleiterin als Willkür. Warum konnte man das Problem nicht in Berlin lösen? Das habe sie auch im Zug vorgeschlagen. Stattdessen warf man sie raus wie eine Schwerverbrecherin.

Der Fahrgastverband Pro Bahn erlaubt regelmäßig von Schwierigkeiten mit Online-Tickets. „Die Bahn kann solche Probleme nach der Ankunft klären“, sagt der Ehrenvorsitzende Karl-Peter Naumann.

Vor wenigen Wochen erhielt Asya eine Vorladung von der Bundespolizei. Gegen sie läuft nun ein Ermittlungsverfahren, unter anderem wegen Hausfriedensbruchs. Asya antwortete mit einer Anzeige gegen die Zugbegleiterin und die Polizisten.

SVEN BECKER

ZUWANDERER

Am Ende der Leiter

Der bulgarische Hirte Biser Rusev kam nach Deutschland, um als Hilfsarbeiter sein Glück zu machen. Nach einem Arbeitsunfall wartet er in einem Frankfurter Obdachlosenheim auf eine Operation, die niemand bezahlen will.

Bevor Biser Rusev aufbrach, um seinen deutschen Traum zu leben, führte er jeden Morgen seine Ziegen über die Felder von Wetowo. Rusev war ein guter Hirte, er verlor nie eine Ziege. Die Viehhändler waren zufrieden, sie zahlten mit Anisschnaps, manche mit Kartoffeln, andere mit Brot, wenige mit Geldscheinen. Sein Dorf im Norden Bulgariens, wo die Donau nah ist, verließ Rusev nur selten. Er verriegelte nie seine Haustür. In Wetowo fühlte er sich sicher. Hier war seine Arbeit gefragt.

Seit dem EU-Beitritt 2007 sind viele Menschen aus Wetowo in den Westen aufgebrochen, die meisten von ihnen nach Deutschland. Wenn sie zurückkamen, fuhren sie deutsche Autos, sie renovierten ihre Hausfassaden, sie kauften Land, sie trugen Gold um ihre Handgelenke, „viel Gold“, sagt Rusev. Er wurde neugierig auf dieses Land in der Ferne. Wo man das Geld von den Bäumen pflückt, so munkelten die Rückkehrer in seinem Dorf. Damals, im Spätsommer 2011.

18 Monate später liegt Biser Rusev in einem ausgemusterten Krankenhausbett in Zimmer 35 der Obdachlosenunterkunft am Ostpark in Frankfurt am Main und sortiert die Trümmer seines Lebens. Sein Körper ist abgemagert, seine Augenränder sind dunkel, die Wangen eingefallen. An der Zimmerdecke ist der Putz aufgeplatzt, Neonröhren beleuchten rissige Wände, draußen rattern Züge vorbei. Aus dem Fernseher lächelt eine blonde Moderatorin, Rusev versteht nicht, was sie sagt. Acht Quadratmeter Deutschland, in einer Endstation für Gestrandete neben einem Güterbahnhof, das ist die neue Welt des Hirten aus Wetowo.

An Rusevs Bauch klebt ein Plastikschlauch, er führt zu einem Katheter in seinem Penis. Der Urinbeutel am anderen Schlauchende liegt in einem blauen Eimer. „Ich träume nicht mehr vom deutschen Gold, ich will nur noch diesen Schlauch loswerden“, sagt er.

Biser Rusev, 36, trägt eine Windel. Seine Wunde ist entzündet, Rusev zwingt ein Lächeln auf sein schmales Gesicht, er hat Schmerzen, wie so oft in den vergangenen Wochen, seit im Januar bei einem schweren Arbeitsunfall in einem Frank-



FOTOS: SVEN PAUSTIAN / DER SPIEGEL

Tagelöhner Rusev in Frankfurter Unterkunft: „Nur noch den Schlauch loswerden“

furter Chemiewerk seine Harnröhre gerissen ist.

Rusev arbeitete als Hilfsarbeiter, er hat keine Krankenversicherung. Wer die Operation des Tagelöhners bezahlen soll, bleibt wochenlang ungeklärt. Die Firmen, in deren Auftrag er im Chemiewerk war, haben den Unfall nicht einmal gemeldet.

Biser Rusev ist Scheinselbständiger auf dem deutschen Arbeitsmarkt, einer von Zehntausenden modernen Arbeitssklaven. Ein Gestrandeter, vom Versprechen auf Wohlstand gelockt, von Firmen ausgenutzt, um schmutzige Arbeit für einen Hungerlohn zu erledigen – und liegen gelassen, als er nicht mehr wie gewünscht funktionierte. Ausfälle wie der von Rusev sind im Graubereich des europäischen Arbeitsnomadentums nicht vorgesehen.

„Es ist unglücklich gelaufen“, sagt Biser Rusev. Er wirkt vorsichtig. Er will nicht undankbar klingen. Vor allem will er die Hoffnung nicht aufgeben, mit der er sich in Wetowo auf die Reise machte. Deutschland, 2000 Kilometer entfernt, kannte er nur aus dem bulgarischen Fernsehen. Hohe Gebäude, saubere Straßen hatte er gesehen. Die Rückkehrer erzählten vom Jobcenter, von einem intakten Sozialstaat. Es sei an der Zeit gewesen, dass auch er sein Glück suche, in Deutschland.

Rusev kommt aus einer Region, in der moderne Menschenhändler die Dörfer unter sich aufgeteilt haben. Seit dem EU-Beitritt beliefern sie den deutschen Arbeitsmarkt mit Tagelöhnern. Dreimal die Woche starten die Transporter Richtung Bundesrepublik. Auch Rusev löste ein Ticket bei den Schleppern. Sie fuhren eine Nacht und einen Tag, mit fünf Kilo Gepäck begab sich Biser Rusev auf den Weg in sein neues Leben.

Er landete in Offenbach bei Frankfurt, dort lebten Verwandte, die sich schon früher aufgemacht hatten. Gemeinsam sammelten sie dort Schrott, verdienten 50 Euro am Tag, manchmal 100 Euro. Rusev bekam aber nur selten seinen Anteil, sie waren zu acht. Der Hirte war verärgert: Dafür hatte er nicht seine Frau und zwei Kinder im Dorf zurückgelassen.

Rusev beschloss, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen. Drei Monate lang schlief er auf einer Matratze in einem verlassenen Abrissgebäude. Hier lebten 15 Bulgaren, ohne fließendes Wasser, ohne Strom, mit einem kleinen Gasherd. Rusev war zufrieden, er zahlte keine Miete.

Die Männer erklärten Rusev die Regeln seiner neuen Welt. Er hörte von der „eingeschränkten Freizügigkeit“ bis 2014 für Bulgaren. Sie sagten ihm, dass er nur drei Monate in Deutschland bleiben dürfe – es sei denn, er melde ein Gewerbe an.

Am 4. Oktober 2011 stellte die Stadt Offenbach Biser Rusev eine Gewerbeanmeldung aus. Er war jetzt selbständiger „Hilfsarbeiter im Bereich Bau“. Der Gewerbeschein ist für unqualifizierte Arbeiter

wie Rusev die Eintrittskarte in die Scheinselbständigkeit. Allein im Raum Frankfurt, so schätzt das zuständige Hauptzollamt, arbeiten weit mehr als 10000 Scheinselbständige aus Bulgarien und Rumänien auf Baustellen, in Fabriken oder Gaststätten. Sie sind formal selbständig, das bedeutet: mehrere Auftraggeber, keine Weisungsbindung, eine eigene Geschäftsführung. Doch die einzige Verantwortung, die Rusev in den folgenden Monaten trug, war es, pünktlich auf dem Marktplatz zu stehen, damit die Arbeitgeber ihn abholen konnten.



Internetcafé im Frankfurter Bahnhofsviertel
Maklerbüro und Arbeitsamt für Bulgaren



Rusevs Zugangsausweis für Industriepark
Zwölf Stunden harte Arbeit für 84 Euro

In den folgenden Wochen schuftete der Hirte zwölf Stunden lang auf Baustellen, für 60 Euro. Er räumte Wohnungen leer, 50 Euro am Tag. Putzte Firmen, 30 Euro. Und wenn ihn niemand anheuerte, sammelte er Pfandflaschen. Sein Geld versteckte er in der Hosentasche, manchmal in der Unterhose, je nachdem wie voll das Matratzenlager in der Nacht war. Rusev sparte Geld, nicht viel, aber es reichte für das erste eigene Heim in Deutschland – einen Golf III, himmelblau, 250 Euro, abgekauft von einem Türken.

Rusev hat keinen Führerschein, er ließ den Wagen auf einen Parkplatz fahren. Seine Wäsche packte er in den Koffer, nachts wärmte er sich mit einer Wolldecke. Manchmal ließ er obdachlose Bulgaren in seinem Golf schlafen. Andere hätten zwei Euro die Nacht dafür kassiert, sagt Rusev, er habe das nie getan.

An einem kalten Wintermorgen sprang der Motor nicht mehr an. Zwei Monate nach Einzug kam der Golf auf den Schrottplatz, Rusev in die Wohnung eines Hartz-IV-Empfängers. Acht Bulgaren teilten sich ein Zimmer. Wer nicht pünktlich die 150 Euro pro Matratze und Monat zahlte, flog am selben Tag noch raus, erinnert sich Rusev. Trotzdem sei es seine glücklichste Zeit in Deutschland gewesen, sagt er. Die Dusche funktionierte, die Tür schloss, die Geschäfte liefen.

Eines Abends sei es in der Wohnung aber zu einem Streit gekommen, die Nachbarn riefen die Polizei. Die überbelegte Bulgaren-Pension sei daraufhin geräumt worden, und Rusev landete wieder auf der Straße. Auf dem Marktplatz hörte er, dass es im Frankfurter Bahnhofsviertel Arbeit gebe, auch für Bulgaren. Rusev machte sich auf die Reise.

Bei seiner Ankunft sah er die Skyline der Stadt, die Bankentürme, die Schlips-träger mit den Ledertaschen. In der ersten Nacht schlief er unter einer Brücke. Dort lernte er einen Bulgaren kennen, der ihn ins Bahnhofsviertel mitnahm und in das Hinterhaus eines Altbaus in der Münchener Straße 55 brachte. Als Kautionskassierte der Vermittler Rusevs Handy.

In dem Dachgeschoss lebten bei Rusevs Einzug über 40 Bulgaren. „Frankfurts schlimmstes Mietshaus“ titelte im Oktober 2012 die Boulevardpresse nach einer Razzia. Rusev sagt, das sei übertrieben. Es habe zwar Kakerlaken gegeben, manchmal seien sie nachts in sein Ohr gekrabbelt. Aber die seien doch viel ungefährlicher als Ratten. 155 Euro habe er im Monat gezahlt, für einen Schlafplatz in der Küche.

In den nächsten Tagen nahmen ihn seine bulgarischen Mitbewohner mit ins Can 58, eine Mischung aus Internetcafé, Telefonshop und türkischem Exporthandel. Rusev gehört in Bulgarien zu einer türkischsprechenden Minderheit, im Can 58 verkehrt man in seiner Sprache. Für Ge-

strandete wie ihn sind solche Läden gleichsam Arbeitsamt, Maklerbüro, Kreditinstitut, sozialer Treffpunkt und Hoffnungsversprechen. „Can“ heißt übersetzt „Leben“.

Als Unternehmenszweck des Can 58 ist im Handelsregister an erster Stelle die „Durchführung von Abbrucharbeiten und Baudienstleistungen“ eingetragen, danach Telefondienste, Kioskbetrieb, Import- und Exporthandel. Auf der Straßenseite gegenüber leuchtet die rote Fassade eines Großbordells. Käuflicher Sex ist in diesem Kiez eine ebenso billige Massenware wie die Arbeitskraft der Scheinselbstständigen.

Besitzer des Can 58 ist laut Handelsregister ein smarter 43-Jähriger mit gepflegter Kurzhaarfrisur und Dreitagebart, den alle im Viertel nur unter dem Namen Aydin kennen. Auch für Rusev war Aydin die erste Anlaufstelle im Kiez. Aydin leiht Bedürftigen Geld und lässt sie ihre Schulden abarbeiten. Zu Besprechungen lädt er in sein Büro. Er lässt seinem Gast türkischen Tee servieren, legt sein Smartphone auf den Tisch und schickt, bevor es zur Sache geht, einen seiner Leute raus. Für Verzweifelte wie Biser Rusev ist Aydin der Bulgaren-König im Kiez.

Aydin gehört zu den Profiteuren der Armutswanderung. Als Arbeitgeber sparen sie die Sozialabgaben, wenn sie Männer wie Biser Rusev beschäftigen. Das wird auch so bleiben, wenn die Rumänen und Bulgaren nach dem Ende der eingeschränkten Freizügigkeit ab 2014 reguläre sozialversicherte Jobs in Deutschland annehmen dürfen. „Viele Arbeitgeber werden weiterhin versuchen, auf diesem Weg die Ausgaben für Lohnnebenkosten und Mindestlöhne zu umgehen“, sagt eine Sprecherin des Hauptzollamts.

Aydin ist nicht gut zu sprechen auf Rusev. Der Bulgare habe ihn um einen Job angefleht, um die Miete zahlen zu können. Und er, Aydin, habe ja nur helfen wollen. Dass Rusev nicht krankenversichert gewesen sei, habe er nicht gewusst, sagt Aydin. Es sei sein Fehler gewesen, dass er das nie kontrolliert habe, aber mehr habe er nicht falsch gemacht.

Am Abend des 28. Januar stand Rusev mit einer Gruppe bulgarischer Hilfsarbeiter vorm Can 58. Sie warteten auf einen von Aydin organisierten Kleintransporter, der sie in den Industriepark Höchst bringen würde, ein 460 Hektar großes Areal von Chemieanlagen im Frankfurter Westen, Standort von rund 90 Unternehmen. Rusevs Schicht begann um 19 Uhr, zwölf



Arbeitsinvalide Rusev: „Es ist unglücklich gelaufen“

Stunden harte Arbeit für 84 Euro. Rusev freute sich, er hatte schon lange nicht mehr einen so guten Auftrag.

Am Werkstor zeigte Rusev einen Zugangsausweis mit seinem Bild und der Registriernummer I 608475. Die Plastikkarte stammt von Infraserv Höchst, einem Unternehmen, das für die Infrastruktur und für die Sicherheit des Werks verantwortlich ist. Auch die Anlage, an der Rusev in dieser Nacht eingesetzt wurde, gehört Infraserv. Wenn man ihn jedoch fragt, wer sein Arbeitgeber war, sagt er immer nur: „Firma Aydin“.

Im Kleintransporter fuhren Rusev und seine Kollegen quer durch das Industriegelände, an düsteren Backsteinbauten vorbei, unter meterdicken Rohrleitungen hindurch bis zum Gebäude E 264, das im Licht der Werkslaternen aussah wie ein großer Blechcontainer. Rusev weiß bis heute nicht, was in dem Container eigentlich passiert. Noch Wochen später spricht er von einem „Ofen“, aus dem er „Steine“ herausholen sollte. In Wahrheit handelt es sich um eine Filteranlage für die stinkende Abluft eines Klärwerks für Produktionsrückstände.

Arbeiten an dieser Anlage werden von Infraserv als „gefährlich“ eingestuft. Rusev bekam weiße Schutzkleidung und eine Staubmaske für Mund und Nase, allerdings nicht von Infraserv, sondern von einer kleinen Abbruchfirma namens

O.A.M., die von Infraserv mit dem Austausch der Filter beauftragt worden war.

Rusev kletterte über eine Eisenleiter auf eine etwa drei Meter hohe Arbeitsplattform. Er sollte schwere Keramikfilter wuchten. Gegen 2.30 Uhr rutschte der Tagelöhner von der Plattform ab, fiel die Leiter hinunter, bis er kurz vor dem Boden mit einem Bein zwischen den Sprossen einfädelte.

Biser Rusev erinnert sich genau an den Moment. Er zuckt zusammen, wenn er beschreibt, wie er auf die Eisensprosse knallte. Ihm wurde schwarz vor Augen, so stark waren die Schmerzen. Und dann spürte Rusev, dass es unter der Schutzkleidung nass wurde. Dass es Blut war, ahnte er da noch nicht, er wollte, er musste funktionieren. Der Vertraute seines Chefs Aydin habe ihm gesagt, dass er sich unauffällig verhalten solle. Dann habe man ihn schnell über einen unbesetzten Seitenausgang vom Werksgelände entfernt, ihn in ein Taxi gesetzt, Ziel: „Firmenbüro“.

Etwa eine halbe Stunde später stieg Rusev vorm Can 58 aus, einer von Aydins Leuten

zahlte das Taxi und schickte den Bulgaren nach Hause. Rusev schaffte den kurzen Weg an Clubs und Striptease-Bars vorbei und auch die 100 Steinstufen bis ins Dachgeschoss in der Münchener Straße 55. Erst als er sich in der Wohnung die Schutzkleidung auszog, sah er, dass sein ganzer Unterleib voller Blut war.

Rusev bekam Angst, er schleppte sich zurück zum Internetcafé, von wo aus ihn Aydin persönlich ins Universitätsklinikum brachte. Den Ärzten solle er erzählen, dass es ein Privatunfall gewesen sei, das habe ihm sein Auftraggeber eingeschärft, sagt Rusev. Aydin bestreitet das. Rusev konnte ohnehin nur zwei deutsche Wörter sagen: „Treppe. Gefallen.“

Die Diagnose lautete „präbulbärer Harnröhrenabriss“, „Hämatom“ und „transurethrale Blutung“. Rusev verstand nichts davon. Aber er verstand, dass er ohne eine Operation die Schmerzen wohl nicht mehr loswerden wird und nicht mehr arbeiten kann. Die Klinikärzte empfahlen „eindringlich“, dass der Eingriff „innerhalb der nächsten 4–6 Wochen“ stattfinden solle. Das ist jetzt zehn Wochen her.

Keine der Firmen, die am Filteraustausch beteiligt waren, fühlt sich verantwortlich für Rusevs Unfall. Wer im Industriepark arbeite, müsse „grundsätzlich eine Arbeitsgenehmigung“ haben, erklärt ein Sprecher von Infraserv. Und Rusev

SVEN PAUSTIAN / DER SPIEGEL

habe seine Gewerbebeanmeldung vorlegen können. Zur Frage, ob der Bulgare sozialversichert war, habe Infraser „keine näheren Informationen“, so der Sprecher. Dazu seien die Auftragnehmer verpflichtet. Die Abrissfirma O.A.M. erklärt, dass sie einen Subunternehmer eingeschaltet habe, als deren „Bauleiter“ Aydin aufgetreten sei: die Firma Best Nova.

Das Unternehmen sollte für einen niedrigen fünfstelligen Pauschalbetrag billige Arbeitskräfte für den schmutzigen Job bereitstellen. Best Nova habe zugesagt, „dass alle Arbeiter durch Sofortmeldungen bei der Deutschen Rentenversicherung und bei der Krankenkasse gemeldet sind und dafür die Sozialabgaben abgeführt werden“, versichert der O.A.M.-Chef. Man könne nichts dafür, dass sich die Firma daran nicht gehalten habe. Der Best-Nova-Geschäftsführer erklärt, dass Biser Rusev „nicht bei uns beschäftigt“ sei.

Nachdem Rusev kaum noch laufen und kein Geld mehr verdienen konnte, flog er ziemlich schnell aus seiner Unterkunft in der Münchener Straße. Er steckte den Urinbeutel in eine Plastiktüte und ging langsam und breitbeinig durch den Kiez, auf der Suche nach Hilfe. Ein Italiener brachte ihn zu „MigrAr“, einer Anlaufstelle von Ver.di für Migranten ohne gesicherten Aufenthalt.

Biser Rusev weiß nicht, was eine Gewerkschaft ist. Deutsches Arbeitsrecht, Arbeitgeberhaftung, das sagt ihm bis heute nichts. Er weiß nur, dass bei MigrAr „Madame Huckenbeck“ arbeitet und ihm hilft. Kirsten Huckenbeck, 46, verschaffte Rusev ein Bett in der Obdachlosenunterkunft, Essensgutscheine vom Jobcenter, Kleidergutscheine und Medikamente. Sie schickte Anträge an eine Krankenversi-

„Deutsche Ärzte machen aus dir wieder einen neuen Menschen.“

cherung, sie brachte ihn in die Straßenambulanz der Caritas. Die behandelnde Ärztin ordnete eine Notfalleinweisung an.

Jetzt werde alles gut, glaubte Rusev, „deutsche Ärzte machen aus dir wieder einen neuen Menschen“.

Es ist kurz vor Ostern, Rusev ist früh aufgestanden, er hat sich geduscht, rasiert, eine schwarze Strickmütze über den Kopf gezogen und seinen Urinbeutel wieder in eine rote Plastiktüte gesteckt. In Huckenbecks kleinem Opel fahren die beiden zur Universitätsklinik. Aber bei der Anmeldung der Urologie schiebt die Frau am Tresen die Notfalleinweisung gleich wieder zurück. „Ohne Kostenübernahme machen wir nichts“, sagt sie.

Huckenbeck telefoniert mit dem Sozialamt, mit der Krankenversicherung. Eine „Case-Managerin“ der Klinik zeigt Verständnis für den Fall, aber auch sie bleibt hart. „Wenn wir operieren, bleiben wir auf den Kosten sitzen“, sagt sie, „das lässt der Chef nicht zu.“ Die Operation würde rund 15 000 Euro kosten, rechnet die Case-Managerin vor. Das Geld müsse vorher bezahlt werden.

Rusev sitzt zusammengesunken auf einem Stuhl im Klinikflur. Nach sechs Stunden gibt es immerhin einen Katheterwechsel, Rusevs Harnröhre ist seit Tagen entzündet. „Ohne Madame wäre ich wahrscheinlich schon unter einer Brücke oder tot“, sagt Rusev, „sie ist meine deutsche Mami.“ Huckenbeck sagt, die meisten Scheinselbstständigen würden von ihren Chefs einfach in den Zug zurück nach Bulgarien gesetzt, wenn etwas schief laufe. Es sei wichtig, dass endlich mal einer erzähle, was täglich auf Deutschlands Baustellen geschehe.

Am Abend liegt Rusev erschöpft in der Obdachlosenunterkunft am Ostpark und streicht über sein Bett. „Das ist mein erstes Bett in Deutschland“, sagt er. Bei seiner Ankunft in Offenbach träumte Rusev von einem Mercedes, von einem Haus für seine Frau. Heute hofft er, dass der Urinbeutel bis zum nächsten Morgen nicht platzt.

Sein erstes Bett im Westen nennt er auch „mein Office“. Unter seinem Kopfkissen liegt eine blaue Mappe, Rusev hat sein deutsches Leben darin abgeheftet. Seinen Gewerbeschein. Seine Dienstaussweise, die Kostenzusage der Stadt für die Obdachlosenunterkunft, die Krankenhausberichte. Auf dem Holztisch steht ein Discounter-Rotwein, auf der Fensterbank liegt ein Deutsch-Bulgarisches Wörterbuch von 1975. Biser Rusev hat Zigarettensammel, die er auf den Straßen gesammelt hat, in eine Tabaktüte gefüllt.

Der Ziegenhirte will nicht zurück nach Bulgarien. Was soll er da sagen? Dass er gescheitert ist im Westen? Rusev schweigt. Seine Frau hat ihn verlassen, per SMS. Er habe ihr nicht genug Geld geschickt, sagt er.

Rusev hat Sehnsucht nach seinen Kindern. Und nach den freien Feldern, den Ziegen. Er erzählt wieder von seiner Zeit als Hirte. Es sind die wenigen Momente, in denen seine Augen lachen. Er erzählt, dass die Viehhändler ihn sogar nachts um Rat baten. Es wirkt so, als ob es das Letzte ist, worauf Biser Rusev richtig stolz ist in seinem Leben.

Aber er will nicht aufgeben. „Ich habe noch nicht alles versucht“, sagt er. Madame Huckenbeck habe etwas von einem OP-Termin erzählt, diesmal werde es wirklich klappen. „Bald hoffentlich“, sagt er. Er verriegelt die Metaltür, dann fühlt sich Biser Rusev sicherer, hier, in Deutschland, seiner neuen Heimat.

MATTHIAS BARTSCH, ÖZLEM GEZER

FinnComfort® Der Schuh zum Wohlfühlen.

Herren-Halbschuh
» EDMONTON



- » Ausgezeichnete Passform
- » Superbequem-Fußbett
- » Vitalisierendes Reflexzonen-Bett
- » Optimale Auftrittsdämpfung
- » Geeignet für individuelle Einlagen
- » In Deutschland gefertigt

Bezugsquellen/Katalog unter:
www.finncomfort.de



Was war da los, Elia?

Elia Sabaka, 10, Schülerin aus Manakambahiny auf Madagaskar, über eine Begegnung mit dem US-Star Katy Perry: „Wir spielten Seilspringen, da fragte diese Frau, ob sie mitmachen dürfe. Wir haben gesagt: Ja, klar. Ich habe dann am Baum gewartet. Die Frau sah aus wie eine Puppe, sehr hübsch, und wir haben uns gewundert, dass sie seilspringen kann. Sie ist beim ersten Versuch gestolpert, aber beim zweiten war sie so gut wie wir. Sie ist in unser Dorf wegen Unicef gekommen, glaube ich. Die haben eine neue Schule gebaut, weil die alte von einem Zyklon zerstört worden war. Erst als mich jemand zu diesem Foto befragte, hörte ich, dass die Frau, mit der wir seilgesprungen sind, berühmt ist und aus Amerika stammt. Dabei hätte ich wetten können, dass sie aus Afrika ist. Ich höre meist madagassische Salegy-Musik, und ich mag Justin Bieber, weil er schön ist und schön tanzen kann.“



Elia (hinten)

Darf man der Freundin den Mann ausspannen, Herr Schmidbauer?

Wolfgang Schmidbauer, 71, arbeitet als Psychoanalytiker und Paartherapeut in München. Er schreibt eine Kolumne über Liebesfragen im „Zeit-Magazin“ und hat zu diesem Thema den Ratgeber „Die Angst vor Nähe“ verfasst.

SPIEGEL: Herr Schmidbauer, Sabia Boulahrouz, die beste Freundin von Sylvie van der Vaart, spielte nach deren Trennung vom Fußballprofi Rafael van der Vaart zuerst die Trösterin und schnappte sich dann selbst Rafael: Darf man das?

Schmidbauer: Liebschaften entstehen nun einmal leichter zwischen Personen, die sich kennen und befreundet sind. Und warum sollen beste Freundinnen nicht einen ähnlichen Geschmack haben, was Männer angeht? Ich würde das Ganze als Privatsache der Beteiligten sehen und finde die moralische Entrüstung nicht weniger leichtfertig als den sexuellen Akt.

SPIEGEL: Kann eine Frauenfreundschaft einen Männertausch überleben?

Schmidbauer: Erst mal wird es wohl Ärger geben. Der weitere Verlauf hängt von dem Humor ab, den die Beteiligten entwickeln.

SPIEGEL: Sylvie van der Vaart und Sabia Boulahrouz nannten sich „best friends forever“.

Schmidbauer: Wer immer Gefühlsbeziehungen Ewigkeitswert zuspricht, übertreibt.

SPIEGEL: Sylvie van der Vaart soll sich inzwischen einen reichen Franzosen geangelt haben. Haben Promis eine andere Auffassung von Liebe?



Sylvie, Rafael, Sabia (getwittert im Dezember)

Schmidbauer: Prominente sind wie alle Menschen, aber sie leben unter einer Lupe.

SPIEGEL: Sabia Boulahrouz ist nicht nur die beste Freundin von Sylvie, sondern zudem die Noch-Ehefrau von Rafaels ehemaligem Mannschaftskollegen beim HSV und Nationalteamkollegen Khalid Boulahrouz.

Schmidbauer: Und? In Liebesbeziehungen spielt auch soziale Nähe eine Rolle. Schauspieler wissen, wie es Schauspielerinnen geht; Fußballerfreundinnen verstehen die Welt der Spieler.

SPIEGEL: „Wir sind ja erst lange nach der Trennung zusammengekommen“, wird Sabia zitiert. Beide Paare trennten sich im Januar. Wie lange ist lange genug?

Schmidbauer: Wer es allen recht machen will, hält sich an das Trauerjahr. Aber die Praxis sieht anders aus. Erotik ist ohnehin zeitlos und spontan.

SPIEGEL: Rafael van der Vaart ist kürzlich Kapitän seiner Mannschaft geworden. Ist es gut, sich bei privatem Durcheinander in Arbeit zu stürzen?

Schmidbauer: In allen chaotischen Situationen ist hilfreich, was Struktur bietet.

Gottes Heuschrecke

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie ein britischer Pfarrer seine Gemeinde zu Geld machte

Es war November und wie immer zu kalt in seiner Kirche, als Richard Steel beschloss, mal wieder etwas gegen den Verfall zu tun.

Er öffnete sein Lieblingsbuch, ein Buch, in dem er schon häufig Antworten auf schwierige Fragen gefunden hatte, er suchte nach der richtigen Stelle, er fand sie bei Matthäus 25, Verse 14 bis 30. Er klappte die Bibel zu, ging zur Bank und hob 550 Pfund von seinem Konto ab. Am Sonntag stellte er sich vor seine Kirchengemeinde. Er hatte einen Plan.

Steel ist Pfarrer der Kirkheaton Parish Church in einem Dorf in West Yorkshire, England, ein herzlicher Mann, 55 Jahre alt, weiße Haare, schwarz gerahmte Brille. Seine Kirche liegt vor einem Hügel, umgeben von Weiden und alten Häusern. Es ist ein schöner Bau, viele hundert Jahre alt, gelber Sandstein, ein Turm mit Zinnen.

Aber leider platzt auch der Putz von den Wänden. Es gibt weder eine Küche noch ein Klo, das Dach leckt, die Fenster sind undicht, die Heizung ist kaputt, die Kirchenbesucher frieren während des Gottesdienstes. Steels Problem ist: Seine Kirche fällt auseinander.

Er brauchte Geld, viel Geld. Steel sitzt in seinem Wohnzimmer im Pfarrhaus gegenüber der Kirche bei Rosinenbrötchen und Leitungswasser und erzählt, wie ihm eine Bibelstelle half, an welches heranzukommen.

Steel möchte zeitgemäße Messen feiern, er zeigt Bilder über den Beamer, lädt zum Afternoon-Tea, es gibt Gitarrenmusik, und manchmal trommelt jemand während der Messe. Er ist offen für Neues. Nur für Geld hat er sich nie besonders interessiert.

Als junger Mann studierte er Archäologie, spezialisiert auf römische Münzen und Wikinger. Er stellte sich vor, im Museum zu arbeiten, hin und wieder etwas auszugraben. Reich werden gehörte nicht zu dieser Idee. Dann hörte er Gott sprechen und wollte Pfarrer werden, auch kein Beruf, der viel mit Geld zu tun hat. Dachte er. Bis er vor acht Jahren die Kirkheaton Church übernahm.

Denn die brauchte nicht nur einen Pfarrer, sie brauchte auch viel Geld für die Sanierung. Steel musste zum Geschäftsmann werden. Er fing an, Kircheneigentum zu verkaufen, verschiedene Grundstücke, das brachte 400000 Pfund. Er organisierte Charity-Auktionen, Kuchenverkäufe, Filmabende. Er versuchte die Kirche voll zu kriegen, denn eine volle

Auf einmal sah Steel ein großes Kapital in seiner Gemeinde. Was, fragte sich der Pfarrer, wenn er dieser Geschäftsmann wäre und die Gemeindemitglieder sein Geld verdoppeln könnten? Wenn er diesmal nicht um Spenden bitten würde, sondern um Geschäftsideen?

In der Sonntagsmesse fragte er, wer ihm helfen wolle, die Kirche zu retten. 55 Menschen meldeten sich, Kinder, alte Frauen, Väter. Steel hob das Geld ab, er gab jedem von ihnen zehn Pfund in die Hand und vier Monate Zeit. Von Ende November bis zum Ostersonntag.

Steel wurde zu einer Art Wagniskapitalgeber. Vielleicht war es besser, sich an Ideen zu beteiligen, an der Phantasie der Menschen, als einfach auf die Kollekte zu hoffen. Steel wurde zu einer Art Heuschrecke. Was dann passierte, kann er bis heute kaum glauben, sagt Steel: Die Gemeindemitglieder verzwanzigfachten die Geldsumme.

Ein elfjähriges Mädchen bastelte Hunderte Grußkarten und verkaufte sie zu 74 Cent das Stück. Sie nahm mehr als 500 Pfund ein. Eine Frau bot sich als Dog-Walkerin an: 100 Pfund. Ein Mann baute kleine Vogelhäuser: 800 Pfund. Die Menschen verkauften Törtchen, Apfel-Chutneys, Afternoon-Teas und organisierten Wandertouren, lauter Start-up-Unternehmen im Namen des Herrn.

Am Ostersonntag hatte Steel einen Berg Pfundnoten auf seinem Wohnzimmertisch liegen, mehr als 10000 Pfund insgesamt.

Er war zum Geschäftsmann geworden und die Gemeinde zu einer erfolgreichen Firma. Sie konnten mit der Sanierung der Kirche beginnen.

In seinem Flur stehen jetzt Umzugskisten voller Kircheninventar, seit dem Ostersonntag ist die Kirche zu, geschlossen wegen Renovierungsarbeiten. Den Gottesdienst wird Pfarrer Steel in die Grundschule verlegen. Wenn es gut läuft, soll die Kirche im Dezember fertig sein. Er spricht davon, ein Weihnachtsbaum-Festival auszurichten. Er will dann Eintritt nehmen.



Steel

Großbritannien: Himmlische Rendite

Mit dem biblischen Gleichnis von den Talenten hat ein Pfarrer im englischen Kirkheaton (Grafschaft West Yorkshire) seinen finanziellen Einsatz nahezu verzwanzigfacht.

Von der Website radiovaticana.va

Kirche bedeutet auch eine volle Kollekte. Als im November noch immer nicht genug beisammen war, fiel ihm diese Geschichte aus der Bibel wieder ein, „Die Parabel von den anvertrauten Talenten“.

Die Parabel geht etwa so: Ein Kaufmann geht auf Reisen und vertraut seinen drei Knechten sein Vermögen an. Zwei der Knechte investieren das Geld ihres Herrn, und als er zurückkehrt, haben sie es verdoppelt, und alle profitieren davon. Der dritte Knecht vergräbt das Geld und tut nichts, vielleicht aus Angst, es zu verlieren, vielleicht auch, weil er fauler als die anderen ist.

DIALIKA NEUFELD

Vierundzwanzig Stunden vor dem Knockout setzt sich Andreas Sidon in einer Kneipe in Gießen an einen Tisch und entscheidet, wie er sterben will. Vor ihm auf der Tischplatte liegen vier Seiten bedrucktes Papier. Mit zackigen Buchstaben füllt Sidon die Lücken aus.

„Ich, Andreas Sidon, geb. am 04.02.1963, wohnhaft in Pohlheim-Hausen, verfasse hiermit für den Fall, dass ich meinen Willen nicht mehr bilden oder verständlich äußern kann, folgende Patientenverfügung.“

Auf der zweiten Seite liest Sidon Punkte, die, wenn er sie ankreuzt, regeln, was die Ärzte mit ihm tun sollen, falls sein Gegner ihn morgen ins Koma schlägt: „keine lebenserhaltenden Maßnahmen bei Hirntod, keine künstliche Ernährung, keine künstliche Beatmung“. Sidon kreuzt alle Punkte an.

Vor „keine Wiederbelebungsmaßnahmen“ schwebt Sidons Kugelschreiber ein paar Sekunden lang über dem Papier, dann zeichnet Sidon ein Kreuz in das Kästchen.

Andreas Sidon arbeitet als professioneller Boxer. Er ist 50 Jahre alt.

Boxer altern normalerweise schneller als andere Menschen. Mike Tyson wurde Weltmeister mit zwanzig. Mit dreißig lassen bei manchen Kämpfern die Reaktionen nach. Mit vierzig eröffnen ehemalige Profis ihr eigenes Boxstudio. Mit fünfzig erzählen sie von der guten alten Zeit, haben Parkinson oder sind Alkoholiker. Sidon boxt mit fünfzig um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht.

Er trägt den Gürtel der World Boxing Union, eines Verbandes, den niemand kennt. Der Kampf wird nicht im Fernsehen übertragen. Sidon hat keine deutsche Lizenz fürs Boxen, er kämpft mit einer lettischen Lizenz, die ihm sein Trainer besorgt hat. Er hat keinen Manager, er managt sich selbst.

Er verteidigt seinen Titel gegen einen Kanadier, der zehn Jahre jünger ist, fünf Kilogramm mehr wiegt und Sidon vor ein paar Jahren schon einmal so verprügelt hat, dass der Ringrichter den Kampf abbrach. Sidon sagt: „Diesmal klatsch ich ihn weg, und wenn ich verliere, höre ich auf.“ Sein Sohn sagt: „Papa, überschätz dich nicht.“ Der Verbandsarzt des Bundes Deutscher Berufsboxer sagt: „Ich hoffe, Andreas stirbt nicht.“

Es kann passieren, dass die Arterien im Hirn eines Boxers anfangen zu bluten, die Leber kann reißen, Rippen können brechen. Jeder Kampf birgt solche Risiken. Aber dieser Kampf ist anders.

Andreas Sidon hat eine Ablagerung in seiner Halsschlagader. Ärzte fanden sie vor sechs Jahren und sagten, er könne sterben, wenn er damit boxe. Es ist eine Ablagerung aus Kalk. Sie führte dazu, dass der Boxverband Sidon die Lizenz entzogen hat. Er klagt dagegen. Sollte er den Kampf überleben, will der Bundesgerichtshof am 23. April über den Fall Sidon entscheiden.

Es gibt Menschen, die sagen, Andreas Sidon sei kein Boxer, sondern ein Selbstmörder. Einer seiner ehemaligen Trainer sagt: „Sidon konnte noch nie boxen.“ Sidon sagt: „Stimmt.“

Drei Stunden vor dem Knockout tapst er durch eine Kabine in der Hessenhalle in Gießen und schlägt seine Fäuste in die Luft. In den vergangenen Stunden hat er

dem Wochenmarkt. Sidon sagt, er wurde von seinen Eltern mit Küssen erzogen.

Seine Mutter schmuste mit ihm und kochte ihm Milchreis mit Zimt und Zucker. Der Vater schenkte ihm ein Paar braune Boxhandschuhe aus Rindsleder.

Kurz nach Andreas' zehntem Geburtstag fuhren die Eltern zu einer Tombola aufs Land. Auf der Rückfahrt hatte sich auf einer Autobahnausfahrt Eis auf dem Asphalt gebildet, das Auto rutschte aus der Spur. Die Eltern stiegen leicht verletzt aus dem Wrack und stellten sich davor. Es kam ein Wagen und fuhr sie tot.

In Sidons Erinnerung waren die Särge aus Eiche. Er warf eine Schaufel Erde in das Loch, in dem seine Familie lag.

Andreas kam ins städtische Kinderheim Wuppertal. Die braunen Boxhandschuhe aus Rindsleder durfte er nicht mitnehmen, er erinnert sich nicht daran, warum.

In einem der ersten Monate im Heim zertrümmerte Andreas einen Holzstuhl auf dem Boden und schlug einen Jungen mit einem Stuhlbein. Er schloss sich auf dem Klo ein, wickelte einen Bindfaden um die Spitze einer Nadel, tauchte sie in Tinte und stach sich das Herz unter die Haut auf dem Handgelenk, in die Mitte stach er das Wort „Love“, Liebe.

Zwei Stunden vor dem Knockout springt Sidon in der Hessenhalle vor einer Wand auf und ab und schlägt seine Faust ins Gemäuer. Die Tätowierung ist in seinen Boxhandschuhen verschwunden. Sidon holt weit aus und schlägt rechte Schwinger gegen den Stein.

Ein Schwinger beginnt mit einer Ausholbewegung des Arms, der Boxer legt sein gesamtes Gewicht in den Schlag und schmettert die Faust auf den Gegner wie einen Morgenstern. Es ist ein Schlag, den manche Trainer ihren Boxern verbieten. Wenn er trifft, bricht er Knochen, aber wenn ein Boxer ausholt, kann er selbst getroffen werden, und wenn er vorbeischießt, kann er das Gleichgewicht verlieren. Es ist ein Verzweiflungsschlag.

„Du siehst gut aus, Papa“, sagt ein blondes Mädchen mit roten Schuhen, das ein paar Meter abseits von Andreas an einem Stapel Bierbänke lehnt. Es ist das Nummerngirl, das die Schilder mit der Rundenzahl durch den Ring tragen wird, Mandana, 14 Jahre alt, die Tochter von Sidon und Heike, der Liebe seines Lebens.

Sidon sah Heike zum ersten Mal, als er vom Kinderheim zur Realschule ging. Sie hatte blonde Haare und lange Beine, er sammelte drei Jahre lang Mut, dann sprach er sie an. Er war aus dem Heim

ALTERN

Angst

Der Boxweltmeister Andreas Sidon ist 50 Jahre alt, und seine Ärzte warnen ihn: Beim nächsten Kampf könnte er sterben. Aber Sidon will der Welt zeigen, dass er lebt.

Von Takis Würger

geschlafen, vier Spiegeleier mit Speck gegessen und weitergeschlafen. Jetzt sagt er Sätze, auf die ihm niemand antwortet. „Ich weiß nicht, ob ich überhaupt Kraft hab.“ „Ja, der ist heiß.“ „Da sind ganz schön viele Leute draußen.“ Es ist der Dialog eines Kämpfers mit seiner Angst.

Ein kleiner Mann mit grauen Locken stellt sich ihm in den Weg, ein ehemaliger Autohändler aus Koblenz, sein Trainer. „Komm, Andreas, Bandagen“, sagt er.

Sidons Trainer schiebt zwei Stühle mit den Lehnen zusammen, Trainer und Boxer setzen sich gegenüber. Der Trainer nimmt Mullbinden aus einem Verbandskasten und wickelt Sidons Hände ein. Er zieht weiße Streifen Mull über eine blasse Tätowierung auf Sidons linkem Handgelenk, ein Herz aus blauer Tinte. Sidon verbirgt diese Tätowierung im Alltag, sie erinnert ihn an seine Kindheit.

Andreas Sidon wuchs in Wuppertal auf, sein Vater arbeitete auf dem Bau, seine Mutter verkaufte Teppichreiniger auf



**Sidon sagt, er spüre die Schmerzen,
aber sie störten ihn nicht.**



Tochter Mandana, Boxer Sidon in Gießen



Wenn Sidon über seine Brust streicht, spürt er die Spitzen geborstener Rippen.

gefliegen und arbeitete bei einem Landschaftsgärtner. Heike machte eine Lehre bei einem Friseur. Sidon fragte: „Kannst du Haare schneiden?“

Sie tranken rosafarbenen Sekt. Heike schnitt ihm die Haare und fragte: Wieso warst du im Heim? Er erzählte davon, wie es sich anfühlt, niemanden zu haben.

Es folgten vier Jahre, die Andreas erlebte, als wäre er mit Heike allein auf einem Planeten gewesen, sagt er. Sie spazierten Hand in Hand durch die Parks. Sie trampelten durch Holland. Sie kauften einen schrottreifen BMW und fuhren nach Jugoslawien. Sie schwammen nackt im Meer. Sidon liebte Heike für alles, was sie war, seine Schöne, seine beste Freundin, die Frau, die ihn nachts im Arm hielt.

Heikes Eltern mochten Sidon nicht, weil er sich auf Schützenfesten prügelte. Als er mit 25 Jahren nach Bochum auf die Berufsschule ging, verließ Heike ihn.

Er aß fast nichts, rauchte Gras, bis er nicht mehr weinte. Dann entschied er, so

zu werden wie Bruce Lee, ein Kämpfer, den nichts erschüttert, sagt er. Er wollte nicht als Landschaftsgärtner Buchsbäume pflanzen. Er wollte eine Kampfsportschule eröffnen. Sidon fasste den Plan, nach Thailand zu gehen und Boxen zu lernen.

Eine Stunde vor dem Knockout liegt er auf einer Liege in seiner Kabine. Ein Physiotherapeut, den Sidon „meinen persischen Magier“ nennt, massiert ihn. Auf der Schulter knetet er die Muskeln unter einer Tätowierung, einem wilden Muster, in dem rote Orchideen blühen.

Sidon mochte die Blumen in Thailand, die vor der Schule wuchsen, in der er das Thaiboxen lernte. Die Schule lag in einem Wald in der Nähe des Touristenorts Pattaya. Er boxte, bis seine Arme sich anfühlten wie Prothesen. Dann stellte er sich vor eine Bananenstaude und trat mit dem Schienbein dagegen. Die Thais hatten ihm gesagt, davon würden die Nerven absterben, was gut sei beim Thaiboxen. Sidon trat gegen die Staude, bis seine Beine blau waren.

Das Geld für die Schule verdiente er sich mit Kämpfen in Bars am Strand. Wenn er heute über seinen Brustkorb streicht, spürt er die Spitzen der Rippen, die unter Schlägen geborsten sind.

Wenn er verletzt war, spielte Sidon Schach um Geld gegen Touristen, er hatte das im Heim gelernt. Er verlor die ersten Spiele absichtlich, damit die Touristen ihn für einen Dummkopf hielten. Dann tat er so, als würde er wütend, und setzte hundert Dollar. Sidon sagt, er habe immer gewonnen, wenn es drauf ankam.

Am Straßenrand bei einer Ananas-Farm traf er eine Frau, sie hieß Ngamkham. Sie tranken aus einer Kokosnuss, schiefen miteinander, Ngamkham wurde schwanger. Sidon war 29 Jahre alt, verdiente sein Geld mit Barkämpfen, hatte kein Bankkonto und erinnerte sich immer noch daran, wie Heike ihn nachts im Schlaf festgehalten hatte. Aber er nahm Ngamkham mit nach Deutschland und heiratete sie, damit sie bleiben darf.



Sidon im Hotelzimmer in Las Vegas

ARMIN SMALOVIC / DER SPIEGEL

te. Sie brachte die Tochter Saskia auf die Welt und zwei Jahre später den Sohn Albano. Ngamkham zog aus, weil sie die Liebe vermisste, Sidon erzog die Kinder allein.

45 Minuten vor dem Knockout muss er zur Toilette. Er braucht dafür Hilfe, weil seine Hände in Handschuhen stecken. Sein Trainer folgt ihm aufs Klo und zieht ihm Hose und Tiefschutz runter.

Nach seiner Zeit in Thailand verdiente Sidon sein Geld in Deutschland als Geld-eintreiber und Thaibox-Lehrer. Der CSC Frankfurt nahm ihn in die Bundesliga-Boxmannschaft auf. Er bekam einen Anruf von einem Trainer des Sauerland-Boxstalls, der fragte, ob er zum Sparring vorbeikommen würde.

Sidon fuhr nach Köln, die jungen Schwergewichtsboxer mochten es, mit ihm zu trainieren. Sie mochten das Gefühl, einem Mann auf den Kopf zu schlagen. Schwergewichtler können das selten tun, weil die meisten Menschen umfallen,

wenn eine Gerade einschlägt. Auch Sidon fiel um, aber er stand wieder auf.

Andreas Sidon weiß nicht, wie oft seine Nase brach, er schätzt, 20-mal. Er weiß nicht, wie oft sein Gehirn erschüttert war. Bei einem Kampf schlug ihn ein Gegner zu Boden, und Sidon saß eine Stunde danach in der Kabine und fragte sich, ob er schon gekämpft hatte oder noch kämpfen musste. Sidon sagt, er spüre die Schmerzen, aber sie störten ihn nicht.

Er gab nie auf und konnte hauen. So erkämpfte er sich mit 39 Jahren den Titel des Deutschen Meisters im Schwergewicht. Dieser Titel ist zwar nicht begehrt, weil im Schwergewicht nur die Weltmeistertitel der großen Verbände zählen, aber Sidon sagte: „Geil, Deutscher Meister.“ Ein alter Freund, der ihn kämpfen sah, arrangierte ein Treffen mit Heike. Sidon und Heike hatten sich jahrelang nicht gesehen, sie küssten sich beim ersten Treffen, eine Woche später zogen sie zusammen, ein Jahr später kam die gemeinsame Tochter Mandana auf die Welt.

40 Minuten vor dem Knockout sagt Sidon: „Hauptsache, über die Runden kommen.“ Mandana legt ihrem Vater die Hände auf die Schultern. Er küsst sie auf die Stirn, dorthin, wo sich eine zackige Narbe über den Schädel zieht.

Am 23. Oktober 2003 fuhren Sidon, Heike und die Kinder mit dem Auto in die Taunus-Therme, in ein Schwimmbad. Sie blieben dort, bis es schloss. Eines der Kinder fragte Sidon, ob er zu müde sei zum Fahren, schließlich sei er in der Sauna eingeschlafen. Heike sagte, Andreas könne sogar noch bis Jugoslawien fahren, wenn es sein müsse, bis ans Meer.

Als er aus dem Ort fuhr, nahm ihm ein Wagen die Vorfahrt. Sidon wich nach links aus, sah rote Absperrpoller in der Mitte der Fahrbahn und riss das Steuer rum. Der Wagen überschlug sich und prallte gegen einen Baum. Die Wucht des Unfalls brach Saskia den Oberarm, sie zerbrach Mandanas Schädel. Albano hatte ein paar Schürfwunden, Heike saß dort, wo das Auto den Baum traf. Der Unfall riss Sidons Ohr ab und klemmte ihn ein, er lag kopfüber im Auto und konnte Heike nicht sehen. Er schob seine Hand durch das verbogene Metall zum Beifahrersitz. Dort, wo Heikes Kopf gewesen war, fühlte er etwas Warmes, Weiches.

Nach Heikes Beerdigung fuhr Sidon mit seinen Kindern zur Kur ins Allgäu. Ein Unfallgutachter hatte ihn von Schuld freigesprochen. Ein paar Tage lang überlegte Sidon, wie er überleben solle ohne Heike. Dann hängte er einen Boxsack in eine Garage und schlug so lange darauf ein, bis er sich wieder spürte.

30 Minuten vor dem Knockout hält Sidons Trainer ihm die Pratzten hin. „Konzentrier dich jetzt“, sagt er. Sidon versucht zu tänzeln, er sieht aus, als sei jeder Schritt ein kleiner Sturz, den er auffangen

muss. „Ich fühl mich gut, bei mir kommt richtig Las-Vegas-Feeling auf“, sagt er.

Anfang März dieses Jahres reiste Sidon für zwei Wochen nach Las Vegas, er wollte dort trainieren. Sein Trainer sagte, in Vegas würde er abgelenkt werden. Sidon sagte, im Grunde trainiere er sich sowieso selbst. Er nahm seinen Weltmeistergürtel im Handgepäck mit in die USA. Es ist ein weißer Gürtel mit einem goldenen Adler und roten Glitzersteinen aus Plastik.

Sidon zahlte 20 Dollar, um eine Woche lang in Johnny Tocco's Gym trainieren zu dürfen. Mehrere Weltmeister trainierten dort in der Vergangenheit, jetzt boxen im Gym vor allem junge, leichte Boxer, neben denen Sidon mit seinem massigen Oberkörper und den kurzen Armen aussieht wie ein Tyrannosaurus Rex, der auf wundersame Weise überlebt hat.

Die Boxer im Johnny Tocco's ignorieren ihn. Nur ein Trainer beobachtete Sidon, es war ein schwarzer Mann, 60 Jahre alt, dem ein einziger Zahn im Unterkiefer steckte und der sich „The Great Willie Joe“ nennt. Er stand neben Sidon und lauschte dem Geräusch der Schwinger, die in den Boxsack einschlugen.

„Looking good“, sagte Willie Joe.

„I am the Champ“, sagte Sidon.

„Me too“, sagte Willie Joe.

An einem Abend in Las Vegas legte sich Sidon den Weltmeistergürtel über die Schulter und ging in ein Casino. „What kind of belt is that?“, fragten die Amerikaner. Sidon sagte: „Heavyweight champion of the world.“ Eine Frau streichelte seinen Bizeps.

Sidon lachte viel auf seiner Reise. Nur einmal haute er mit der Faust auf den Tisch in seinem Hotelzimmer, dass die Müslischale wackelte, das war, als der Name Walter Wagner fiel.

„Andreas ist ja im Prinzip ein angenehmer Zeitgenosse“, sagt Walter Wagner an einem Morgen Ende März. Er rollt auf seinem Schreibtischstuhl vor und zurück durch sein Büro im Klinikum Bayreuth, aus einer Kiste hinter ihm ragt ein Oberschenkelknochen. Walter Wagner, 62 Jahre alt, ist Chefarzt. Tagsüber arbeitet er als Unfallchirurg, abends sitzt er als Arzt am Boxring. Er ist der Verbandsarzt des Bundes Deutscher Berufsboxer. Für den Verband untersucht er Profiboxer darauf, ob sie tauglich sind fürs Boxen. Am Ring ist es seine Aufgabe, dem Ringrichter zu sagen, dass er den Kampf abbrechen soll, falls die Gesundheit eines Boxers in Gefahr ist.

Wagner untersuchte Sidon vor sechs Jahren und empfahl dem Bund Deutscher Berufsboxer, Sidon die Lizenz zu entziehen. Wagner sagt: „Wenn sich die Kalkschale in Andreas' Arteria carotis interna durch einen Schlag querlegt oder löst, hat er im Idealfall nur einen Schlaganfall, er kann aber auch tot sein.“

Sidon sagt: „Wagner ist einer der größten Verbrecher im deutschen Boxsport.“ Er



Sidon bei seinem Kampf in Gießen

FOTOS: ARMIN SMALOVIC / DER SPIEGEL

glaubt, dass der Verband ihn loswerden wolle, um Platz für jüngere Boxer zu machen. Er ging zu einem Arzt an der Uniklinik Gießen und ließ sich erneut untersuchen. Der Arzt sagte, dass Sidon ohne Risiko boxen könne. Sidon erstritt sich per einstweiliger Verfügung das Recht zu boxen und klagte gegen den Lizenzentzug.

Walter Wagner sagt, er respektiere Sidon für seinen Mut, aber es sei nicht nur die Verkalkung, sondern auch ein drei Seiten langes neuropsychologisches Gutachten, das ihm Sorgen bereite.

Im Gutachten steht: „Die neuropsychologische Leistungsabklärung zeigte für Herrn S. leichte bis mittelschwere Beeinträchtigungen im verbalen Gedächtnis. Hiervon betroffen sind sowohl das Kurzzeitgedächtnis, das Langzeitgedächtnis, die Lernfähigkeit als auch die Einspeicherungsfähigkeit. Unter Berücksichtigung der Boxerkarriere von Herrn S. müssen diese vorgefundenen Leistungsdefizite als Hinweise eines erlittenen sog. ‚minor traumatic brain injury‘ gewertet werden.“

20 Minuten vor dem Knockout legt sein Trainer einen schwarzen Mantel um Sidons Schultern. Der persische Magier trägt eine deutsche Flagge an einem Stab. Mandana trägt den Gürtel mit den roten Plastiksteinen. An einem Tisch vor der Kabine sitzen fünf Sanitäter.

Sidon fragt: „Wie wollt ihr bezahlt werden?“

Ein Sanitäter sagt: „Wer ist denn der Veranstalter?“

Sidon sagt: „Ich.“

Er ist wahrscheinlich der einzige Weltmeister der Welt, der seine eigenen Kämpfe organisiert. Wie er das finanziert, sagt er nicht. Sidon lebt von Hartz IV. Sobald er Geld verdient, muss er das Amt darüber informieren.

Er wippt hin und her und schlägt sich selbst die Handschuhe gegen den Kopf.

Wie bezahlt er die Rettungssanitäter? Wie verhindert er, dass der Kanadier ihn wieder zusammenschlägt? Stirbt er heute Abend durch einen Schlaganfall?

Der Hallensprecher ruft: „Andreaas Siidoon.“ Sidon läuft in die Halle. Auf der Treppe vor dem Ring sinkt er auf ein Knie, für ein paar Sekunden verharrt er und wirkt, als würde er beten. Dann steigt er in den Ring, der Kanadier ist schon da, Sheldon Hinton, er hat den Körper voller Tätowierungen und sieht aus wie ein Killer. Die Nationalhymnen erklingen. Der Ringrichter sagt: „Boxen.“

Sidon und Hinton umkreisen sich, 27 Sekunden lang, keiner schlägt. Hinton deutet dreimal die Linke an. Sidon verkrampft das Gesicht bei jeder Finte.

Es ist still in der Halle, niemand klatscht, jeder hält die Luft an, weil er wissen will, wer das Opfer sein wird. Dann schlägt Sidon zu.

Ein Boxkampf ist ein Ereignis, das die Menschen oft zu etwas Größerem machen als zu einem Boxkampf. Vitali Klitschko läuft begleitet von Feuerwerk in den Ring, Arthur Abraham lässt sich mit einer Krone auf dem Kopf fotografieren. Die Boxer nennen sich Dr. Eisenfaust, Iron Mike oder The Greatest. Andreas Sidon nennt sich Andreas Sidon.

Für ihn ist Boxen keine Metapher. Für ihn ist Boxen das Leben. Nach zwei Minuten und 48 Sekunden in der ersten Runde schlägt er Hinton mit einem rechten Haken zu Boden.

Außerhalb des Rings ist Sidon ein Mensch, der keinen Termin einhält, der immer gestresst wirkt und sich im Alltag verirrt. Im Ring beherrscht er die Welt. Im Ring beherrscht die Welt auch ihn, weil sie ihm Regeln setzt.

Hinton steht wieder auf, die Runde ist vorbei. Sidon setzt sich auf den Hocker in seine Ecke, sein Trainer springt vor ihm auf und ab und schreit ihm ins Ge-

sicht: „Der wackelt, aber du bleibst ruhig, ich tret dir in den Arsch, wenn du jetzt Scheiße baust.“ Sidon schaut seinen Trainer an wie einen Fremden.

Später wird ein Freund sagen, dass er Sidon niemals so gut hat boxen sehen wie in der zweiten Runde. Schnell, locker, seine Füße bewegen sich in leichten Schritten. Es ist wie damals beim Schachspielen in Thailand. Es gibt niemanden mehr in der Halle, der sich Gedanken um Verkalkungen macht.

In der Kampfpause sitzt Sidon still in der Ringecke. Auf seinem Körper glitzert der Schweiß wie eine Rüstung aus Diamanten. Sidon sitzt auf dem Hocker wie auf einem Thron. In diesem Moment ist er unsterblich.

Er schaut einer jungen, blonden Frau hinterher, die mit einem Schild, auf dem eine 3 steht, durch den Ring geht, dann lächelt er. „Guck mal, meine Tochter“, sagt er. Sein Trainer redet auf ihn ein, aber Sidon sieht nicht so aus, als würde er ihn hören. Er sagt: „Jetzt sehe ich alles ganz klar vor mir.“

Er erhebt sich, er hat noch ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Er tänzelt ein wenig, dann schlägt er einen rechten Schwinger und trifft Hinton am Kinn. Hinton fällt um, steht wieder auf, stolpert, der Ringrichter zählt, acht, neun, zehn, aus. Sidon hat gewonnen.

Er umarmt seinen Trainer, seine Tochter. Er umarmt Hinton. Er ruft in die Mikrofone der Journalisten der Lokalradios, dass man noch mit sechzig gut boxen könne.

Kein Bundesgerichtshof, kein Verband wird ihn dazu zwingen können aufzuhören. In Las Vegas, als er auf dem Bett seines Hotelzimmers saß, sagte er, im Ring fühle er eine Ruhe, die sonst nie da sei. Er sagte: „Ich lebe in einem ständigen Kampf gegen mich selbst.“ Er kämpft gegen die Trauer, die Wut, das Chaos, das Alter. Vielleicht muss er sterben, um diesen Kampf zu gewinnen.

Er hat jeden umarmt, den er zu fassen bekam. Viele Stunden später, als niemand mehr da ist, den er drücken kann, sagt er, was er dachte, als er vor dem Kampf aufs Knie sank. Es war nur ein Satz: „Mama und Papa, danke, dass ich die Kraft habe zu leben.“ Der Ring war abgebaut, die Stühle waren gestapelt, und Sidon stand noch lange in der Halle.

Video: Im Ring mit Andreas Sidon



Für Smartphones: Bildcode scannen, z. B. mit der App „Scanlife“

spiegel.de/app162013boxer oder in der App DER SPIEGEL

HAARE

Entscheidend ist auf'm Kopp

Fußballtrainer Jürgen Klopp hat eine Haartransplantation zugegeben. Was bedeutet das für den deutschen Mann?

Es gibt natürlich Männer, bei denen es nicht weiter verwundert: Mel Gibson hat sich Haupthaar transplantieren lassen? Wenig überraschend. Seit langem besteht der Verdacht auch bei Prinz Charles? Geschenkt. Und Silvio Berlusconi kann ohnehin nichts mehr entstellen.

Aber Dortmunds Trainer Jürgen Klopp? Der Mann, der im Trainingsanzug am Spielfeldrand steht, brüllt, tobt und mit einem bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Gesicht Linienrichter beschimpft? Der bisher mit eher breiter Brust durchs Leben lief?

Jürgen Klopp kommt aus einer Welt, in der Männer noch schwitzen, treten, Muskeln haben und Trikots tauschen. Er hat den Bundesligisten Borussia Dortmund zweimal zur Meisterschaft getragen, er stellt sich vor seine Jungs, kämpft gegen Rassismus und ist im Ruhrgebiet nie unangenehm als Schwabe aufgefallen.

Wozu braucht er Haare? Die Antwort lautet natürlich: Er braucht keine. Er wollte aber trotzdem welche. Deshalb hat er sich irgendwann im vergangenen Jahr heimlich in eine Privatklinik an der Düsseldorfer Königsallee gelegt und eine nicht bekannte Summe zwischen 3000 und 12 000 Euro in eine Eigenhaartransplantation investiert.

Noch wissen wir nicht, ob die Haarverpflanzung bei Klopp nach dem Rollrasenprinzip erfolgte, bei dem unter örtlicher Betäubung zentimeterlange Hautstreifen samt Haarfollikeln vom dichter bewachsenen Hinterkopf entnommen, anschließend in winzige Transplantatinseln zerlegt und vorn, an den kahlen Stellen, wieder eingesetzt werden. Oder ob er sich für die Einzelhaartransplantation mit einer Titanhohlnadel entschied.

Fest steht, er hat diesen ganzen Aufwand und die vier- bis fünfstündige Intervention auf sich genommen, weil er

seine Geheimratsecken einfach nicht mehr ertrug, sich anschließend in sein Haus auf Sylt zurückgezogen und den Kopf dann monatelang unter einer Kappe versteckt. Denn die neuen Haare werden als Stoppeln eingesetzt und wachsen erst langsam wieder nach.

Rein medizinisch gesehen leidet Klopp wohl unter androgenetischer Alopezie, erblich bedingtem Haarausfall, den schon

Kopf nicht akzeptieren wollen. Aber sind Fußballtrainer, die in Beautykliniken gehen, sexy? Männer, die tönen, ströhnen und mit Alufolie auf dem Kopf beim Friseur sitzen?

Warum tun sie es trotzdem?

Klopp hätte nach Bazon Brock, dem Kunsttheoretiker, aus dem Scheitern eine Form des Gelingens machen, die blöden Geheimratsecken einfach akzeptieren oder sich eine Glatze scheren lassen können. Yul Brynner stand die gut, Bruce Willis auch. Er hat es nicht getan, hat zugegeben, dass er eitel ist, so eitel wie seine Spieler. Haarexzesse haben im Fußball eine gewisse Tradition, unvergessen bleiben die Dauerwellen von Sepp Maier und Rudi Völler. Klopp hatte sich vor dem Implantat schon seine Zähne machen lassen. Der Trainer von Borussia Dortmund! Was bedeutet das für die Fußballwelt, für uns Frauen? Wollen die Männer keine Männer mehr sein?

Es gibt da weitere beunruhigende Tendenzen: Seit wenigen Jahren rasieren sich heterosexuelle Männer auf einmal die Oberkörper blank, enthaaren Beine und Arme, wollen glatte, weiche Babykörper. Selbst Bastian Schweinsteiger macht da mit.

Und flächendeckend wachsen nun Bärte, jahrelang wahlweise Ausdruck übertriebenen Ökotums oder unerträglicher Spießigkeit. Seit aber Oscar-Verleihungen wie Treffen von al-Qaida-Schläferzellen aussehen und auch George Clooney sich Barthaar stehenließ, sind mehrere Quadratzentimeter Männlichkeit mitten im Gesicht sehr lässig.

Das alles ist nicht neu, seit Jahrhunderten manipulieren Menschen ihre Haare, sie sind Zeugnis von Vitalität, aber auch von Verfall. Womit wir wieder bei Jürgen Klopp

wären. Der den Verfall einfach nicht akzeptieren wollte, wohl jenseits von Fragen der Männlichkeit. Das wiederum wäre ein altbekanntes Motiv, beschrieben unter anderem in Thomas Manns „Der Tod in Venedig“.

Cool ist das nicht, von echten Männern erwartet man, dass sie in Würde altern. Doch es gibt auch Trost: Er kommt aus Spanien, heißt Pep Guardiola, ist 42 Jahre alt und zukünftiger Trainer des FC Bayern München. Auch ihm fielen die Haare aus. Jetzt trägt er Glatze.

BRITTA SANDBERG



Trainer Klopp, Politiker Berlusconi vor und nach der Haarverpflanzung

die reichen Römer bekämpften, indem sie Stierblut aufs kahle Haupt gaben. Julius Cäsar entschied sich für den Lorbeerkrantz als Ablenkungsmanöver. Generationen von deutschen Männern versuchten, die Misere mit Toupets zu kaschieren oder aber mit der Vogelnebstvariante, bei der das verbleibende Haupthaar wie Spritzgebäck um den Kopf drapiert wird.

Rein menschlich gesehen ist ja verständlich, dass auch Männer mit den Begleiterscheinungen des Alters hadern und das kranzartige Resthaargebilde auf dem



Das große Zwitschern

ORTSTERMIN: An einer Fachhochschule in Sachsen-Anhalt wird die digitale Welt erforscht.

An einem Mittwochmorgen steht der Internetprofessor Daniel Michelis im Seminarraum 10 und will von seinen Studenten wissen, wer einen Wecker hat. Er blickt in fragende Gesichter und sagt: „Ich meine: einen Wecker, mit dem man nicht ins Internet kann? Ich meine einen stinknormalen, altmodischen Wecker mit einem Ziffernblatt und zwei Zeigern? Wer hat so was?“

Kichern. Kopfschütteln. 15 Studenten sitzen da, nur eine einzige Studentin meldet sich. Ja, sie habe noch einen dieser Wecker. Wie sie das vorträgt, klingt es nach einem Schuldeingeständnis.

„Aha“, antwortet der Professor, „alle anderen lassen sich also entweder von ihrem Smartphone oder von Tablets wecken. Die digitale Durchdringung des Alltags ist genau unser Thema.“

Anfang April hat die Hochschule Anhalt an ihrem Standort Bernburg-Strenzfeld einen neuen Studiengang gestartet: Online-Kommunikation, entwickelt von zwei Professoren, dem 37-jährigen Michelis und seinem um ein Jahr jüngeren Kollegen Hendrik Send. Michelis ist schmal und energisch, Send ist heiter und gemütlich. Die beiden sind Freunde. Es ist ein seltsames Gespann, das in die Welt von morgen aufgebrochen ist, die Blues Brothers des Internetzeitalters.

Um acht Uhr früh ist Daniel Michelis in seinen graublauen Volvo gestiegen und hat die Großstadt Berlin, in der er mit seiner Familie lebt, hinter sich gelassen. Er ist auf die Autobahn gefahren, und nach zweieinhalb Stunden ist er im tiefsten Sachsen-Anhalt angekommen, in der Welt der dunklen Böden, Krähenschwärme und Kartoffeläcker. Von der Bundesstraße 71 ist er irgendwann rechts abgebogen. Hinter einer bröckeligen gelben Mauer versteckt sich sein Arbeitsplatz, die Fachhochschule.

Drei Jahre lang wurde am neuen Studiengang gearbeitet. Eigentlich wollte man bescheiden anfangen, ohne öffentli-

che Beachtung. Aber kaum hatte die Presstelle der Hochschule eine kurze Mitteilung dazu herausgegeben, überschlugen sich die Meldungen in den Medien. Viele Berichte kamen nicht ohne einen spöttischen Unterton aus. „Deutschlands erste Facebook-Uni“, schrieb „Bild“. Man könne jetzt „Twittern studieren“, hieß es in der „Frankfurter Allgemeinen“. Hätten Michelis und Send die Artikel ernst genommen, wären sie sich vorgekommen wie in einer Provinz-Hochschule, die ihren Studenten beibringt, wo man den „Like“-Button findet oder wie man Tweets absetzt.



Professoren Send, Michelis: Denken wie Möbelpacker

Der Campus der Fachhochschule sieht allerdings aus wie das Gelände einer stillgelegten Kaserne. Zu Zeiten der DDR standen hier Labore und Institute von Getreideforschern. Zwei Kneipen gibt es jetzt, den „Hochschulkrug“, wo Fischstäbchen mit Kartoffelsalat angeboten werden, für 3,50 Euro. Und das „U-Boot“ wurde eröffnet, ein Studentencafé, das im Souterrain liegt, deshalb der Name.

In seinem Seminar setzt sich Professor Michelis jetzt mit dem „Prosumer“ auseinander, einer Kreuzung aus Producer und Consumer. Michelis erklärt, warum es den Prosumer überhaupt gibt. Er sagt: „Crowd Innovation“. Immer mehr Firmen machen ihre neuen Entwicklungen öffentlich und geben sie an ihre Konsumenten weiter. Coca-Cola will eine neue Getränk-

kekiste designen? Warum sich allein auf die Gestalter im eigenen Unternehmen verlassen? Man definiert die Aufgabe, stellt sie auf eine Plattform im Internet, und Tausende Nutzer können sich beteiligen. Die besten Ideen würden belohnt, sagt Michelis, mit Prämien beispielsweise. Womit man heute und morgen im Internet Geld verdienen kann, sollen die Studenten erfahren.

Angenommen, das Internet wäre ein Hochhaus: Dann würden in der oberen Hälfte des Gebäudes pausenlos irgendwelche Filme laufen. Man bekäme dort viele Pornos zu sehen, aber auch You-

Tube-Material, Haustierte, Schülerstreiche, Kunst. In anderen Stockwerken wären die Bewohner damit beschäftigt, Musik und Filme zu kopieren. Eine Minderheit, die übrigen Bewohner des Hauses, würden Websites bauen, E-Mails schreiben, berufliche Aufgaben erledigen. Um diese Menschen geht es den Internetprofessoren.

Vor dem Hochhaus der digitalen Menschen warten ständig Umzugswagen, Tag für Tag. Die Bewohner sind keine Dauermieter, sondern rastlos, heimatlos, oft auf dem Sprung. Wer ein Internetleben führt, muss sein eigener Möbelpacker sein.

Wer eine Naturwissenschaft studiert, kann sich damit beruhigen, dass die Naturgesetze noch eine Weile halten. Wer sich für Religionswissenschaften entscheidet, der landet, wenn es gut läuft, in den Kategorien der Ewigkeit. Bei der Online-Kommunikation hat man es mit Portalen, Börsen, Communities, Blogosphären zu tun. Ständig wird eine Idee geboren, ständig geht eine zugrunde. Manchmal, sagt der Internetprofessor Send, sehne er sich nach einem Zustand, der in seiner digitalen Welt nicht zu haben sei – Beständigkeit. Er könne sich sogar vorstellen, noch einmal ganz neu anzufangen und etwas anderes zu studieren.

Was denn?

„Theologie“, sagt Send.

RALF HOPPE

Wirkung, die bewirkt

Die Apotheken Umschau ist ein hochwirksames Basis-Medikament. Es versorgt das menschliche Hirn mit lebenswichtigen Informationen zum Thema Gesundheit. Und unterstützt Apothekerinnen und Apotheker wirksam bei ihrer täglichen Beratungsarbeit. Resultat: Mehr Verstehen. Mehr Vorsorge. Mehr Verantwortung. Gesundheitliche Aufklärung, die ihre Wirkung nicht verfehlt.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- ▶ **Hüftprobleme:**
Wie Sie wieder für bessere Beweglichkeit sorgen
- ▶ **Zecken-Gefahr:**
Mit welchen Maßnahmen Sie sich schützen
- ▶ **Laborwerte:**
Was Sie über Cholesterin & Co. wissen sollten
- ▶ **App „Apotheke vor Ort“:**
Wie Sie Ihre persönliche Arzneimittelliste erstellen können
- ▶ **Natur-Kosmetik:**
Wertvolle Pflege-Tipps von Haut-Experten

Alle 14 Tage **NEU**
in Ihrer Apotheke.





MARK MÜHLHAUS / ATTENZIONE

AUTOMATEN

Lukrative Spielsucht

Die Zahl der Geldspielautomaten in Deutschland steigt weiter. In Gaststätten und Spielhallen standen im vergangenen Jahr rund 265 000 Geräte bereit. Die Aufsteller erzielten damit Umsätze von 4,4 Milliarden Euro. Zum Vergleich: Im Vorjahr waren es nur 262 000 Automaten, im Jahr 2005 lediglich 183 000. Die Daten gehen aus einem Gutachten hervor, das das Münchner ifo-Institut im Auftrag der deutschen Automatenwirtschaft erstellt hat. Dabei sind die Zahlen politisch brisant. Im Februar erst hat das Bundeswirtschaftsministerium den Entwurf für eine Novelle der Glücksspielverordnung vorgelegt. Künftig soll in Gaststätten nur noch ein Geldspielautomat erlaubt sein. Ausnahmeregelungen

gestatten in Autobahnraststätten oder Raucherkneipen aber auch weiterhin bis zu drei Geräte. Suchtexperten halten die Pläne des Ministeriums für zu wirtschaftsfreundlich – vor allem, weil das sogenannte Punktespiel weiter erlaubt sein soll, das einen hohen Spielanreiz darstellt. „Die Novelle ist kaum geeignet, den Spielerschutz zu verbessern“, sagt der Psychologe Gerhard Meyer von der Universität Bremen. Nach einer aktuellen Auflistung der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen haben 2011 rund 16 800 Spielsüchtige Hilfe in ambulanten Beratungsstellen gesucht. Der Großteil war von Automaten Spielsucht betroffen. Im Jahr 2005 waren es nur 5100.

HAUSHALT

Gesunde Zahlen

Die deutschen Staatsfinanzen sind weiterhin auf dem Weg der Besserung: Bund, Länder, Gemeinden und Sozialversicherungen dürften in den kommenden Jahren erhebliche Haushaltsüberschüsse erwirtschaften. Das geht aus dem neuen Stabilitätsprogramm hervor, das vom Bundeskabinett in dieser Woche beschlossen und an die EU-Kommission in Brüssel weitergeleitet werden soll. 2013 werde das deutsche Staatsdefizit noch bei einem halben Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) liegen. Grund dafür ist die schleppende Konjunktur. Doch schon 2014



MICHAEL SOHN / AP / DPA

Schäuble

und 2015 sollen die öffentlichen Haushalte ausgeglichen sein. In den Jahren 2016 und 2017 läge der Überschuss nach den Berechnungen des Bundesfi-

nanzministeriums dann jeweils bei einem halben Prozent des BIP. In absoluten Werten ergäbe dies eine Größenordnung von rund 14 Milliarden Euro. „Deutschland wird bis 2017 sein mittelfristiges Haushaltsziel einer strukturellen Defizitquote von maximal 0,5 Prozent mit deutlichem Sicherheitsabstand einhalten“, schreiben die Beamten von Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) in dem Bericht. Die Bundesregierung unterstellt bei ihrer Prognose ein Wirtschaftswachstum von 0,4 Prozent in diesem Jahr, 1,6 Prozent in den nächsten und 1,4 Prozent in den Folgejahren. Die Schuldenstandsquote, also die Höhe der Staatsschulden im Verhältnis zum BIP, soll von 80,5 Prozent in diesem Jahr bis 2017 auf 69 Prozent fallen.

DEUTSCHE BANK

Ärger mit der Aufsicht

Die Finanzaufsicht BaFin fordert von der Deutschen Bank, aus ihrer Affären-Serie personelle Konsequenzen zu ziehen. Die Aufseher haben Rechtsvorstand Stephan Leithner offenbar in einem Brief nahegelegt, den Leiter der Rechtsabteilung, Richard Walker, zu ersetzen. Die BaFin kann selbst nur Vorstände und Aufsichtsräte abberufen. Walker, 62, gilt als enger Vertrauter von Co-Chef Anshu Jain und sitzt im erweiterten Vorstand, dem Group Executive Committee. Der Amerikaner arbeitete bei der US-Börsenaufsicht SEC, ehe er 2001 zur Deutschen Bank in New York stieß. Er steht unter Druck, weil sich Schadensersatzklagen und staatsanwaltschaftliche Ermittlungen häufen. Die BaFin führt bei der Bank mehrere Sonderprüfungen durch – und soll Compliance-Probleme sowie organisatorische Mängel festgestellt haben. Sie will nun, dass die Rechtsabteilung von der Frankfurter Zentrale aus von einem Deutschsprachigen geleitet wird.



Bankmanager Fitschen, Leithner, Jain

Die Aufsicht wollte sich dazu nicht äußern. Die Bank verweist darauf, dass die Position des deutschen Chefjustitiars aufgewertet worden sei, Christof von Dryander, 59, ist seit Januar Vize der globalen Rechtsabteilung. Ein Sprecher der Deutschen Bank sagt: „Richard Walker als Leiter der Rechtsabteilung genießt das volle Vertrauen der Deutschen Bank.“ Auch Aufsichtsratschef Paul Achleitner geht das Comp-

liance-Thema an. Er will den Düsseldorfer Star-Anwalt Georg Thoma, 68, in den Aufsichtsrat holen. Der begleitete Achleitner mit der Kanzlei Shearman & Sterling in dessen Zeit als Deutschlandchef von Goldman Sachs bei vielen Deals. Neben Thoma sollen für Werner Wenning, Karl-Gerhard Eick und Tilman Todenhöfer zwei Angelsachsen in den Aufsichtsrat rücken, darunter eine Frau.

THOMAS LOHNES / DAPD

ENERGIE

Scheue Geldgeber

Die Investitionen in saubere Energien sind in den ersten drei Monaten 2013 weltweit dramatisch eingebrochen. In keinem Quartal seit 2009 war das Anlagevolumen geringer, berichtet der Wirtschafts-Informationssdienst Bloomberg New Energy Finance. Als Ursache für den 22-prozentigen Rückgang nennt der Dienst die unsicheren politischen Rahmenbedingungen in den Schlüsselmärkten USA und Deutschland, die Zurückhaltung in den Märkten Chinas und Brasiliens, aber auch die sinkenden Technologiekosten besonders im Bereich der Solarpanels. Besonders stark sanken die Investitionen in Frankreich und Italien, in Spanien gar um 96 Prozent. Deutschland dagegen verzeichnet vor allem wegen der Finanzierung des Großprojekts Buntendick Offshore-Windpark einen Zuwachs um acht Prozent. Weltweit wurden im ersten Vierteljahr 2013 gut 40 Milliarden Dollar in klimaschonende Energien gesteckt, fast ein Viertel weniger als im Vergleichs-Quartal 2012. „Um die weltweiten Emissionen zu verringern, müssten sich die Investitionen in diesem Bereich bis 2020 eher verdoppeln als zu sinken“, sagt Bloomberg-New-Energy-Chef Michael Liebreich.



PAUL LANGROCK / ZENIT / LAIF

LEBENSMITTEL

Wirrwarr der Öko-Siegel

Lebensmittelkäufern sind die meisten Gütesiegel unbekannt, die sich auf nachhaltig hergestellten Produkten in deutschen Supermärkten finden. Das ist das Ergebnis einer Studie der Universität Göttingen. Demnach geben 72 Prozent der Befragten an, das deutsche Bio-Siegel und seine Bedeutung zu kennen, 54 Prozent vertrauen ihm voll und ganz. Fast genauso bekannt ist das Fairtrade-Label, dem 50 Prozent vertrauen. Andere Kennzeichnungen dagegen, wie das MSC-Label für nachhaltigen Fischfang oder das Neuland-Gütesiegel für artgerechte Tierhaltung, kennen gerade mal 18 beziehungsweise 7 Prozent. Am schlechtesten schneidet das EU-Bio-Siegel ab, das seit 2010 verpflichtend auf jedem Bio-Produkt stehen muss – aber lediglich von fünf Prozent der Käufer erkannt wird. Die Autoren monieren, dass es zu viele und bisweilen auch irreführende Labels gebe. Aufschlussreich ist auch, dass mehr Konsumenten angaben, ein fingiertes, von den Wissenschaftlern erfundenes Umweltlabel zu kennen als das offizielle EU-Zeichen.

Titel

Armes Deutschland!

Wie gerecht ist die Euro-Rettung, wenn die Menschen in den Nehmerländern reicher sind als die Bürger der Geberländer? Eine Debatte über die Neuverteilung der Lasten ist überfällig.



Anti-Merkel-Protest vor dem Parlamentsgebäude in Athen 2012

Es sind verwirrende Bilder, die uns aus den Hauptstädten der europäischen Krisenstaaten erreichen. Vor dem Parlament in Nikosia demonstrierten Tausende gegen die Bankenabgabe, sie trugen Hitler-Bilder und Anti-Merkel-Plakate, auf einem stand: „Merkel, dein Nazi-Geld ist blutiger als jede Geldwäsche.“

Kaum anders sah es aus, als die deutsche Kanzlerin im Oktober 2012 nach Athen fuhr. Auf dem Syntagma-Platz stand ein älterer Herr, den Schnurrbart sorgfältig getrimmt, Bügelfalten in der Hose. Er hatte sich ein Transparent um-

geschnallt, die Aufschrift stand in hartem Gegensatz zu seiner freundlichen Erscheinung: „Raus aus unserem Land, Schlampe.“

Trotz dieser Schmähungen, in einem sind sich die Demonstranten und all die anderen Merkel-Kritiker in Rom und Madrid, in Nikosia und Athen einig: Deutschland soll für die Euro-Rettung zahlen, möglichst viel und auf jeden Fall mehr als bisher.

Denn Deutschland sei ein reiches Land, sagen sie, es habe mehr als alle anderen von der Einführung des Euro profitiert,

es habe diese anderen mit seinen Exporten überschwemmt und so seinen Wohlstand auf deren Kosten gemehrt.

Es gibt allerdings ein weiteres Bild der Bundesrepublik, und das beruht nicht auf Emotionen, sondern auf Zahlen. Sie wurden von der Europäischen Zentralbank (EZB) erhoben und in der vergangenen Woche veröffentlicht. Dieses Bild zeigt ein Land, dessen Haushalte im Schnitt weniger Vermögen besitzen als die, die sein Geld fordern.

Zypern liegt in diesem Vermögens-Ranking europaweit auf dem zweiten Platz,



LEFTERIS PITAKIS / AP

Schlagseite

Mittleres Nettovermögen* der privaten Haushalte in Euro-Ländern, nach einer EZB-Studie vom April 2013 in Euro

Euro-Krisen-
länder

LUXEMBURG
397 800

ZYPERN
266 900

MALTA
215 900

BELGIEN
206 200

SPANIEN
182 700

FRANKREICH
115 800

NIEDER-
LANDE
103 600

ITALIEN
173 500

GRIECHENLAND
101 900

SLOWENIEN
100 700

FINN-
LAND
85 800

ÖSTERREICH
76 400

PORTUGAL
75 200

SLOWAKEI
61 200

DEUTSCH-
LAND
51 400

* Nettovermögen des Haushalts, der in der Mitte der nationalen Vermögensverteilung liegt (Median). Es gibt also genauso viele Haushalte mit höherem Vermögen wie Haushalte mit geringerem Vermögen.

Deutschland rangiert weit dahinter, übertroffen auch von den Krisenländern Spanien und Italien.

Und dieses Zypern soll nun zehn Milliarden Euro aus dem ESM, dem Hilfsfonds der Euro-Gruppe, und vom Weltwährungsfonds IWF bekommen, so wurde es nach dramatischen Verhandlungen beschlossen, und so soll es in dieser Woche vom Deutschen Bundestag abgesegnet werden. Doch nun stellt sich die Frage: Warum eigentlich? Ist Zypern nicht reich genug, sich selbst zu helfen?

Tatsächlich muss die Rettungsstrategie der Euro-Gruppe im Lichte der EZB-Studie neu diskutiert werden. Bisher tragen die Steuerzahler die Risiken dieser Strategie, sie haften für alle Kredite, die vom ESM an die bedürftigen Länder ausbezahlt werden. Griechenland, Irland, Portugal und Spanien gehören diesem Kreis schon an, Zypern kommt jetzt hinzu.

Deutschland haftet bereits für rund hundert Milliarden Euro. Wenn noch mehr Länder Hilfe beantragen und somit auch als Geldgeber ausfallen, kann das Risiko der Deutschen nach einer Schät-

zung des Steuerzahlerbunds auf 509 Milliarden Euro steigen – und dabei sind die Risiken, die in der Bilanz der Europäischen Zentralbank (EZB) schlummern, noch nicht mitgerechnet.

Weil die EZB den Euro-Raum mit Geld flutet, um das System zu stabilisieren, liegen zudem die Zinsen auf Niedrigniveau. Wer spart, ist derzeit der Dumme, er wird schleichend enteignet. Wer dagegen genügend Geld besitzt, um es in Aktien und Immobilien anzulegen, profitiert von dem Boom, den die Geldschwemme der EZB entfacht hat. Die Steuerzahler und

die kleinen Sparer finanzieren somit die Euro-Rettung – und davon profitieren vor allem die Reichen in den Krisenländern. Deren Vermögen bleibt weitgehend unangetastet, das Vermögen ihrer Retter schmilzt dahin.

Bisher wurden die Vermögenden nur zweimal direkt an der Rettung beteiligt, im Fall Griechenlands mussten die Besitzer der Staatsanleihen auf einen Teil ihrer Forderungen verzichten, im Fall Zyperns wurden Bankeinlagen jenseits der Grenze von 100 000 Euro ganz oder teilweise gestrichen.

Beide Fälle markieren eine Zäsur: Die staatlichen Geber sind nicht mehr willens, alle Risiken zu tragen, ohne dass die privaten Profiteure der Rettung einen Teil der Rechnung bezahlen.

Doch das kann erst der Anfang sein. Die bisherige Strategie ist nämlich nicht nur ungerecht, weil sie die Lasten einseitig verteilt. Sie ist zudem ökonomisch gefährlich, weil sie auch die Geberländer überfordern könnte. Und wenn die ins Wanken kämen, würde die Währungsunion unweigerlich auseinanderbrechen.

Außerdem werden durch die bisherigen Hilfsprogramme nur alte Kredite durch neue ersetzt. So werden die Länder ihre drückenden Schulden nie los, im Gegenteil: Die nötigen Sparmaßnahmen würden, wie in Griechenland und anderen Südstaaten, die Konjunktur ab, die Wirtschaft schrumpft.

Sinnvoller – und gerechter – wäre es deshalb, die Krisenländer würden ihre Schulden aus eigener Kraft reduzieren: indem sie stärker als bisher auf das Vermögen ihrer Bürger zugreifen. Das Geld dafür, das zeigt die jüngste EZB-Studie, ist jedenfalls vorhanden.

Die Zahlen sind brisant. Danach besitzen deutsche Haushalte im Schnitt nur ein Vermögen von 195 000 Euro, fast 100 000 Euro weniger als ein spanischer Haushalt. Auf Zypern summiert sich das durchschnittliche Haushaltsvermögen sogar auf 671 000 Euro, mehr als das Dreifache des deutschen Werts. Auch italienische und französische Haushalte schneiden deutlich besser ab als die deutschen.

Noch deutlicher fallen die Unterschiede beim mittleren Vermögenswert aus, dem sogenannten Median (siehe Grafik Seite 65). Er misst jenes Vermögen, das die untere Hälfte der Bevölkerung gerade erreicht und die obere Hälfte überschreitet. Hier belegt Deutschland mit 51 400 Euro sogar den letzten Platz in der Euro-

Zone. Der entsprechende Wert für Zypern liegt fünfmal so hoch. Selbst das kriegsgeschüttelte Portugal kommt auf einen höheren Wert als Deutschland.

Kaum waren die Erkenntnisse der Zentralbank auf dem Markt, setzte eine Welle von Relativierungen und Beschönigungen ein. Der EZB selbst, aber auch der Bundesregierung, waren die Ergebnisse offenbar peinlich.

Als sich die Unionsmitglieder im Kabinett bei ihrem Frühstück am Mittwoch vergangener Woche über das unübersichtliche Zahlenwerk beugten und den Finanzminister fragend anschauten, antwortete Wolfgang Schäuble achselzuckend.

Mit einer klaren Interpretation mochte der Taktierer nicht dienen. Die Zahlen seien nicht so eindeutig, wie sie erschie-

stichhaltiger war der Hinweis, die Vermögensdifferenzen seien vor allem darauf zurückzuführen, dass in den Ländern die Neigung der Menschen unterschiedlich ausgeprägt ist, Wohneigentum zu bilden. Während in Spanien und Slowenien knapp über 80 Prozent der Haushalte in den eigenen vier Wänden leben, in der Slowakei sogar 90 Prozent, sind es in Deutschland nur 44 Prozent.

Welch große Rolle Immobilienbesitz bei den Vermögensverhältnissen spielt, zeigt folgender Vergleich: Ein deutscher Median-Haushalt mit eigenem Haus oder Wohnung besitzt ein Vermögen von 216 000 Euro, bei Mietern sind es nur 10 300 Euro.

Fest steht auch: Mittlerweile sind die Hausbesitzer in Spanien oder Zypern längst nicht mehr so wohlhabend, wie es die EZB-Studie ausweist. Die Angaben für die meisten EU-Staaten stammen aus dem Jahr 2010, bei Spanien sogar zum Teil aus 2008. In beiden Ländern ist in der Zwischenzeit der Wert vieler Häuser und Wohnungen teilweise massiv eingebrochen.

Dennoch erinnerte mancher Versuch, die Vermögensunterschiede in der Euro-Zone kleinzureden, eher an Taschenspielertricks. Die Deutschen würden als viel zu arm dargestellt, lautete ein Argument, weil ihre Ansprüche an das staatliche Rentensystem nicht berücksichtigt seien. Woanders sorgten die Menschen durch den Kauf von Immobilien fürs Alter vor, in Deutschland müssten sie das nicht tun, weil es die Rentenversicherung gebe.

Doch das Argument ist fadenscheinig. Bei den Ansprüchen an die staatliche Alterskasse handelt es sich nicht um Vermögensbildung im klassischen Sinne, eher um ein Versprechen, dessen Einlösung fraglich ist. Die jeweils arbeitende Generation kommt für die Rentner auf. Genau aus diesem Grund können die Rentenansprüche auch nicht in die Vermögensrechnung eingehen. Ihnen steht in gleicher Höhe die Verpflichtung der jüngeren Generation gleichsam als Verbindlichkeit gegenüber, für die Ansprüche einzustehen.

Tatsächlich gibt es nachvollziehbare Gründe dafür, dass die Deutschen in Sachen Vermögensbildung selbst Krisenländern wie Griechenland, Zypern oder Frankreich hinterherhecheln. Gleich mehrfach wurden sie in den vergangenen hundert Jahren Opfer von Ereignissen mit Enteignungscharakter. Die Hyper-



Kanzlerin Merkel*: Das Vermögen der Retter schmilzt dahin

nen, wand er sich schließlich aus der Affäre. Nachfragen gab es keine.

Schäubles Ziel war erreicht, fürchtet er doch, das Material sei willkommene Munition für Kritiker der bisherigen Rettungspolitik. Auch der EZB waren die eigenen Zahlen nicht geheuer. Und so erfanden die Notenbanker allerlei Fußnoten zur Relativierung ihrer Statistiken.

So verwies die EZB darauf, ein zypriischer Haushalt bestehe im Schnitt aus drei Personen, ein deutscher hingegen nur aus zwei. Das stimmt, dennoch kann ein Unterschied von 50 Prozent bei der Haushaltsgröße nicht einen Unterschied von 200 Prozent beim durchschnittlichen Vermögenswert erklären.

* Mit dem zypriischen Präsidenten Nikos Anastasiades beim EU-Gipfel in Brüssel am 15. März.

OLIVIER HOSLEY / DPA (L.); HANS MADEJ / GRUPPE28 (R.)



Luxusyachten in Portofino bei Genua: Dass Eigentum zu nichts verpflichtet, hat Silvio Berlusconi vorgelebt

inflation der zwanziger Jahre, eine Folge des Ersten Weltkriegs, vernichtete den Wohlstand eines Bürgertums, für das es im Kaiserreich immer aufwärtsgegangen war.

Die Währungsreform von 1948, mit der die nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg wertlos gewordene Reichsmark beseitigt wurde, radierte die Ersparnisse eines ganzen Volkes aus. 40 Jahre Sozialismus ließen in der DDR die letzten Reste von Vermögen und Eigentum verschwinden. Seit der Wiedervereinigung sind nicht einmal 23 Jahre vergangen. In dieser Zeit ist es den Ostdeutschen noch nicht gelungen, so reich und so wohlhabend zu werden, wie ihre Landsleute im Westen.

Von derlei Katastrophen blieben die meisten Länder in der Euro-Zone verschont. Entweder gingen sie wie Frankreich als Sieger aus den Kriegen hervor, oder sie blieben neutral, wie Spanien. So oder so, ihre Bürger konnten über Generationen Wohlstand aufbauen.

Verwunderlich ist auch nicht, dass die Deutschen trotz hoher Einkommen viel weniger Vermögen bilden als ihre Mit-europäer. Vermögen ist Ersparnis aus der Vergangenheit. Die Bundesbürger geben

ihr Geld aber gern für Konsumzwecke aus. Sie finden nichts dabei, teure Stadtwohnungen zu mieten. Sie fahren auch gern zwei- oder dreimal im Jahr in den Urlaub. Wer sein Geld ausgibt, dem fehlt es zur Vermögensbildung.

Dass sie selbst so viel vermögender sein sollen als die Deutschen, sorgte in den Krisenländern für unglaubliches Staunen. Und mancherorts auch für Empörung.

Nikos Trimikliniotis sitzt in seinem Garten in einem beschaulichen Vorort von Nikosia. Der 44-Jährige hat einen

Stapel Akten vor sich ausgebreitet; wissenschaftliche Studien, Zeitungsausschnitte, Notizen. Trimikliniotis ist Jura- und Soziologieprofessor und einer der gefragten linken Akademiker auf Zypern. Die EZB-Studie über die Vermögenslage der Privathaushalte in der Euro-Zone hält er für „ein verheerendes Machwerk“, „vollkommen irreführend und gefährlich“.

Zwar stehen die Zyprier mit ihrem Vermögen ganz weit oben in der EZB-Tabelle, „aber das sind Durchschnittswerte“, sagt Trimikliniotis. „Sie sind von 2009 und 2010. Und warum werden nicht zugleich die unterschiedlichen Lebensstandards in unseren Ländern verglichen, die unterschiedlichen Sozialversicherungssysteme, die Infrastruktur? Warum wird verschwiegen, dass soziale Dienste wie Kinderbetreuung bei uns nicht bezuschusst werden?“

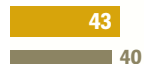
Er hat andere Zahlen parat, Zahlen, die nicht in der EZB-Statistik auftauchen. „Nach denen ist jeder vierte Zyprier von Altersarmut bedroht“, sagt er. „Jeder zweite lebt schon jetzt von weniger als 4000 Euro Rente – im Jahr. Und mit den Kürzungsmaßnahmen und dem Absturz des Bruttoinlandsprodukts wird sich die

ITALIEN

Staatsschulden in Prozent des BIP, Prognose 2014



Steuereinnahmen* in Prozent des BIP, 2011



Schuldenfreies Wohneigentum

in Prozent aller Haushalte



*inklusive Sozialbeiträge
Quellen: EU-Kommission, EZB



Jetset-Treff Marbella: Die Toleranz gegenüber den Reichen, die sich dem Zugriff des Fiskus entziehen, schwindet

Altersarmut jetzt noch einmal verstärken.“

Wenn sich Europas Presse in den Südländern mit der EZB-Studie überhaupt beschäftigte, dann versuchte sie, die Zahlen zu relativieren, sie nannte die üblichen Argumente, den Immobilienbesitz, der zudem stark im Wert gefallen sei, die Haushaltsgröße. Vor allem aber warnte sie, aus der Statistik die falschen Schlüsse zu ziehen.

Die Zahlen wären ja so, schrieb die Wirtschaftszeitung „Il Sole 24 Ore“, als wolle uns „la Bundesbank“ wissen lassen, „ihr seid doch die Reichen, wenn ihr Probleme habt, dann löst sie gefälligst selbst“.

Italien schwimme „nicht in Gold, sondern in Armut“, argumentierte die Zeitung, 16,5 Prozent aller Italiener gelten als arm, in Deutschland seien es nur 13,4 Prozent. Die italienische Notenbank erstellte einen eigenen Bericht, der betont, dass es in Italien mehr Armut gebe und ein niedrigeres Einkommen, dafür aber mehr Vermögen und weniger Privatverschuldung.

Nicht der vermeintliche Reichtum, sondern die zunehmende Armut erregt in diesen Tagen das Land. Nicht das Leben der Wohlhabenden bestimmt die Schlagzeilen, sondern Schicksale wie das von Anna Maria Sopranzi und Romeo Dionisi, 68 und 62 Jahre alt, er selbständiger Handwerker aus Civitanova Marche in Mittelitalien.

Die beiden hängten sich an dem Heizungsrohr im Keller auf. Der Abschiedsbrief steckte an der Windschutzscheibe der Nachbarn. „Vergebt uns“, hatten sie geschrieben. Verschuldet und verarmt waren sie, seit Monaten hatten sie keine Einkünfte mehr, aber säumige Kunden, bis

zuletzt ließen sich beide kaum etwas anmerken und baten nicht um Hilfe, weder Verwandte noch die Kirche.

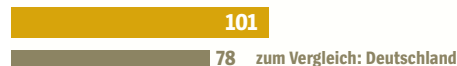
Sie starben aus Scham, zu erdrückend die Forderungen von Equitalia, einem Staatskonzern, der für die Finanzämter Steuern im Lande eintreibt.

Jeden Tag bringen sich in Italien Menschen um, das war schon vor der Krise so. Aber dieser hier war ein Selbstmord aus Verzweiflung, ein Warnruf, und er erschütterte Italien. Die gerade gewählte Parlamentspräsidentin Laura Boldrini, früher Sprecherin des Flüchtlingskommissariats der Uno, kam zur Beerdigung. „Das ist staatlicher Mord“, riefen die Menschen in der Kirche, „für euch sind wir nur Nummern.“ Der Erzbischof appellierte an die Politiker: „Ihnen muss klarwerden, dass wir nicht mehr können.“

Die Krise hat viele Menschen in Südeuropa ins Elend gestürzt, sie wissen nicht, wie sie über die Runden kommen sollen. Die Arbeitslosigkeit ist auf Rekordwerte gestiegen, und neue Jobs sind nicht in Sicht.

SPANIEN

Staatsschulden in Prozent des BIP, Prognose 2014



Steuereinnahmen* in Prozent des BIP, 2011



Schuldenfreies Wohneigentum

in Prozent aller Haushalte



* inklusive Sozialbeiträge
Quellen: EU-Kommission, EZB

In Spanien hat inzwischen ein Drittel der Einwohner Hypotheken aufgenommen. Da in den vergangenen Krisenjahren seit 2007 über vier Millionen Menschen ihre Arbeit verloren, konnten viele den Schuldendienst für ihren Kredit bei Banken und Sparkassen nicht mehr zahlen.

Allein im vergangenen Jahr wurden 30000 Wohnungen zwangsgeräumt, die große Mehrheit waren Erstwohnsitze. In vielen Fällen reicht der Kaufpreis aber nicht, die Schulden zu tilgen, die Betroffenen müssen weiterhin hohe Säumniszinsen zahlen und ihren Kredit abstottern.

Die Opfer solcher Räumungen haben sich in den vergangenen Monaten zu Selbsthilfegruppen zusammengeschlossen, sie haben Unterschriften gesammelt, um eine Änderung der vom Europäischen Gerichtshof für unrechtmäßig erkannten Hypothekengesetzgebung und die Möglichkeit von Privatinsolvenzen durchzusetzen.

Weil die Regierung die Not Tausender Familien missachtet, zogen am vergangenen Dienstag Protestler vor die Büros der Regierungspartei Partido Popular (PP) in Barcelona und in vielen anderen Städten. Sie lärmten mit Trillerpfeifen und schwenkten Pappschilder mit der Aufschrift „Stop desahucios“: Stoppt die Zwangsräumungen!

Doch selbst Menschen, die statistisch als vermögend gelten, empfinden sich nicht als reich. Auch sie sehen sich als Opfer der Krise, auch ihnen geht es schlechter als früher. Aber ist es deshalb unzumutbar, dass sie mehr Lasten tragen, um ihr Land zu retten?

Menschen wie Dimitris zum Beispiel, er ist Kreter, heißt aber in Wirklichkeit



Bankfiliale auf Zypern: Mit dem Absturz der Wirtschaft wird sich die Altersarmut weiter verstärken

anders. Er arbeitet bei der Post, seine Frau in der Universitätsverwaltung, beide sind seit Jahrzehnten öffentlich Bedienstete, mit sicheren Einkommen und kleinen, inzwischen noch mal kräftig gekürzten Pensionsansprüchen, aber immerhin.

Dimitris und seine Frau Maria leben mit ihren beiden Teenager-Söhnen in einer Eigentumswohnung in Heraklion. Im Süden der Insel haben sie ein Haus mit kleiner Einliegerwohnung und zwölf Fremdenzimmern zum Vermieten, klein, aber sauber, Meerblick, direkt am Strand. Die Mutter wohnt in einem eigenen Häuschen im Nachbardorf, auf dem Weg dahin muss man an Dimitris' Olivenhainen und Feldern mit Orangenbäumen vorbei.

Den Biobäumen widmet er, nun, da er unmittelbar vor der Pension steht, den Großteil seiner Zeit – auch seiner Arbeitszeit. Dimitris und Maria geht es schlecht. Zumindest subjektiv. „So hohe Kosten“, klagt er, nachdem er eines seiner drei Autos in die Parklücke am Strand manövriert hat: „Stell dir vor, wir müssen jetzt für alle drei Wohnungen und die Autos Steuern zahlen.“

Dimitris versteht die Welt nicht mehr. „25 Prozent“, sagt er, ein Viertel seiner Bezüge gingen jetzt an den Fiskus, „ich weiß gar nicht, wie ich das schaffen soll“. Weil er im Öffentlichen Dienst arbeitet, wurden Lohn- und Einkommensteuer schon immer direkt vom Gehalt einbehalten. Häuser, Autos, Grundbesitz – erst recht aber die Erträge daraus, zum Beispiel durch Vermietung an Touristen oder Verkauf von Olivenöl – wurden aber traditionell am Fiskus vorbeigeschleust.

Die fehlende Akzeptanz für Steuerzahlungen und eine Steuerpflicht erklärt der

Wirtschaftswissenschaftler Lois Labriandis, 59, mit einer Art Nord-Süd-Gefälle im allgemeinen Bewusstsein und mangelndem Gemeinsinn. „Uns fehlen die Parameter“, sagt er, beispielsweise die Erkenntnis, dass Steuern an den Staat auch zur persönlichen sozialen Sicherheit und Vorsorge dienen.

Schon immer wurde in Südeuropa ein großer Teil des Einkommens schwarz erarbeitet, auch deshalb könnten dort die Haushalte mit einem viel geringeren Einkommen ein deutlich höheres Vermögen aufbauen als die Deutschen.

Wie erschreckend das Ausmaß der Schattenwirtschaft in den Euro-Krisenstaaten ist, zeigen Schätzungen des Linzer Ökonomen Friedrich Schneider: Unter allen OECD-Staaten belegen Griechenland, Italien, Portugal und Spanien die ersten vier Plätze im entsprechenden Negativ-Ranking.

Auf der Iberischen Halbinsel und in Italien erreicht die Schattenwirtschaft immerhin ein Volumen in Höhe von 20 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, in Griechen-

land sind es fast 25 Prozent. Zum Vergleich: In Deutschland macht sie nur rund 13 Prozent aus, in anderen Euro-Staaten wie Österreich oder den Niederlanden sogar deutlich weniger als 10 Prozent.

Je größer die Bedeutung der Schwarzarbeit, desto geringer die Steuereinnahmen – den Finanzministern in Madrid, Rom und anderswo entgehen so Dutzende Milliarden Euro pro Jahr. Und das seit Jahrzehnten.

Schließlich zeigen Schneiders Zahlen auch, dass in Griechenland, Spanien und Portugal heute sogar mehr schwarz erwirtschaftet wird als Ende der achtziger Jahre. In Italien ist der Umfang der Schattenwirtschaft immerhin zurückgegangen, wenn auch nur leicht. Mit anderen Worten: Würde die Steuermoral in Südeuropa genauso gut wie im Norden des Kontinents sein, hätten die Krisenstaaten ihre Haushaltsprobleme rasch gelöst.

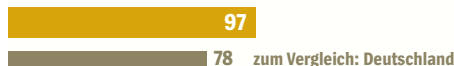
Entsprechend sieht der Wirtschaftsweisse Lars Feld trotz aller Probleme in der EZB-Statistik auch eine gute Nachricht: „Es zeigt sich, dass Deutschland mit seinen harten Auflagen für die Euro-Rettungsgelder recht hat.“

Schließlich bekommen die überschuldeten Staaten die Milliarden aus dem Rettungsfonds nur bei entsprechenden Gegenleistungen. Und neben Ausgabenkürzungen und Steuererhöhungen umfassen diese in der Regel auch die Verpflichtung, die Steuern tatsächlich einzutreiben. „Wenn es die Steuergesetze nicht mehr nur auf dem Papier gibt, kann selbst Griechenland die Zweifel an der Tragfähigkeit seiner Schulden ausräumen“, so Feld.

Auch wenn die Vermögenszahlen der EZB ihre Schwächen haben, selbst nach

ZYPERN

Staatsschulden in Prozent des BIP, Prognose 2014



Steuereinnahmen* in Prozent des BIP, 2011



Schuldenfreies Wohneigentum

in Prozent aller Haushalte



*inklusive Sozialbeiträge
Quellen: EU-Kommission, EZB



Taverne auf Mykonos: Schon immer wurde in Südeuropa ein großer Teil des Einkommens schwarz erarbeitet

allen Relativierungen bleibt eine Erkenntnis: Die Länder des Südens sind viel wohlhabender als zunächst gedacht.

Für die Regierungen dieser Länder und die Rettungspolitik der Partnerstaaten lässt sich daraus nur eine Schlussfolgerung ziehen: Es ist noch eine Menge zu holen. Klammere Staaten, die bisher schon Hilfe aus den Rettungsschirmen in Anspruch genommen haben, sollten verpflichtet werden, ihren Eigenanteil noch weiter zu erhöhen.

Tatsächlich haben die Krisenländer schon damit begonnen, die Steuern für ihre Bürger zum Teil kräftig zu erhöhen. Viele Regierungen nehmen dabei auch die Vermögen ins Visier.

So führte Spanien im vergangenen Jahr eine Vermögensteuer wieder ein, nachdem sie fünf Jahre zuvor abgeschafft worden war. Viel bringt sie der Staatskasse aber nicht, weniger als eine Milliarde Euro. Grund dafür sind großzügige Freibeträge, die im Falle einer selbstgenutzten Immobilie eine Million Euro erreichen kann.

Die sozialistische Regierung in Frankreich führte im vergangenen Jahr eine Sonderabgabe auf Vermögen ein. Ihr Aufkommen: 2,3 Milliarden Euro im Jahr. In noch stärkerem Umfang will die griechische Regierung bei den Vermögenden abbassieren. Im vergangenen Jahr erhöhte sie die Einnahmeziele für die Vermögensteuer drastisch. Statt 1,2 Milliarden Euro sollen nun 2,7 Milliarden Euro in die Staatskasse fließen.

Auch der Ökonom Labrianidis, Professor an der Universität im nordgriechischen Thessaloniki, ist dafür, die Reichen stärker an der Tilgung der staatlichen Schuldenlast zu beteiligen und konsequent zur Kasse zu bitten: „Das große Problem ist die Steuerhinterziehung und Steuerflucht. Damit meine ich nicht den Kioskbesitzer, der keine Quittung für eine Schachtel Zigaretten ausstellt“, sagt der Wissenschaftler. Ihm gehe es um „die sehr Reichen“. Er verlangt politischen Willen und ein „Vermögensregister“. Aber er sieht „keine Schritte in diese Richtung. Es gibt keinen politischen Willen, das Kapital zu jagen“, sagt er.

Das mittlere Vermögen der griechischen Haushalte mag hoch erscheinen, bei den Steuereinnahmen rangiert das Land in Europa eher hinten. Inklusive Sozialabgaben beliefen sie sich 2011 auf

35 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, im EU-Schnitt waren es 40 Prozent.

Und auch im Kampf gegen Steuerhinterziehung kommen die griechischen Fahnder nicht voran. Es gibt Listen mit säumigen Ärzten, mit zahlungsunwilligen Reichen oder Steuerflüchtlings in die Schweiz. Es gibt Übersichten mit nicht-deklarierten Swimmingpools oder von stolzen Besitzern millionenschwerer Yachten, die kaum genug Einkommen haben, um Steuern zu entrichten – aber beim Eintreiben von Steuern treten die Beamten auf der Stelle: Zwei Milliarden Euro an säumigen Steuern sollte die Steuerfahndung im vergangenen Jahr zur Schuldentilgung einbringen, das verlangte jedenfalls die Troika aus Internationalem Währungsfonds, Europäischer Zentralbank und EU-Kommission. Es wurden gerade mal 1,1 Milliarden.

Die Bereitschaft der Reichen, sich an der Finanzierung der Krisenfolgen zu beteiligen, ist in allen Südländern wenig ausgeprägt. Eine Ausnahme ist Diego Della Valle, 59, Erfinder des Noppenschuhs und Patron der Lederwarenfirma Tod's. Er schlägt vor, dass Firmen wie seine eigene, die der Krise trotzen, ein Prozent ihres Gewinns investieren, um den schwächsten Gliedern der Gesellschaft zu helfen: Alten sowie arbeitslosen Jugendlichen aus ihrer Umgebung.

Bei Tod's wären das immerhin 1,5 Millionen Euro, weitere gutdotierte Börsenunternehmen sollen nachziehen, 150 Millionen will er zusammentrommeln. Della

GRIECHENLAND

Staatsschulden in Prozent des BIP, Prognose 2014



Steuereinnahmen* in Prozent des BIP, 2011



Schuldenfreies Wohneigentum

in Prozent aller Haushalte



* inklusive Sozialbeiträge
Quellen: EU-Kommission, EZB

Valle will diese Woche mit seiner freiwilligen Welfare-Abgabe starten, er könne sich das schließlich leisten, für ihn sei das „kein großes Opfer und auch kein Populismus“.

So populär das sein mag, es ist in Italien auch nicht unpopulär, sich dem Zugriff des Staates zu entziehen. Dass Eigentum zu nichts verpflichtet, hat in Italien Silvio Berlusconi erfolgreich vorgelebt.

Der Selfmade-Milliardär und langjährige Regierungschef personifiziert wie kein anderer das Durchwurschteln vor dem Gesetz und das Leben nach der Devise: Nehmen ist seliger denn geben.

Italien hat zwar einen hohen Einkommensteuersatz von bis zu 43 Prozent, aber jährlich entgehen dem Staat geschätzte 120 Milliarden Euro durch Steuerhinterziehung und -flucht. Seit längerem gibt es Diskussionen um Steuererhöhungen und Vermögensabgaben, aber wie so oft: Umgesetzt wurde am Ende kaum etwas.

Diskutiert wurden zum Beispiel die Wiedereinführung der Grundsteuer, eine Erhöhung der Mehrwertsteuer sowie eine Reichen- und Vermögensteuer. Unter dem abgewählten Ministerpräsidenten Mario Monti wurde schließlich die IMU eingeführt, eine Steuer auf Immobilienbesitz, die auch den Erstwohnsitz einbezog. Montis Vorgänger Berlusconi wollte sie als Wahlkampfgeschenk zurückzahlen, etwa vier Milliarden Euro. Des Weiteren kam eine Steuer auf Yachten ab einer Länge von zehn Metern dazu.

Ähnlich ist die Lage in Griechenland. Die Steuereinnahmen sind mit der Krise nicht gestiegen, im Gegenteil. Allein die Selbständigen sollen dem Staat bis zu 30 Milliarden Euro schulden, hat eine Studie amerikanischer Wissenschaftler herausgefunden.

Aus der von der Regierung geplanten regulären Immobiliensteuer wird vorerst nichts, stattdessen wird die Sonderimmobilienabgabe wie bisher weiter über die Stromrechnung eingetrieben. Die einzige halbwegs zuverlässige Methode für den Staat, an sein Geld zu kommen, weiß das Finanzministerium. Griechen mit Immobilienbesitz – also beinahe alle – müssen seit diesem Jahr die Nummer ihres Stromzählers in ihrer Steuererklärung angeben. Allerdings werden auch monatlich an die 30 000 Stromanschlüsse gekündigt. Bei der DEI, dem staatlichen Stromversorger, werden 80 Prozent der Rech-

nungen erst sehr spät oder gar nicht bezahlt.

Spanien ist da schon einen Schritt weiter. Die konservative Regierung von Mariano Rajoy, die im Dezember 2011 antrat, sah sich gezwungen, den maximalen Einkommensteuersatz von 45 auf 52 Prozent zu erhöhen. Rajoy begrenzte zudem die Möglichkeit, die Unternehmensteuer durch Abschreibungen zu drücken – im Schnitt zahlten die Unternehmen de facto nur 10 Prozent an den Staat, sagt Josep Oliver Alonso, Wirtschaftsprofessor der autonomen Universität Barcelona.

Rajoy setzte zudem die von den Sozialisten abgeschaffte Erbschaftsteuer wieder ein, sie soll mittlere und große Vermögen treffen. Weil jedoch auch die krisengebeutelte Bevölkerung unter der erhöhten

schuldung langfristig in den Griff zu bekommen. „Ohne die Senkung von Ausgaben und die Einführung neuer Steuern können die meisten Krisenstaaten die Wende nicht schaffen“, sagt Guntram Wolff von der Brüsseler Ideenschmiede Bruegel.

Immerhin machen die EZB-Statistiken seiner Meinung nach deutlich, wo die Regierungen ansetzen müssen. Exemplarisch zeigt sich das an Italien: Der Staat ist mit gigantischen 130 Prozent des Bruttoinlandsprodukts verschuldet, in Deutschland sind es 80 Prozent. Dabei liegt das Median-Vermögen der Haushalte mit 173 500 Euro mehr als dreimal so hoch wie in der Bundesrepublik.

Dass die Krisenstaaten Vermögende deutlich stärker zur Kasse bitten, hält auch der deutsche Wirtschaftsweisen Peter Bofinger für geboten. Er fordert zur Sanierung der Staatsfinanzen sogar eine Vermögensabgabe: „Die Reichen müssen dann zum Beispiel binnen zehn Jahren einen Teil ihres Vermögens abgeben.“

Vorbild für die Vermögensabgabe ist der sogenannte Lastenausgleich in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg: Damals wurden die Wohlhabenden über einen Zeitraum von 30 Jahren belastet.

Bofinger ist überzeugt, dass eine Vermögensabgabe deutlich besser geeignet wäre als die Beteiligung von Sparern – wie zuletzt bei der Rettung Zyperns geschehen: „Findige Reiche aus Südeuropa schaffen ihr Geld doch zu den Banken in Nordeuropa und entziehen sich damit dem Zugriff.“

Für den Brüsseler Ökonomen Wolff geben die EZB-Statistiken nicht nur eine Antwort auf die Frage, wer in Südeuropa die Krisenrechnung zahlen sollte: „Es wird einmal mehr deutlich, wie ungerecht das Vermögen auch in Deutschland verteilt ist.“

Das heißt: Auch die hiesigen Krisenkosten sollten von den Vermögenden getragen werden. „Die Euro-Rettung wäre vollends ad absurdum geführt, wenn am Ende der vergleichsweise arme deutsche Durchschnittshaushalt den griechischen Superreichen vor höherern Steuern bewahrte.“

SVEN BÖLL, FIONA EHLERS,
MANFRED ERTEL, JULIA AMALIA HEYER,
ARMIN MAHLER, CHRISTIAN REIERMANN,
DANIEL STEINVORTH, HELENE ZUBER



Pro-Europa-Demonstration in Berlin: Deutschland soll zahlen

Mehrwertsteuer von 21 Prozent leidet, genauso wie unter Rezeptgebühren und gestiegenen Alkohol- und Tabaksteuern, sinkt die Toleranz gegenüber den Reichen, die ihr Geld vor dem Fiskus in Sicherheit bringen. Fast täglich werden neue Skandale enthüllt.

Ein ehemaliger Schatzmeister der Regierungspartei PP versteckte zeitweilig 38 Millionen Euro auf Schweizer Konten, ein Sohn des langjährigen Chefs der katalanischen Regierung soll 32 Millionen Euro in Finanzparadiese geschleust haben. Und sogar der Schwiegersohn des spanischen Königs soll erschlichene öffentliche Gelder ins Ausland geschafft haben.

Doch die bisherigen Maßnahmen der Regierungen in den Krisenländern, ihre Steuererhöhungen und ihre Versuche, die Steuerverwaltung zu verbessern, werden nicht ausreichen, die gigantische Ver-



Interaktive Grafik:
Wie reich sind Sie?

spiegel.de/app162013deutschland
oder in der App DER SPIEGEL



NICOLAS ARMER / DPA

Billigflieger-Chef Winkelman (l.), Vorstand Spohr (r.): In Reihe elf beginnt das Elend

FLUGGESELLSCHAFTEN

Fliegende Fischkonserve

Lufthansa heißt bald Germanwings – zumindest auf manchen Strecken. Damit will der Konzern sparen, er könnte aber auch seine Kunden verprellen.

Thomas Winkelman freut sich in seinen Flugzeugen oft am meisten über das, was er *nicht* findet: allzu teuren Service zum Beispiel. Dass er allerdings nicht mal mehr eine dritte Toilette an Bord hat, überrascht am vergangenen Donnerstag sogar ihn. Nach kurzer Suche fängt er sich wieder und erklärt: „zu schwer“. Mehr als 144 Menschen müssen sich in seinen Airbussen also künftig zwei Klos teilen. Tolle Truppe.

Winkelman ist Chef von Germanwings, dem Billigflieger der Lufthansa. Das letzte Geiz-Potential auszuschöpfen ist hier Geschäftsmodell: Statt für die neuen Uniformen der Flugbegleiter einen Designer zu beauftragen, ließen sich zwei Mitarbeiter bei einem Gang durch Kaufhäuser inspirieren und wälzten Kataloge. Tiere würden im Frachtraum glatt verenden, weil Germanwings dort auf die Druckkabine verzichtet. Für die reisenden Zweibeiner gibt es nur noch kalte Snacks wegen fehlender Öfen – und auch die für die meisten Passagiere nur gegen Bezahlung. Selbst der neue Anstrich der Maschinen ist rund hundert Kilogramm

leichter als früher, was auf die Flotte gerechnet rund 300 000 Euro Kerosinkosten jährlich spart.

Vom 1. Juli an werden Millionen von Flugreisenden den Billig-Chic hautnah erleben können. Jeder fünfte Lufthansa-Kunde soll in Zukunft Germanwings-Kunde sein. Grund: Lufthansa verabschiedet sich aus dem unrentablen Direktverkehr – also von all jenen Verbindungen, die nicht über die Konzern-Drehkreuze Frankfurt am Main oder München führen.

Düsseldorf soll der größte Standort der Billiglinie werden; auch Hamburg, Stuttgart, Köln oder Berlin werden künftig im Direktverkehr nicht mehr von Lufthansa selbst bedient. Das soll Kosten sparen.

Egal ob beim Treibstoff, bei den Flughafengebühren, den Mitarbeitern oder bei der konzerninternen Verrechnung – Germanwings soll in einem umkämpften Fluggeschäft konkurrenzfähiger als der Mutterkonzern sein. 8,5 Stunden befindet sich zum Beispiel eine im Kontinentalverkehr eingesetzte Lufthansa-Maschine derzeit pro Tag in der Luft, Germanwings schafft 10,9.

Passage-Vorstand Carsten Spohr ist besser Laune und findet, das neue Konzept habe „Pfiff“. Nachdem er den neuen Business-Class-Kaffeebecher ohne Henkel gelobt hat, den es ab 1. Mai an Bord von Lufthansa für den Heißgetränke-Ausschank geben soll, läuft er über das Vorfeld des Flughafens Frankfurt. Der Airbus A319 in neuer Germanwings-Lackierung steht weit ab vom Abfertigungsgebäude – dort werden Passagiere künftig häufiger ein- und aussteigen müssen, weil auch das günstiger ist.

Germanwings-Chef Winkelman findet das nicht weiter schlimm, im Gegenteil. „Wir stehen gerne auf dem Vorfeld.

Da geht alles schneller. Man kann hinten und vorne Treppen anlegen.“

Zusätzlich zu den Germanwings-Jets werden 30 Lufthansa-Maschinen zur Billigfluchttochter wechseln. 5,5 Millionen Euro kostet der Kabinenumbau. Zwar werden die Flieger eine reine Economy-Class-Kabine haben, allerdings sind die ersten zehn Reihen mit einem deutlich größeren Sitzabstand ausgestattet. In Reihe eins bis drei bleiben sogar die Mittelplätze frei. Dort bekommen indes nur jene einen Sitzplatz, die im „Best“-Tarif gebucht haben. Adressat soll der im Lufthansa-Jargon „Comfort-Seeker“ genannte Geschäftsreisende sein.

In Reihe elf beginnt das Elend. Snacks oder ein Fläschchen Wasser kosten extra, das Platzangebot nähert sich dem von Fischkonserven an – „für den preissensiblen Gast“, wie Lufthansa das nennt. Der „Basic“-Tarif ist über Reisebüros gar nicht buchbar, sondern nur über die Germanwings-Website. Das Kalkül dahinter: Firmenkunden sollen die hochwertigen Tarife nutzen.

Lufthansa-Vorstand Spohr will das Kunststück schaffen, trotz der Sparaktivitäten auch das zuletzt angespannte Verhältnis zu seinen Kunden wieder zu verbessern: „Wir hatten das Ohr nicht so draußen, wie es sich für einen Dienstleister gehört“, formuliert der Manager, der in Zukunft schon genau hinhören sollte, denn die Proteste waren zuletzt massiv.

Vor allem Vielflieger fühlten sich geklinkt. Die relativ große Gruppe der „Frequent Traveller“ regte sich auf, weil sie bei Germanwings nur noch gegen die Zahlung von 25 Euro in die Lounge vorgelassen werden sollte. Die Airline ruderte zurück, nun ist der Lounge-Besuch für Frequent Traveller auch im „Smart“-Tarif kostenlos.

Die besten Lufthansa-Kunden, Senatoren und Mitglieder im sogenannten HON Circle (die in zwei Jahren mindestens 600 000 HON-Meilen erfliegen müssen), verlieren ihre Privilegien dagegen weitgehend, wenn sie künftig mit Germanwings unterwegs sind. Das Mitführen von Mehrgepäck oder die Blockierung des Nebensitzes entfallen.

Zudem bahnt sich erneut ein juristischer Konflikt an. Manche Flüge wurden bereits von Lufthansa auf Germanwings umgestellt – bisher ohne den neuen „Best“-Tarif. Weil nur in diesem Tarif auch HON-Meilen gutgeschrieben werden, werfen Kunden der Gesellschaft vor, wieder mal ein Produktversprechen nicht eingelöst zu haben. Sie fürchten um ihren geliebten Status. Hans Mahr, Ex-RTL-Chefredakteur und Vielflieger mit HON-Status, sagt: „Schade um meine Lufthansa. Jetzt kann ich in Europa mit jeder anderen Fluglinie genauso fliegen.“

MARTIN U. MÜLLER



Geschmack ist eine Frage des Anspruchs.

Ansprüche sollte man immer zuerst an sich selbst stellen: Der Anspruch der Radeberger Braumeister ist es, das beste Pilsner unserer Zeit zu brauen. Und unsere Zeit begann schon 1872. Ausgerechnet in einer Weinstube beschlossen die Radeberger Gründer, ihre Idee vom perfekten Pilsner in die Tat umzusetzen. Ein ambitionierter Plan, wenn man bedenkt, dass sie nicht viel von Bier wussten, aber den Anspruch hatten, das beste Pilsner ihrer Zeit zu brauen.

Sie fingen beim Wasser an und ließen tatsächlich 2.500 Liter Wasser aus Pilsen herankarren, um es dann – nach einigen Vergleichstests – wegzuschütten. Anspruch heißt eben auch, genau hinzuschauen. Denn sie wurden schließlich ganz in der Nähe fündig: im Karswald. Bis

heute kommt das Radeberger Brauwasser aus unseren eigenen Quellen dort. Dabei wollten die Gründer zuerst gar nicht glauben, dass das ideale Wasser für ein perfektes Pilsner so nahe liegt. Noch näher liegt nur die Vermutung, dass genau dieser Perfektionismus damals wie heute die Garantie für den besten Geschmack eines Pilsners ist. Und der findet immer Freunde, ob in Deutschland oder sogar in Übersee.

Wissen Sie, welches heute das angesagteste deutsche Pilsner in New York ist? Richtig: unser Pilsner aus Radeberg. In mehr als 450 ausgesuchten Bars wird es dort als Ausdruck guten Geschmacks serviert. Die ersten Fässer landeten schon 1903 an den Piers des Hudson River. Von dort startete es seinen

Siegeszug in der „Neuen Welt“. Wie viele deutsche Auswanderer damit ihr Heimweh linderten, ist nicht überliefert – im Gegensatz zur Vorliebe der Großen und Mächtigen für unser Radeberger. Die ist historisch belegt.

Wenn heute in Berlin auf staatstragende Ereignisse angestoßen wird, dann gerne mit einem Radeberger. Und das hat Tradition: Die größten Köpfe unserer Geschichte waren oft die größten Fans von Radeberger. Wie Sachsenkönig Friedrich August III., der unser Pilsner dem Champagner vorzog. Oder Otto von Bismarck, der Radeberger in den Stand „Offizielles Kanzlerbräu“ erhob, bis zu Bertolt Brecht, der uns sogar brieflich um zwei Kästen Radeberger pro Monat bat. Radeberger hat sich diesen Ruf

als bestes Pilsner seiner Zeit verdient. Wir fühlen uns verpflichtet, diesen hohen Anspruch unserer Gründerväter zu erfüllen. Indem wir uns leidenschaftlich auf das konzentrieren, was wir am besten können: Radeberger Pilsner – das Pilsner. Aus der Brauerei, die als erste in Deutschland ausschließlich nach Pilsner Brauart braute – und bis heute braut.

Die ganze Geschichte erfahren Sie auf www.radeberger.de



SCHON IMMER BESONDERS.

SPIEGEL - GESPRÄCH

„Nicht alle sind begeistert“

Commerzbank-Chef Martin Blessing verteidigt sein Krisenmanagement und die Boni der Vorstände. Er will den Staatseinfluss abschütteln und verspricht seinen Aktionären bessere Zeiten.

Blessing: Nein, heute ist es ein Drittel. In vier Jahren sollen es nur noch rund 15 Prozent sein. Aber entscheidend ist doch: Ein großer Teil davon sind deutsche Anleihen und Immobilienfinanzierungen. Da mache ich mir im Moment keine Sorgen. In italienischen Staatsanleihen stecken knapp 9, in Spanien noch 2,6 Milliarden Euro. Aber auch dort haben wir die Bestände reduziert. Schwieriger ist die Schiffsfinanzierung, die wir bis 2016 von 19 auf 14 Milliarden Euro abbauen wollen. Hier rechnen wir auch im laufenden Jahr weiterhin mit einem hohen Niveau an Risikoversorge.

SPIEGEL: Herr Blessing, Sie haben gerade wieder für einen nicht unerheblichen Teil Ihres Jahresgehalts Commerzbank-Aktien gekauft. Was sind Sie – Zocker oder unverbesserlicher Optimist?

Blessing: Weder noch. Ich bin langfristiger Investor und überzeugter Commerzbanker. In der Kombination fühle ich mich mit meinem Investment wohl.

SPIEGEL: Obwohl Sie einst bei Kursen um 30 Euro gekauft haben und die Aktie mittlerweile 1,17 Euro kostet?

Blessing: Ich habe immer wieder Commerzbank-Aktien gekauft und noch nie welche verkauft. Das werde ich auch nicht tun, solange ich aktiv bin. Natürlich hat die Commerzbank-Aktie unter der Finanzmarkt- und Staatsschuldenkrise in den vergangenen Jahren besonders gelitten. Aber das gilt für viele Aktien, insbesondere Bankennwerte.

SPIEGEL: Es gibt aber nicht viele, die von 30 auf einen Euro gefallen sind. Wie stark muss der Kurs steigen, damit Sie wieder ohne Verlust dastehen?

Blessing: Der Wert muss sich gegenüber heute ungefähr verdreifachen.

SPIEGEL: Den Steuerzahlern, die auch nach der geplanten Kapitalerhöhung noch mit knapp 20 Prozent an der Commerzbank beteiligt sein werden, geht es nicht besser. Wie wollen Sie es schaffen, den Kurs zu verdreifachen?

Blessing: Bislang gab es zwei Gründe, die Commerzbank-Aktie kritisch zu sehen. Erstens stand die Frage im Raum, wie und wann wir die stille Einlage zurückzahlen werden. Das haben wir jetzt beantwortet. Die zweite Frage war stets, wie schnell es der Bank gelingt, ihr Nichtkerngeschäft abzubauen. In die Kernbank allein würden sehr viele gern investieren, das sagen mir Investoren immer wieder.

SPIEGEL: Und wie beantworten Sie die zweite Frage?



BERT BOSTELMANN / BILDFOLO / DER SPIEGEL

Martin Blessing

entstammt einer Banker-Familie: Als er 1963 geboren wurde, war sein Großvater Präsident der Bundesbank, sein Vater machte später Karriere bei der Deutschen Bank. Martin Blessing begann bei McKinsey, kam 2001 zur Commerzbank und wurde 2008 deren Chef. Nach dem Kauf der Dresdner Bank drohte sie in der Finanzkrise unterzugehen. Der Bund half mit 18,2 Milliarden Euro. Diese Woche will Blessing sich von der Hauptversammlung eine Kapitalerhöhung genehmigen lassen.

Blessing: Ende 2012 umfassten diese Geschäfte – die Staatsfinanzierung, die Schiffsfinanzierung und die gewerbliche Immobilienfinanzierung – noch 151 Milliarden Euro. Bis 2016 wollen wir sie auf etwas mehr als 90 Milliarden Euro senken. Im Moment geht der Abbau sogar schneller als geplant.

SPIEGEL: Selbst dann bestehen Ihre Wertpapier- und Kreditportfolios in vier Jahren noch zu mehr als einem Drittel aus Altlasten.

SPIEGEL: Ihre Aktionäre wird das kaum beruhigen, die wurden über die Jahre schleichend enteignet. In Ihrer Amtszeit haben Sie die Zahl der Commerzbank-Aktien fast verzehnfacht, entsprechend weniger ist das Papier wert.

Blessing: Der wesentliche Einschnitt fand ja schon 2009 statt. Damals bekamen wir vom Staat 18,2 Milliarden Euro Kapital in Form von stillen Einlagen und Aktien. 2011 haben wir den größten Teil des Geldes früher als geplant zurückgezahlt. Den Rest wollten wir eigentlich aus künftigen Gewinnen abzahlen. Aber dann kam im Zuge der Euro-Krise der Schuldenschnitt in Griechenland, der uns fast drei Milliarden Euro gekostet hat. Nach dem Stresstest der Europäischen Bankenaufsicht EBA mussten wir zusätzliches Kapital aufbauen. Diese neue Kapitalanforderung haben wir aus eigener Kraft gestemmt. Das hat uns niemand zugetraut.

SPIEGEL: Es muss noch etwas anderes dazwischengekommen sein als Griechenland. Sie haben 2009 von vier Milliarden Euro Gewinn im Jahr 2012 gesprochen. Das sah dann ganz anders aus.

Blessing: Richtig, aber warum? Das Umfeld sah auch ganz anders aus, als von allen vorhergesehen. Dennoch: Wir wollten 2011 wieder Gewinn machen –

das ist uns schon 2010 gelungen. Wir wollten unsere Risikoaktiva von 330 Milliarden Euro auf 290 Milliarden Euro senken und sind bei 210 Milliarden Euro rausgekommen. Außerdem haben wir die Kosten von 10 Milliarden Euro stärker als geplant auf 7 Milliarden Euro gesenkt.

SPIEGEL: Und was ist schiefgegangen?

Blessing: Die Erträge aus Zinsen und Provisionen sind, vor allem infolge der europäischen Staatsschuldenkrise, eingebrochen. Die Zinspolitik der EZB hat sich

im Laufe der Euro-Krise massiv verändert. Zur Entschärfung der Krise hat die EZB die Zinsen deutlich gesenkt. Das war richtig, weil es zur Beruhigung der Märkte beigetragen hat. Die Banken aber kostet das Ertrag.

SPIEGEL: Was die Zinsen angeht, wird sich die Lage so schnell nicht bessern.

Blessing: Deswegen müssen wir zwei Dinge tun: in künftiges Wachstum investieren und die Kosten senken. Aus diesem Grund haben wir auch begonnen, mit den Betriebsräten über einen Abbau von Arbeitsplätzen zu verhandeln.

SPIEGEL: Es gibt unterm Strich seit vier Jahren nur Verlierer: Die Aktionäre haben Geld verloren, auch die Steuerzahler sind mit ihrem Einsatz im Minus, viele Mitarbeiter müssen gehen.

Blessing: Nach der Rettung durch den Staat war es die Aufgabe des Vorstands, dieses Geld so schnell wie möglich zurückzuzahlen. Das war von Anfang an klar. So mancher Aktionär hätte vielleicht die stillen Einlagen am liebsten so lange wie möglich behalten; dem einen oder anderen Steuerzahler konnte es dagegen gar nicht schnell genug gehen; die Mitarbeiter hätten gern mehr Arbeitsplätze behalten, die Gläubiger wollten ihre Zinsen und Kreditkunden möglichst viel Kredit. Es gab keine Lösung, die alle glücklich macht. Wir mussten aber einen Ausgleich der unterschiedlichen Interessen finden. Da sind jetzt nicht alle begeistert. Das kann ich verstehen.

SPIEGEL: Kann man tatsächlich von einem Interessenausgleich sprechen? Sie waren sehr darauf fixiert, den Staat wieder loszuwerden.

Blessing: Das ist doch auch richtig! Wir konnten uns als Management nicht zurücklehnen und sagen: Schön, dass wir den Staat jetzt auf Dauer drin haben.

SPIEGEL: Spielte nicht auch das Ego eine Rolle, weil Sie nicht länger der Staatsbanker sein wollten? Zumal Sie in dieser Rolle nur 500 000 Euro im Jahr verdienten.

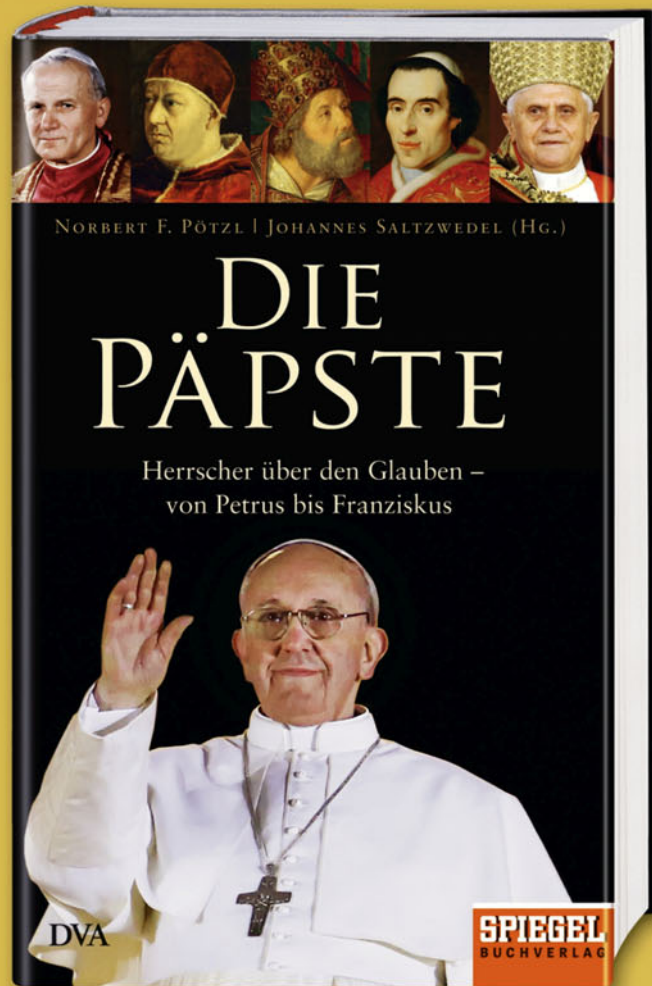
Blessing: Nein. Die Deckelung sollte ursprünglich nur für zwei Jahre gelten, der Aufsichtsrat hat sie um zwei Jahre verlängert, obwohl es seit 2011 keine rechtliche Verpflichtung mehr dafür gab. Und ich habe auch 2012 auf den Bonus verzichtet, weil ich es für den Vorstandsvorsitzenden nicht angemessen fand, eine variable Vergütung zu bekommen, wenn es so gut wie keinen Gewinn gibt.

SPIEGEL: Ihr Gehalt hat auch ohne Bonus einen Sprung auf 1,2 Millionen Euro gemacht, und die übrigen Vorstände erhielten sogar große Teile ihrer Boni. Da kann man schon fragen, ob das angemessen ist.

Blessing: Für den Bonus ist unter anderem das operative Ergebnis relevant, dieses Modell ist von den Aktionären 2010 gebilligt worden. Im operativen Geschäft haben wir 2012 rund 1,2 Milliarden Euro verdient.

VON PETRUS BIS FRANZISKUS

Die Geschichte der Päpste



Gebunden | 336 Seiten | € 19,99 | ISBN 978-3-421-04598-0
Auch als eBook erhältlich

Franziskus ist der erste Papst, der aus Südamerika stammt. Wie wird seine Wahl die katholische Kirche verändern, die derzeit in einer ihrer größten Krisen steckt? SPIEGEL-Autoren und Kirchenhistoriker porträtieren die großen Persönlichkeiten unter den Stellvertretern Christi und zeigen, dass die Geschichte der Päpste neben der Verkündung der Glaubenslehren oft auch von Intrigen, Prunksucht und eiskalter Machtpolitik geprägt war.

SPIEGEL: Fänden Sie es richtig, wenn bei uns, wie jetzt in der Schweiz beschlossen, die Hauptversammlung über das Gehalt der Vorstände abstimmen würde?

Blessing: Im Sinne der Stärkung der Eigentümer wäre das nur konsequent.

SPIEGEL: Und wie stehen Sie dazu, gesetzliche Höchstgrenzen für Manager börsennotierter Unternehmen einzuführen?

Blessing: Davon halte ich nichts. Wenn, dann sollen die Aktionäre in der Hauptversammlung Höchstgrenzen festlegen. Es ist ja ihre Firma. Dass der Gesetzgeber das machen sollte, finde ich falsch.

SPIEGEL: Empfinden Sie es auch als willkürlich, dass nun die EU-Kommission nur für Banken eine feste Vorgabe für das Verhältnis von Bonus zu Fixgehalt macht?

Blessing: Das ist etwas anderes als eine Obergrenze für das Gesamtgehalt. Wenn die Vergütung zu hohe variable Anteile hat, verteilen sich die Risiken asymmetrisch: Läuft es gut, gewinnt der Mitarbeiter in exorbitanter Höhe. Und wenn es danebengeht, muss das Unternehmen



Blessing, SPIEGEL-Redakteure*
„Einen Ausgleich finden“

dafür geradestehen. Das führt zu hohen Systemrisiken, die – wenn wir Pech haben – der Steuerzahler ausbügeln muss. Das will der Gesetzgeber zu Recht verhindern.

SPIEGEL: Auf Zypern wurden erstmals auch Sparer für die Kosten einer Abwicklung von Banken herangezogen. Ist das ein Modell für die Zukunft?

Blessing: Der Fall Zypern ist speziell. Fast nirgendwo ist der Bankensektor im Vergleich zur Wirtschaftsleistung so groß wie dort. Außerdem war das Eigenkapital der zyprischen Banken schon nach dem Schuldenschnitt in Griechenland fast aufgezehrt, sie haben sich durch die Refinanzierung bei der EZB über Wasser gehalten. Normalerweise gibt es bei Banken auch noch Anleihen und andere Instrumente zur Finanzierung, ehe man auf die Spareinlagen zugreifen muss. All das aber hatten die Banken auf Zypern kaum. Deshalb glaube ich nicht, dass sich so ein Fall in anderen Ländern wiederholen wird.

SPIEGEL: Halten Sie es grundsätzlich für richtig, dass die Banken sich erst mal selbst retten müssen, also Eigentümer und Gläubiger zur Kasse gebeten werden?

Blessing: Grundsätzlich ja. Das Problem ist bloß, dass es dafür in Europa bis jetzt keine gesetzliche Grundlage gab. EU-Kommissar Michel Barnier möchte sie jetzt schaffen. Das ist gut, weil mit einem

* Armin Mahler und Martin Hesse in der Commerzbank-Zentrale in Frankfurt am Main.

Abwicklungsgesetz der volkswirtschaftliche Schaden einer Sanierung oder Abwicklung begrenzt werden kann.

SPIEGEL: Halten Sie den griechischen Schuldenschnitt für einen Fehler?

Blessing: Konzeptionell war er vielleicht richtig. Aber wenn EZB-Präsident Mario Draghi nicht irgendwann gesagt hätte, seine Notenbank kaufe – falls nötig – Staatsanleihen ohne Limit, wäre der Euro womöglich daran zerbrochen.

SPIEGEL: An den hohen Schulden hat sich dadurch aber nichts geändert. Wie sollen die Staaten davon wieder herunterkommen?

Blessing: Es gibt viele Wege, Schulden abzubauen. Die Frage ist nur, wer am Ende dafür bezahlt. Bei Inflation sind es die Sparer und Lebensversicherungskunden. Erhöht man die Einkommensteuer, leiden die Einkommensbezieher, bei einer Vermögensteuer die Vermögenden, bei einer Mehrwertsteuer die Konsumenten und bei einem Schuldenschnitt bluten die Anleger. Immer trifft es breite Schichten der Bevölkerung, aber unterschiedlich stark und zu unterschiedlichen Zeiten. Diese Verteilungsdebatte wird jetzt geführt. Am Ende muss darüber die Politik entscheiden.

SPIEGEL: Das wahrscheinlichste ist wohl die Inflationierung.

Blessing: Ich glaube nicht, dass wir kurzfristig eine hohe Inflation bekommen. Aber zwei Prozent Inflation bei nur 0,5 Prozent Zinsen über längere Zeit halte ich für denkbar. Und da Deutschland mehr Spareinlagen als Kredite hat, sind die Deutschen in Summe nicht, wie manche meinen, die großen Profiteure der Euro-Schuldenkrise. Es gewinnen nur die Schuldner.

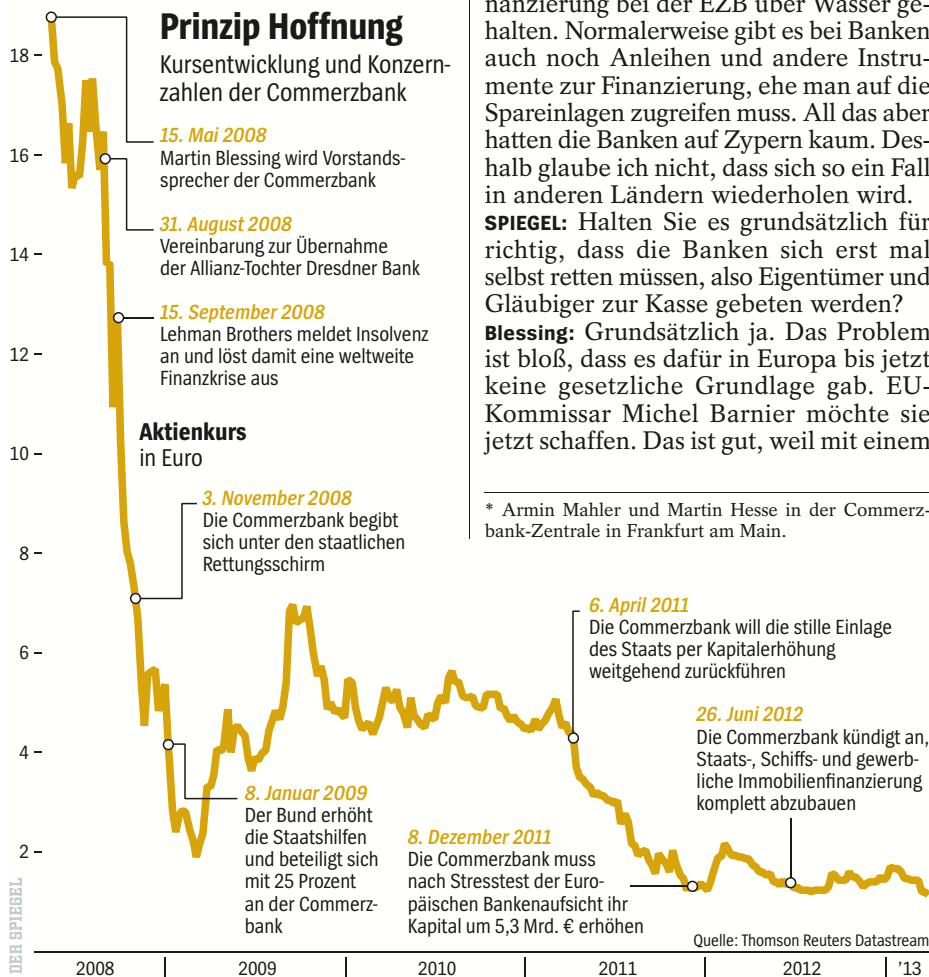
SPIEGEL: Die Sparer und Steuerzahler sind am Ende die Dummen. Viele Vermögende bringen dagegen ihr Geld in sogenannten Steueroasen in Sicherheit – und die Banken helfen ihnen dabei. Auch die Commerzbank unterhält Töchter in Steueroasen wie den Cayman Islands, Luxemburg und Singapur. Macht Sie das nicht allein schon verdächtig?

Blessing: Nein. Unsere Angebote und Produkte richten sich nach allen regulatorischen und gesetzlichen Regeln. Und das überprüfen wir regelmäßig. Zudem haben wir uns nach der Übernahme der Dresdner Bank von sehr vielen Aktivitäten im internationalen Geschäft mit vermögenden Privatkunden getrennt. Deshalb bereitet mir das Thema auch keine schlaflosen Nächte.

SPIEGEL: Politiker fordern, dass Banken künftig mit den Finanzbehörden kooperieren und beispielsweise Finanzgeschäfte in Steueroasen melden. Was spricht dagegen?

Blessing: Nichts.

SPIEGEL: Herr Blessing, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Konzern- ergebnis	-4537 Mio. €	1430 Mio. €	638 Mio. €	6 Mio. €
Mitarbeiter jeweils 31. 12.	62671	59101	58160	53601



Bierangebot im Getränkeregale: Sechseck neben Klumpfuß, Langhals neben Stiernacken

U M W E L T

Bier ohne Heimat

Umweltminister Peter Altmaier will, dass die Verbraucher Mehrwegflaschen kaufen. Die gelten als ökologisch korrekt. Doch das stimmt selten.

Im Supermarkt soll es bald eine Schmutzdecke geben, die mit Warnhinweisen markiert ist: die Einweg-Abteilung. Über dem Regal mit den schlaffen Plastikflaschen werden Schilder mit der Aufschrift „EINWEG“ hängen. Die Buchstaben müssen „in Gestalt und Schriftgröße“ mindestens „der üblichen Auszeichnung des Endpreises entsprechen“; so regelt es Paragraph drei einer Verordnung, die Umweltminister Peter Altmaier (CDU) in den nächsten Tagen durch den Bundesrat bringen will.

Die Warntafeln sollen die Verbraucher dazu bringen, statt Einweg- künftig wieder Mehrwegflaschen zu kaufen. Bei Umfragen im Auftrag des Umweltministeriums kam heraus, dass viele Kunden seit der Einführung des Dosenpfands vor zehn Jahren den Überblick verloren haben, welche Flasche gut für die Umwelt ist und welche schlecht. Aufklärung tut not, findet Altmaier.

Die Frage ist freilich, ob Mehrweg wirklich besser für die Umwelt ist. In einer Untersuchung für das Umweltbundesamt sind Wissenschaftler mehrerer Institute derzeit dabei, für alle Getränkeverpackungen neue Ökobilanzen aufzustellen. Die Details der Studie sollen erst im nächsten Jahr vorgestellt werden, doch

eine Überraschung deutet sich bereits an: Die gute alte Mehrwegflasche ist schlechter für die Umwelt als bislang geglaubt. „Unter Öko-Gesichtspunkten wäre es mitunter womöglich sogar besser, das Bier wieder aus der Dose zu trinken als aus der Mehrwegflasche“, sagt ein Wissenschaftler.

Dosenbier schlägt Flaschenbier? Bislang galt es als ökologische Gewissheit, dass Mehrweg besser sei als Einweg. Doch die Trinkgewohnheiten der Deutschen haben sich in den letzten Jahren verändert – und damit auch die Ökobilanzen in der Getränkeindustrie.

Früher trank man das Bier aus der Heimatregion, heute das aus der TV-Werbung. Die Transportwege zwischen Brauereien, Biertrinkern und Leergut-Sortieranlagen wurden dadurch länger, die Flaschen seltener wiederbefüllt.

Ein Bericht der Gesellschaft für Verpackungsmarktforschung kam Ende 2011 zu dem Ergebnis, dass nur noch etwa jede vierte Mehrweg-Bierflasche im Brauerei-Umkreis von bis zu 50 Kilometern geleert wird. Lieferwege von über 400 Kilometern seien keine Seltenheit. Im Durchschnitt lägen Abfüllort und Konsument 216 Kilometer auseinander. In älteren Studien ging das Umweltbundesamt noch von durchschnittlich 100 Kilometern aus.

Durch den längeren Transport, in der Regel per Lkw, verschlechtert sich die Umweltbilanz der Mehrweg-Glasflasche: Sie ist schwerer als die Plastikflasche und sperriger als die Dose, und immer häufiger muss sie den ganzen weiten Weg zweimal machen.

Früher bedienten sich die deutschen Brauereien genormter Flaschen. Geleerte Kästen gingen an die jeweils nächstgelegene Brauerei. Dort wurden die Flaschen gereinigt, frisch etikettiert und neu befüllt, insgesamt bis zu 50-mal.

Doch im Jahr 2007 brachte der Oetker-Konzern sein Radeberger-Bier in einer

eigenen Designflasche auf den Markt. Viele Brauereien sind diesem Beispiel gefolgt. Es gibt Flaschen mit Markenrelief (Veltins) und sechseckigem Flaschenhals (Hasseröder), mit Taille (Bitburger) und mit Klumpfuß (Sion). Manche sind grün, andere braun. Es gibt die „Longneck“-Flasche mit langem Hals und die abgewandelte „Stubbi“-Flasche mit wulstigem Stiernacken.

Experten an der Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin schätzen, dass der Anteil der sogenannten Individualflaschen schon bei einem Drittel liegt. Auf dem hart umkämpften Biermarkt wollen sich vor allem die Hersteller der Premiummarken optisch von der Billigkonkurrenz abgrenzen.

Und so kommt es beim Leergut zu einem großen Durcheinander. Sechseck steckt neben Klumpfußflasche, Langhals neben Stiernackenflasche. Nach Branchenschätzungen enthalten Bierkästen bei der Rückgabe inzwischen zu einem gut Teil Fremdflaschen, die mühsam aussortiert und teils über beträchtliche Distanzen an ihren Ursprungsort zurückgebracht werden müssen. Das sei ein „ökologischer Wahnsinn“, kritisiert Steffen Dittmar, Chef der Löbauer Bergquell Brauerei und Präsident des Sächsischen Brauerbundes.

Ein weiteres Problem ist, dass die Bierflaschen heutzutage offenbar nicht sehr lange halten. Früher wurden sie bis zu 50-mal wiederbefüllt. Nun aber gibt die Paulaner Brauerei im Fachblatt „Brauwelt“ offen zu, ihre Flasche sei nur noch „für etwa acht Umläufe konzipiert“, mehr lohne sich nicht.

Einige Brauereien verzichten deshalb inzwischen darauf, ihre Flaschen untereinander auszutauschen, und entschieden sich für eine pragmatischere Lösung: Sie werfen die Flasche einfach in den Altglascontainer.

ALEXANDER NEUBACHER

ESSAY

Entflechtet euch!

Eine unheilige Allianz von Bankern und Politikern hat die westlichen Marktwirtschaften verformt. *Von Gabor Steingart*

Das aufdringlichste Wort dieser Tage heißt „Krise“. Schade, dass man ein Wort nicht wegen Stalkings verklagen kann. Überall lauert es einem mittlerweile auf. In den Nachrichtensendungen überfällt es die Zuschauer zu jeder vollen Stunde: Immobilienkrise, Bankenkrise, Staatsschuldenkrise, Dollar- und Euro-Krise.

Und immer, wenn wir glauben, eine Krise sei vorüber, springt uns schon die nächste an. Das neue Griechenland heißt Zypern, das nächste Europa wird womöglich Japan, und um die Ecke warten bereits die Vereinigten Staaten von Amerika auf ihre Heim-suchung.

Von den großen Denkschulen der Wirtschaftswissenschaft haben die Legionen der Besorgten keine Hilfe zu erwarten. Beiden großen Richtungen – der sozialistischen wie der liberalen – will schon die Standortbestimmung nicht gelingen. Wo stehen wir? Wo müssen wir hin? Die Kompassnadel spinnt, und das schon seit längerem.

Das kapitalistische System fuhr entgegen den Weissagungen von Karl Marx nicht in die Hölle der Verelendung. Es gibt keinen tendenziellen Fall der Profitrate, und der Unternehmer, jene Spezies, die in echten Fabriken echte Waren herstellt, ist nicht der „Totengräber“ des Systems, sondern womöglich sein Retter.

Adam Smith, dem geistigen Gegenspieler von Marx, ist es nicht besser ergangen. Der Glaube an die „unsichtbare Hand“, die unser Wirtschaftssystem einer natürlichen Balance zuführen werde, erwies sich als falsch. Nur die „eiserne Hand“ des Staates konnte die Welt nach der Implosion des New Yorker Bankhauses Lehman Brothers vor Massenarbeitslosigkeit bewahren.

Um die Welt der Ökonomie zu verstehen, sind wir derzeit mit dem Ideensortiment des Naturforschers Charles Darwin besser bedient. Die von ihm entdeckten Prinzipien von Adaption, Variation und natürlicher Selektion kennzeichnen nicht nur die Entwicklung von Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt, sondern auch die Art und Weise, wie unser Wirtschaftsorganismus sich fortentwickelt.

Bleibt das Umfeld stabil, verharrt das Wirtschaftssystem nahezu bewegungslos in seinem Zustand. Das traf auf die westlichen Nachkriegsgesellschaften zu. Hohe Wachstumsraten und die konservierende Wirkung der Blockkonfrontation zwischen Ost und West gaben dem System für Jahrzehnte seinen Halt. Der

autofreie Sonntag während der Ölpreiskrise war die schwerste wirtschaftliche Erschütterung, die uns Deutsche damals ereilte.

20 Jahre später kam es weltweit zum Tempowechsel. Mit dem Ende der Sowjetunion, dem Aufstieg Chinas und dem Abflachen der westlichen Wachstumsraten begann eine Zeit großer evolutionärer Dynamik. Der oft wiederholte Satz, „Nach dem Ende der Planwirtschaft fehlt dem Kapitalismus die Systemalternative“, wog uns in falscher Sicherheit.

In Wahrheit haben wir es seither global mit einer nie dagewesenen Artenvielfalt der wirtschaftlichen Systeme zu tun. Von Putins Oligarchen-Wirtschaft über den Öl-Kapitalismus im Nahen Osten und in Venezuela bis zu den verschiedenen asiatischen Modellen einer dirigistischen Marktwirtschaft streut die ökonomische Variation.

Der sozialen Marktwirtschaft deutscher Abstammung ist die neue Zeit nicht gut bekommen. Unter dem Druck der Ereignisse wurde sie bis zur Unkenntlichkeit verformt. Im Innersten unseres Wirtschaftssystems kam es zu einer Wesensveränderung.

Früher war der Staat für die Schwachen da. Heute rettet er die Banken. Es fällt schwer, dem Philosophen Peter Sloterdijk zu widersprechen, wenn er feststellt: „Der Staat bietet Sozialismus für die Großen.“ Verantwortung und Risiko wurden für die Hochfinanz voneinander entkoppelt.

Die unabhängige Notenbank soll die Stabilität des Geldes garantieren, so steht es noch immer in den Statuten der Europäischen Zentralbank. Doch die sind so gültig wie ein abgelauener Fahrausweis. Aufkäufe von ansonsten unverkäuflichen Staatsanleihen und die Bereitstellung unbegrenzter Liquidität für in Not geratene Geldhäuser zählen zu den neuen Selbstverständlichkeiten. Der Gen-Code der Notenbanken wurde umprogrammiert.

Überall im Westen kam es zur Neudefinition dessen, was wir unter Wirtschaftswachstum verstehen. Früher war der Anstieg des Bruttoinlandsprodukts gleichbedeutend mit einem Zuwachs an Wohlstand. Heute bedeutet er vor allem einen Zuwachs an Schulden.

Wer vom deutschen Bruttoinlandsprodukt der Jahre 2000 bis 2012 die staatliche Kreditfinanzierung abzieht, erhält die ungeschminkte Wachstumszahl: Kaum rechnet man die Kreditinjektionen heraus, sinkt die durchschnittliche Wachstums-



Deutsche-Bank-Zentrale in Frankfurt am Main

Verantwortung und Risiko wurden für die Hochfinanz voneinander entkoppelt.

MARC-STEFFEN UNGER

rate dieses Zeitraums von 1,3 Prozent auf nur noch 0,1 Prozent.

Nur ein Narr würde ein Darlehen von 10 000 Dollar aufnehmen und anschließend behaupten, er wäre um 10 000 Dollar reicher, sagt der ehemalige Wirtschaftsberater von Václav Havel, Tomáš Sedláček. Aber genau diese Narretei begehen die Regierungen mittlerweile jeden Tag. Sie kaufen Wohlstand am Kapitalmarkt dazu, mit dem Ergebnis, dass die Wirklichkeit, die uns umgibt, synthetisch erzeugt wird. Der Schein triumphiert über das Sein.

Wirtschaftswundermann Ludwig Erhard glaubte noch: „Die Menschen haben zwar zuwege gebracht, das Atom zu spalten, aber nimmermehr würde es ihnen gelingen, jenes eherner Gesetz aufzusprengen, das uns verbietet, mehr zu verbrauchen, als wir erzeugen.“ Doch genau das wird heute mit großem Krafteinsatz versucht. Die Spaltarbeiten sind weit fortgeschritten.

Nun sollten wir nicht so tun, als hätte die neue Zeit nur Verlierer produziert. Das hat sie nicht. Kaum treten wir aus dem Schatten der staatlichen Schuldenberge heraus, sehen wir die Sonne, die auf die Hochhäuser der Banken scheint. Dem Finanzsektor ist die staatliche Kreditsucht gut bekommen. Die Banken schauen zurück auf eine Periode historisch einmaliger Prosperität.

Märchenhafte Gewinne wurden eingefahren. Die Deutsche Bank erwirtschaftete unter den sechs Vorgängern von Josef Ackermann einen Gesamtgewinn von rund 30 Milliarden Euro. Ackermann allein schaffte in einem Drittel der Zeit die gleiche Summe.

Die XXL-Bezahlung selbst unterer Dienstgrade weist alle Merkmale einer ökonomischen Entartung auf. Dass ein einziger Zinshändler der Deutschen Bank, Christian Bittar sein Name, im Jahr 2008 mehr verdiente als die Konzernchefs von VW, BMW, Daimler, Toyota und General Motors zusammen, zeigt eine Absurdität, die sich zur Normalität aufgeschwungen hat.

Das Superwachstum von Gewinnen und Gehältern ist dabei nicht Ausdruck besonderer Leistungen, sondern Ausdruck besonderer Umstände. Ausgerechnet im zentralen Sicherheitsbereich unserer Marktwirtschaft ist es zu einer Mutation gekommen. Der Staat, ursprünglich für die Rahmensetzung zuständig, und die Banken, traditionell mit der Geldversorgung der Realwirtschaft beauftragt, gingen von der Kooperation zur Kopulation über. Aus hybriden Verhältnissen schlüpfte ein Bastard – halb Markt- und halb Staatswirtschaft –, der in der klassischen Volkswirtschaftslehre so nicht vorgesehen ist.

In dieser Bastardökonomie ist die Regierung nicht mehr der neutrale Schiedsrichter, als der sie sich ausgibt. Sie ist heute ein Doppelwesen, das tagsüber auf dem roten Teppich wandelt, um sich des Nachts im Schattenreich der globalen Finanzmärkte seinen Geldnachschub zu besorgen. Der kreditsüchtige Politiker ist von den Geldhändlern mindestens so abhängig wie von seinen Wählern.

Die Magier der Finanzmärkte erklären ihm bereitwillig die modernen Finanzmarktprodukte: das Leasing der Müllfahrzeuge,

das Sale-and-lease-Back der Sportplätze, die Kreditausfallversicherungen, das Hebeln von Staatsanleihen und die Devisenspekulation auf Optionsschein. Noch im kleinsten Rathaus der Republik kommen diese riskanten Instrumente längst zum Einsatz.

So konnten die Politiker in ihren Wahlkämpfen Gelder verteilen, die zuvor niemand erwirtschaftet hatte. Politische Erfolge gegen wirtschaftliche Sonderstellung, das war das Tauschgeschäft, auf dem dieses historisch einmalige und in keiner Verfassung vorgesehene Zusammenspiel von Staat und Finanzindustrie beruht.

Aus dem einstigen Unterstellungsverhältnis wurde eine Lebens- und Überlebenspartnerschaft. Der Primat der Politik galt damit als suspendiert. Der Staat war sekundär geworden.

Marktversagen, rufen seither die Linken. Staatsversagen, behaupten die Konservativen. In Wahrheit müssen Markt- und Staatsversagen heute zusammen gedacht werden. Regierungen und Bankiers haben die Zustände, unter denen der Westen leidet, gemeinsam herbeigeführt. Der eine war der Komplize des anderen. Der Staat öffnete die Tür, durch die das Geldgewerbe in den öffentlichen Raum drängte.

Richtig ist, wenn die Linke sagt: Der Bankensektor wurde zum Casino umgebaut. Aber genauso richtig ist: Die Lizenz zum Umbau und die Jetons für den laufenden Spielbetrieb kamen vom Staat. Staat und Finanz-

gewerbe haben die Grundlagen der sozialen Marktwirtschaft gemeinsam verraten.

Die dem Gemeinwohl verpflichteten Politiker und die auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Banken bilden heute eine Zugewinnsgemeinschaft mit angeschlossener Rückversicherung. Deshalb rettet der Staat die Banken, und die Banken retten den Staat. Und wenn beide nicht mehr weiterwissen, bestellen sie Nachschub bei der Notenbank in Frankfurt. Wer sich im Krisengetöse unserer Tage eine Restsensibilität bewahrt hat, hört nachts die Notenpresse rattern.

Ohne die Notenbank geht mittlerweile nichts mehr. Denn die Bastardökonomie neigt dazu, sich doppelt zu überschätzen. Sie produziert eine Staatsschuldenkrise, weil Regierungen sich mit Kredit vollstopfen. Und sie produziert bei den Banken eine Liquiditätskrise, weil diese mehr Kredit ausreichen, als ihrer Bilanz guttut. Die Staaten haben am Ende zu viele Schulden und die Banken zu wenig Eigenkapital, um sich ihren gemeinsamen Exzess weiter leisten zu können.

Die Staaten haben am Ende zu viele Schulden und die Banken zu wenig Eigenkapital, um sich ihren gemeinsamen Exzess weiter leisten zu können.

In einer Welt des großen Bluffs, in der die Überschuldung von Staaten und die Unterdeckung von Banken einander geradezu bedingen, ist die Notenbank die letzte Instanz mit transzendenter Kraft. Sie vergibt Schuld, indem sie Schulden übernimmt. Sie spendet Leben, indem sie Liquidität gewährt.

Der Wohlstand aller westlichen Staaten wurde durch die Bastardökonomie geschmälert und die Hypothek gegenüber künftigen Generationen vergrößert. Das währungspolitische Kartenhaus Europa, an dem Kanzlerin Angela Merkel, wenn auch erkennbar widerwillig, mitbaut, ist keine Behausung, die Vertrauen erweckt.

Spürbar ist, dass der Furor gegen die Marktwirtschaft wächst. Auch wenn sie für etwas angeklagt wird, was sie selbst nicht



Plenarsaal des Bundestags in Berlin

Die Regierungen kaufen sich den Wohlstand am Kapitalmarkt dazu.

zu verantworten hat, sollten wir den Zorn der Bürger als das verstehen, was er auch ist: ein Auftrag zur Aufarbeitung der Ereignisse. Die Gesellschaft hat ein Recht darauf, dass dieser Auftrag angenommen wird. Die Eliten sind angesichts der Endlosserie von Krisen erklärungs-pflichtig.

Zu viele Fragen sind offen, als dass man zur Tagespolitik übergehen dürfte: Wie konnte es sein, dass Zinssätze wie der Euribor und der Libor, die für Millionen von Finanzprodukten, darunter auch den normalen Hauskredit, als Richtgröße gelten, über Jahre manipuliert wurden? Warum haben die Vorgesetzten der Manipulateure nichts gemerkt? Und wo war der Staat mit seinen Überwachungsinstanzen?

Wieso durften normale Händler überhaupt Milliardenrisiken eingehen, und wenn sie es nicht durften, wie konnten dann die Sicherheitssysteme so kläglich versagen? Warum muss jeder Autohersteller gegenüber seinen Kunden Garantiesprüche übernehmen, derweil die emittierenden Banken mit einem Schulterzucken davonkommen? Die wichtigste Aufgabe für die Politik der kommenden Jahre wird die Entflechtung von Staat und Finanzsektor sein. Die bastardierte Marktwirtschaft hat sich als Sackgasse der ökonomischen Evolution erwiesen. Beim Zusammenspiel der ungleichen Partner wurden auf beiden Seiten Kontrollfunktionen durch Abhängigkeitsbeziehungen ersetzt.

Diese symbiotische Beziehung von Staat und Finanzwesen sollte beendet werden. Die Marktwirtschaft braucht beide – die Ordnungsmacht Staat und ein Finanzsystem, das die Brücke schlägt zwischen Geldbesitzern und Ideenbesitzern, das Investitionen ermöglicht, Spargelder verzinst und gegen Währungsrisiken absichert. Aber sie braucht beide in getrennter Formation. Nicht der Staat und die Banken sind von Übel, sondern ihre intime Form der Zusammenarbeit.

Um den Rückzug des Staats aus der Geldwirtschaft und den Rückzug der Geldwirtschaft aus dem Gemeinwesen zu organisieren, würde ein Entflechtungsgesetz gute Dienste leisten. Die Alliierten des Zweiten Weltkriegs haben nach ihrem militärischen Sieg die segensreichen Wirkungen einer Entflechtungspolitik vorgeführt. Ihnen ging es darum, den im „Dritten Reich“ eingeschlagenen Entwicklungspfad, der vom „Capitalism“ zum „Cartelism“, vom Kapitalismus zum Kartellismus, geführt hatte, wieder rückgängig zu machen.

Im Potsdamer Abkommen wurde festgeschrieben, dass die Konzentration von wirtschaftlicher Macht, die Ausschaltung der Marktwirtschaft, die Organisation der Wirtschaft in Kartellen und Syndikaten, dem Wohlstand und der Demokratie nicht bekömmlich waren und daher rückabgewickelt gehörten. Auf dieser Basis wurden die Voraussetzungen für die spätere soziale Marktwirtschaft des Ludwig Erhard überhaupt erst geschaffen.

Im Fall der Bastardökonomie geht es nicht um die Entflechtung einer Branche, sondern einer Beziehung. Das macht die Angelegenheit nicht leichter. Derzeit befinden sich 43 Prozent der Bilanzsumme deutscher Banken unter öffentlicher Kontrolle. Und die gesamte Staatlichkeit in Europa hängt vom Wohlwollen der Finanzmärkte ab.

Allein werden die Beteiligten es nicht schaffen, voneinander loszukommen. Zuletzt bei der Einführung des Euro hatte man versucht, Obergrenzen für die Verschuldung zu ziehen. Das Ergebnis dieses Selbstversuchs ist bekannt: Zwei Drittel aller Euro-Staaten verletzen die Stabilitätskriterien. Der Rechtsbruch ist mittlerweile notorisch; und weil das so ist, wird auf Bestrafung, die der Vertrag von Maastricht ausdrücklich vorsah, verzichtet. Die Schwere der Tat begründet in diesem Fall den Freispruch.

Eine parteiübergreifende Unempfindlichkeit hat sich über die Schulden-Jahrzehnte herausgebildet. Der gewöhnliche Abgeordnete zweifelt die Regierung nicht an, sondern hält ihr den Steigbügel. Der Souverän ist frei nur darin zu entscheiden, ob die Abgeordneten der Regierung den Bügel von links oder von rechts halten.

Appelle an die Vernunft der Abgeordneten hat es reichlich gegeben. Sie wurden gehört, aber nicht verstanden. Was uns zu dem radikalen, aber in seiner Konsequenz logischen Schritt führt, den Abgeordneten das Edelste ihrer Rechte, das Budgetrecht, wieder zu entreißen. Sie haben es durch ihr Tun ohnehin verwirkt.

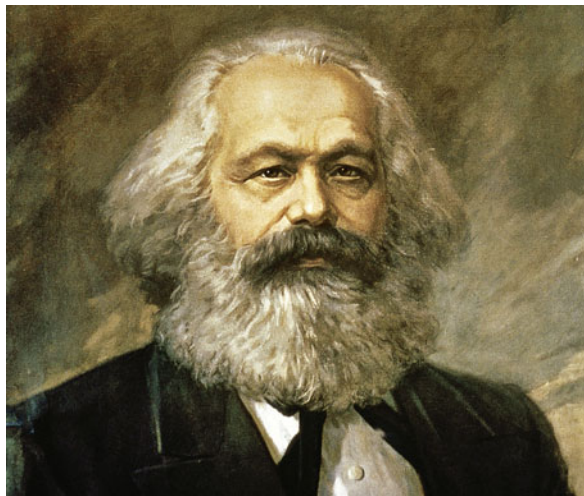
Das Budgetrecht war einst als das entscheidende Instrument gegen staatliche Willkür gedacht. Die Engländer setzten es 1689 in ihrer „Glorious Revolution“ durch. In der „Bill of Rights“ rangen sie König William das Zugeständnis ab, dass künftig die Parlamentarier das letzte Wort haben sollten, wenn es um die Staatsfinanzen geht. Auch in der US-Verfassung fand das Budgetrecht seinen prominenten Niederschlag: „No taxation without representation“ – keine Besteuerung ohne Zustimmung der Volksvertreter, so der Wahlspruch der Revolutionäre.

In Deutschland war das Budgetrecht erst zu Bismarcks Zeiten eingeführt worden. Heute manifestiert sich dieses Recht in Artikel 110 des Grundgesetzes.

Die Abgeordneten können sich die Empörung über den Vorschlag, ihnen das Budgetrecht zu entreißen, sparen. In Wahrheit haben sie es durch ihr Finanzgebaren der letzten Dekaden, als kein Steuerrekord hoch genug ausfiel, um nicht doch einen neuen Kredit zu bestellen, selbst zur Disposition gestellt. Der Horizont der Abgeordneten war systematisch zu kurz gespannt. Sie dachten an die kommende Wahl, wo sie an das Wohl des Landes hätten denken sollen.

Das darf nicht folgenlos bleiben. Denn das Budgetrecht enthält, wie alle anderen Rechte, eine eingebaute Pflicht. Diese Pflicht hätte darin bestanden, der notorischen Verschuldung Einhalt zu gebieten. Stattdessen wurde jedes politische und ökonomische Ereignis, dessen man habhaft werden konnte, die Ölpreiskrise, die Deutsche Einheit, der Aufbau Europas, die Lehman-Pleite, die Euro-Turbulenz, der tatsächliche wie der nur befürchtete Konjunktüreinbruch, zum Anlass genommen, bei den Banken Nachschub zu bestellen.

In den Flachbauten der Parteipolitik sind heute nur zwei Sorten von Schuldenmachern zu besichtigen: Die einen tun es lustvoll und aus Prinzip, die anderen schamvoll und mit schlechtem Gewissen. Den roten Zahlen sieht man diese Charakterunterschiede später nicht an.



Philosoph Marx

Entgegen alten Weissagungen führte der Kapitalismus nicht in die Hölle der Verelendung.

Bleibt noch die Frage zu klären: Wenn die Abgeordneten das letzte Entscheidungsrecht über die Staatsfinanzen verlieren sollen, wer wird es dann an ihrer Stelle wahrnehmen?

Die Regierung scheidet aus den bekannten Gründen aus. Sie kann und darf sich nicht selbst kontrollieren.

Die Bundesbank besitzt die fachliche Eignung, aber nicht die demokratische Legitimation.

Auch ein neues Gremium der weisen Männer ist nicht zu empfehlen, da die Parteipolitik sich binnen kürzester Zeit seiner bemächtigen würde.

Nur einer kommt in Frage, der mit seiner praktischen Vernunft die Kraft besitzt, hier ordnend einzuschreiten: der Souverän selbst. Er verfügt – das Nachbarland Schweiz mit seiner direkten Demokratie beweist es uns ein ums andere Mal – über die nötige Autorität und Reife. Und er ist es gewohnt, in Dekaden zu denken. Sein Ziel ist nicht die Wiederwahl, sondern die Stabilität der Verhältnisse. In einem Meer der Augenblicksinteressen ist der Bürger der Festlandsockel, der nicht schwankt und nicht nachgibt.

Man hört die deutschen Abgeordneten sogleich knurren, die hier geäußerten Vorstellungen seien „nicht hilfreich“, da das Volk mit der Aufstellung von Haushaltsplänen überfordert sei, dass es der parlamentarischen Expertise bedürfe, um einen Jahresetat zu verabschieden.

Der Abgeordnete vergisst gern, dass er der Vertreter der Bürger ist, nicht ihr Vormund. Die Bürger, die Deutschen zumal, haben in den vergangenen Jahrzehnten bewiesen, dass sie in eigener Sache sehr wohl mit Geld umgehen können, und zwar besser als jene Körperschaften, die sich ihnen überlegen fühlen. Er beherrscht die vier Grundrechenarten. Er weiß zwischen brutto und netto zu unterscheiden. Und zu den kreditgebenden Banken steht er in einer angeborenen Distanz.

Würde der Finanzminister so wirtschaften wie der durchschnittliche Deutsche, hätte er Jahr für Jahr Überschüsse zu melden und nicht Rekordschulden. Selbst in konjunkturell schwieriger Zeit halten die Deutschen ihre Sparquote hoch. In keinem einzigen Jahr seit Bestehen der Bundesrepublik befanden sich die Deutschen in der Schuld ihrer Banken. Wenn es in der Finanzkrise einen stabilisierenden Faktor gab, dann den deutschen Sparer.

Nun kann der Bürger in der Tat nicht alle Haushalte von Bund, Land und Kommunen selbst aufstellen. Aber das muss er auch nicht. Die Pflicht zur Budgetaufstellung liegt auch heute bei der Verwaltung. Worum es geht, ist nicht die Ausarbeitung der Pläne, die ja auch der Abgeordnete heute nicht selbst erstellt, sondern die Festlegung von Leitlinien für die Verabschiedung in den Parlamenten.

Es geht um das berühmte letzte Wort. Die finalen Fragen nach der verantwortbaren Höhe des Kreditbedarfs, der richtigen Besteuerung der Arbeitnehmer und Angestellten, das Maß an ausgereichten Subventionen und dem notwendigen Betrag, der für Investitionen in die Zukunft gebraucht wird, kann der mündige Bürger sehr wohl entscheiden. Zumal das Internet hier neue Möglichkeiten der Information und der Mitsprache bietet.

Es geht um mehr als um die eine große Volksabstimmung. Eine Politik, die den mündigen Bürger zum Ausgangs- und Endpunkt der finanziellen Entscheidungsprozesse macht, muss ihn deutlich anders informieren als heute. Ein erster Schritt könnte darin bestehen, dass die Regierung ihre Beziehungen zu den Banken offenlegt.

So wie einmal im Jahr der Subventionsbericht vorgelegt wird, wo die Regierung auflisten muss, wen sie alles subventioniert, würde der „Bericht zum Stand der Bankbeziehungen“ den Bürger mit der nötigen Klarsicht versorgen. Wir würden wenigstens einmal im Jahr erfahren, welches Geldhaus welchen Privatisierungsauftrag erhielt, wer welche Tranche an Staatsanleihen platziert hat, bei wem der Staat mit welcher Summe im Soll steht – und was der Steuerzahler dafür an wen an Zinsen zahlt.

Die Beziehung von Finanzsektor und Regierung wäre mit einem solchen Report noch nicht entflochten. Aber sie wäre der Heimlichkeit entrissen.

Natürlich wird jeder halbwegs pfiffige Abgeordnete ein Dutzend Gründe vortragen, warum all diese Fragen dem Bürgerlein gefälligst entzogen gehören. Nicht gescheit genug! Diese große Komplexität! Wenn das alle in Europa täten!

Wir sollten nachsichtig sein mit unseren Volksvertretern. Sie sind nicht böse, nur verunsichert. Sie haben sich ein anderes Bild von ihrem Volk gemacht.

Sie wollten dem Bürger etwas bieten, und sei es auf seine eigenen Kosten. Aber vielleicht liegt da ja der Denkfehler. Wir sollten unseren Wahlkreisabgeordneten in der nächsten Bürgersprechstunde aufsuchen, ihn in den Arm nehmen und beruhigen.

Lieber Volksvertreter, wir erwarten von dir gar keine neuen Haltlosigkeiten. Nun lass uns doch erst mal die bisherigen abbezahlen! Wenn er tief Luft geholt hat, können wir ihm davon erzählen, wie wir Bürger mit Geld umgehen, wie wir emsig

sparen, wie wir Lebensversicherungen für die Kinder abschließen und den Hauskredit nicht hebeln, sondern abstopfen.

„Maßhalten“ war das große Wort des Ludwig Erhard. Es gilt für die Mehrzahl der Deutschen noch immer als Richtwert ihres Handelns. Die meisten Politiker können es nicht mal buchstabieren.

Unser Abgeordneter wird uns nostalgisch nennen und von modernen Zeiten berichten, in denen moderne Finanzmärkte eine moderne Staatsfinanzierung ermöglichen.

Am Himmel hören wir ein Flugzeug. Vielleicht ist es jene Lufthansa-Maschine, die bei der Bundesbank in Frankfurt fünf Milliarden Euro Bargeld geladen hat, um es nach Zypern zu fliegen.

Es gibt Zeiten, da ist das Nostalgische durchaus von visionärer Kraft. In einer solchen Zeit leben wir.

Steingart, 50, ist Vorsitzender der Geschäftsführung der Düsseldorfer Verlagsgruppe Handelsblatt. Der Essay basiert auf seinem nächste Woche erscheinenden Buch „Unser Wohlstand und seine Feinde“ (Knaus Verlag, München; 272 Seiten; 19,99 Euro).



Bundeskanzler Erhard 1964

„Maßhalten“ war das große Wort des Wirtschaftswundermannes.





Einkaufsmeile in Tokio

CHRISTOPH PAPSCH / LAIF

WELTWIRTSCHAFT

Neue Heilslehre

Mit seiner Politik des lockeren Geldes begeistert Japans neuer Premier die Aktienbörse in Tokio.

Kritiker sehen in den Aktionen die Vorstufe zum Staatsbankrott.

Es ist Samstagnachmittag in Tokio, im Einkaufsviertel Akihabara tobt das schrille Leben. Auf den Straßen tanzen junge Japanerinnen mit blonden Haaren und bunten Kostümen. Sie werben für Manga-Cafés, wo sich bisweilen auch die Gäste als Comicfiguren aufbrezeln.

Auf einer Hochhausetage über dem Konsumgewimmel hat ein Brokerhaus Hausfrauen, Rentner und Angestellte zu einem Kleinanlegerseminar geladen. Sie fiebern nach Tipps, wie sie ihr Ersparnis gewinnbringend anlegen können. Jeder Platz ist besetzt, das Thema hochaktuell. Es lautet: „Abenomics – wer hat profitiert, wer profitiert als Nächstes?“

„Abenomics“ – das ist die japanische Wortschöpfung aus dem Familiennamen von Shinzo Abe, dem kürzlich gewählten japanischen Premier und dem englischen Begriff „Economics“. Wie hier in Tokio strömen derzeit in ganz Japan Anleger in solche Veranstaltungen, um an der

„Abe-Ökonomie“ zu verdienen, der neuen Heilslehre ihres Regierungschefs.

Denn dem 58-jährigen Politiker gelang im Dezember ein Comeback, das ihm und seiner Liberaldemokratischen Partei (LDP) kaum jemand zugetraut hätte. Nach Misserfolgen und aus gesundheitlichen Gründen hatte er im September 2007 seinen Posten als Premier hingeworfen. Nun hat er sich neu erfunden – und inszeniert sich als Nippons Erlöser aus der wirtschaftlichen Dauermisere.

Lange machte Abe in erster Linie als nationalistischer Haudegen von sich reden, der Japans pazifistische Verfassung ändern will. Indes erkannte er, dass er sein Land zunächst wirtschaftlich aufrüsten muss, um gegen Rivalen wie China und Südkorea aufzuholen.

Die passende Strategie lieferte Abe ein Landsmann, der ihm nun als Regierungsberater dient: Koichi Hamada, ein emeritierter Professor der amerikanischen Yale-Universität.

Für den Ideengeber ist vor allem einer schuld an Japans Malaise: die Bank von Japan (BoJ). Jahrelang gelang es der Zentralbank nicht, die chronische Deflation zu stoppen. Weil die Preise sanken, verdienten die Firmen weniger oder gingen gar pleite. Daher fielen auch die Löhne. Den Japanern blieb kaum noch Geld für den Konsum.

Folglich sanken die Gewinne der Firmen noch weiter. Um den Teufelskreis zu brechen, zwang Abe die formal unabhängige BoJ zur Kapitulation. Er installierte einen neuen Notenbankchef, Haruhiko Kuroda. Der 68-Jährige begann seine Karriere im Finanzministerium und entspannt sich schon mal mit der Lektüre abendländischer Philosophen wie Aristoteles. Unter Zentralbankern fällt er durch ungewöhnliche Gesprächigkeit auf – und ebenso ungewöhnliche Experimentierfreudigkeit.

Denn der Neue hat der BoJ ein Inflationsziel von zwei Prozent gesetzt. In Erwartung steigender Preise, so die Theorie, werden die Firmen verstärkt investieren und auch die Verbraucher wieder mehr Geld ausgeben.

Kuroda will sein Ziel innerhalb von zwei Jahren erreichen. Dafür werde er „alles tun, was möglich ist“, versprach er. Im Klartext: Die Zentralbank will praktisch ungehemmt Yen drucken und den Geldumlauf verdoppeln. Insbesondere will sie japanische Staatsanleihen kaufen, und zwar im Wert von über sieben Billio-

nen Yen (gut 50 Milliarden Euro) pro Monat – etwa doppelt so viel wie bisher. Künftig will die Notenbank allein gut 70 Prozent der neuen Staatsanleihen kaufen – und damit die Rendite für Anleihen nach unten treiben.

Die Strategie ist riskant: Japan hat einen Fujiyama an Schulden angehäuft, mehr als doppelt so hoch wie die gesamte Wirtschaftsleistung des Landes. Anders als Griechenland hat sich Japan zwar bei sich selbst verschuldet – über 90 Prozent der Anleihen werden von Landsleuten gehalten. Doch nun mischen sich auch Nippons Währungshüter unter die Zocker: So denkt der neue Chef-Banker bereits darüber nach, auch vermehrt Risikopapiere wie Immobilienfonds zu kaufen.

Die japanische Liquiditätsschwemme droht auch auf Europa überzuschwappen. Denn aus Furcht vor fallenden Renditen könnten japanische Anleger mit ihrem Kapital in ausländische Papiere fliehen. Im Vorgriff auf den neuen Trend beginnen die Kreditzinsen in europäischen Ländern wie Spanien teilweise bereits zu fallen.

Bisher besteht die Abenomics-Strategie vor allem aus Worten, doch die haben viel bewirkt: Wie ausradiert ist die Trübsal, die Asiens einstige Nummer eins seit dem geplatzten Immobilien- und Aktienboom der späten achtziger und frühen neunziger Jahre niederdrückte.

Schon im Wahlkampf führte Abe vor, wie stark Wirtschaft von Psychologie abhängt: Mit seiner Drohung, der Zentralbank die Unabhängigkeit zu nehmen, weckte er Hoffnungen auf eine gewaltige Geldschwemme. Massenhaft stießen Anleger Yen ab und kauften Dollar.

Der Yen, der japanische Autos und Fernseher im Ausland lange Zeit verteuerte, fiel gegenüber dem Dollar seit Herbst um über 25 Prozent.

Und tatsächlich könnte der billigere Yen ganz real Teile der Wirtschaft befeuern: Für Exportkonzerne wie Toyota lohnt es sich plötzlich wieder, in der Heimat zu fertigen. Der Autoriese erwägt, die heimische Produktion von April bis September um 200 000 auf 2,5 Millionen Fahrzeuge hochzufahren.

An der Tokioter Aktienbörse sorgt die Aussicht auf höhere Konzerngewinne für gute Laune: Seit Jahresbeginn stieg der Nikkei-Index um über 25 Prozent, so hoch wie seit viereinhalb Jahren nicht mehr. Vor allem auch ausländische Fonds entdecken Japan wieder als Anlageziel.

Indes kann Abe Japan nicht allein mit dem niedrigen Yen kurieren. Vielmehr riskiert er einen Abwertungswettlauf mit Ländern wie Südkorea, die nun um ihre

Exporte fürchten müssen. Aber auch für die Japaner sind fallende Wechselkurse nicht nur ein Segen: Je tiefer der Yen fällt, desto teurer müssen sie ihre Importe bezahlen – vor allem die Energie, mit der sie ihren Strom erzeugen. Denn seit der Atomkatastrophe von Fukushima stehen 52 von einst 54 Reaktoren still.

Nun ist Japan fast völlig abhängig von ausländischem Öl und Gas. Damit die Verbraucher trotzdem mehr Geld in ihre Portemonnaies bekommen, mischte sich Abe kürzlich in die jährliche Tarifrunde ein. Er forderte Unternehmen auf, den „hart arbeitenden Leuten“ höhere Löhne zu zahlen. Folgsam gewährten einige Branchen, allen voran große Supermarkketten, ihrem Personal erstmals seit Jahren wieder Aufschläge – oft handelte es sich um einmalige Zuschläge.

Solche Wohltaten verschaffen Abenomics Anhänger, und die sind dem Premier höchst willkommen. Denn bei der nächsten Wahl im Juli will er auch im Oberhaus eine Mehrheit erringen.

Das Ausland blickt gebannt auf sein ökonomisches Experiment. Wird die drittgrößte Industriemacht der Erde gar wieder zum globalen Wachstumsmotor? Paul Krugman, der amerikanische Wirtschafts-Nobelpreisträger, rühmt Abes Regierung

kerung vergreist. Im Jahr 2040 wird fast ein Drittel der Japaner über 65 Jahre alt sein. Die Einwohnerzahl dürfte um 20 Millionen sinken. „Wer soll dann für das nötige Wirtschaftswachstum sorgen?“ Ueno kritisiert, dass die Anhänger von Abenomics den Bevölkerungsschwund als Hauptursache der Deflation leugnen und über kein Rezept dagegen verfügen.

Im Juni will die Regierung Abenomics um ein langfristiges Finanzkonzept und eine Strategie fürs Wachstum ergänzen. Doch vielen Japan-Firmen fehlen neue Ideen, innovative Produkte – und die kann Abe nicht einfach befehlen.

Der einst stolze Elektronikriese Panasonic schreibt bei der Produktion von Fernsehern herbe Verluste. Der Wettbewerber Sharp ringt gar um die Existenz: Teile seiner Fabriken teilt er sich mit Apple und dem taiwanischen Billigproduzenten Foxconn. Und kürzlich musste er ausgerechnet Samsung, den gefürchteten Konkurrenten aus Südkorea, über eine Kapitalbeteiligung zu Hilfe holen. Seine Zentrale in Osaka will der Sharp-Konzern auf 700 Leute halbieren.

Diesen Abstieg kann auch der billigere Yen kaum stoppen. Abenomics komme zehn Jahre zu spät, glaubt Takeshi Fujimaki, der in einem neuen Buch den baldigen Staatsbankrott vorher-

sagt. Der Titel: „Hitotamari mo nai Nihon“ – frei übersetzt: „Japan ist nicht zu helfen“. Der Autor empfängt in seiner modernen Villa in Tokio, einschließlich Garten böte sie Platz für ein halbes Dutzend normaler japanischer Einfamilienhäuser. Fujimaki weiß, wie man Reichtum anhäuft: Lange arbeitete er als Starhändler für das US-Wertpapierhaus J. P. Morgan, nun betreibt er seine eigene Investmentfirma.

Abenomics, sagt Fujimaki, beschleunige Japans Niedergang. Kühl rechnet er vor, dass Tokio jährlich neue Staatsanleihen im Wert von 44 Billionen Yen auflagen muss, um seinen Haushalt zu finanzieren. Doch wenn die Zentralbank nun die Inflation anheize, würden automatisch auch die Zinsen für die Staatsanleihen steigen – und damit Japans Schuldenberg.

Um die Pleite abzuwenden, werde die BoJ letztlich noch mehr Geld drucken, prophezeit Fujimaki. „Damit wird sie eine Hyperinflation anfangen wie Deutschland 1923.“ Allerdings sieht er in einem Staatsbankrott auch Vorteile: „Unsere Jugend braucht dann keine Schulden mehr abzutragen, sondern kann Japan unbelastet wieder aufbauen.“

WIELAND WAGNER



Regierungschef Abe: Comeback als Nippons Erlöser

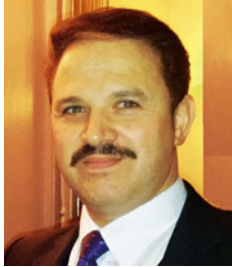
dafür, „endlich das zu tun, was Japan schon lange hätte tun müssen“. Indes warnt der Großinvestor George Soros vor einer „Lawine“, falls japanische Anleger auf der Flucht vor dem niedrigen Yen Ersparnisse ins Ausland verlagerten.

Und auch prominente Abweichler in Tokio fürchten, dass der Wirbel um Abenomics nur Japans strukturelle Krise überdecke. „Das ist eine Blase“, sagt Yasunari Ueno. Der Chef-Ökonom des Wertpapierhauses Mizuho drängt seit Jahren auf tiefgreifende Reformen.

In seinem Büro im Tokioter Bankenviertel beugt sich Ueno über neueste Statistiken, und die sind düster: Nippons Bevöl-

NAHOST

„Israelis sind nicht vom Mars“



Der Politiker und Gründer der „Demokratischen Partei Libyens“, Ahmed Schibani, über die Versöhnung von Arabern und Israelis

SPIEGEL: Sie fordern, die libysche Regierung solle dem Beispiel Ägyptens und Jordaniens folgen und als dritter arabischer Staat Israel anerkennen. Warum?

Schibani: Wir Araber müssen uns den Realitäten stellen. Die Israelis teilen dieselbe Erde wie wir, sie sind nicht vom Mars. Jahrzehntlang pflegten unsere Herrscher die Illusion, dass Israel von der Landkarte gestrichen werden könne. Gleichzeitig machten Staaten wie Saudi-Arabien oder Katar trotzdem heimlich Geschäfte mit Israel. Wir sind gegen diese Heuchelei, wir wollen offen mit den Israelis verhandeln.

SPIEGEL: Sie haben sich auch für das Rückkehrrecht arabischer Juden ausgesprochen.

Schibani: Ja, weil die Welt vergessen hat, dass nach der Gründung Israels über 800 000 arabische Juden ihre Heimatländer verlassen mussten. Auch Libyen hat seine Juden vertrieben. Dieser Aderlass ist eine Tragödie. Ich finde es peinlich, dass sich die Vereinten Nationen in mehr als 100 Resolutionen für das Rückkehrrecht der Palästinenser ausgesprochen haben, aber es bis heute keine einzige Resolution für das gleiche Recht der arabischen Juden gibt.

SPIEGEL: Mit welchen Versprechen wollen Sie denn zurzeit jemanden nach Libyen locken? Das Sicherheitsproblem ist nicht gelöst, und im ganzen Land bekämpfen sich rivalisierende Milizen und Stämme.

Schibani: Glauben Sie mir, Libyen wird in den nächsten sieben Jahren eine ganz erstaunliche Entwicklung durchmachen und am Ende eine voll funktionsfähige Demokratie sein. Wirtschaftlich sind wir bereits eine aufstrebende Nation, vom Bürgerkrieg haben wir uns längst erholt. Wir sind bereit, Geschäfte mit euch Europäern zu machen.

FRANKREICH

Antlitz der Homophobie

Das Foto eines Mannes mit blutverschmiertem Gesicht wurde in den vergangenen Tagen zum Symbol für Schwulenfeindlichkeit in Frankreich – ausgerechnet in der Woche, an deren Ende der Senat das Gesetz zur Homo-Ehe beschloss. Das Bild zeigt Wilfred de Bruijn, 38 Jahre alt, am Tag nachdem er im 19. Arrondissement von Paris zusammengeschlagen worden war, weil er mit seinem Freund Arm in Arm auf der Straße ging. „Tut mir leid, dass ich euch das zeige. Dies ist das Antlitz der Homophobie“, schrieb de Bruijn, als er das Bild auf Facebook

stellte. „Ich bin in einem Krankenwagen aufgewacht, blutüberströmt, mit fehlendem Zahn und gebrochenen Knochen um das Auge herum.“ Mehr als 8000 Personen verbreiteten das Foto bis Freitag weiter, viele Medien veröffentlichten es, und bei Demonstrationen für die Homo-Ehe trugen Aktivisten es als Transparent. Sogar Innenminister Manuel Valls rief an, um sein Entsetzen auszudrücken. Das gesellschaftliche Klima in Frankreich habe sich für Homosexuelle verschlechtert, sagt de Bruijn, und auch wenn er seine Angreifer nicht kenne, so glaube er doch, dass „ungeheuerliche Äußerungen“ durch führende konservative Politiker und den Erzbischof von Paris die Täter aufgehetzt hätten. Hunderttausende Menschen waren vor kurzem gegen Hollands Gesetzesentwurf zur Homo-Ehe auf die Straße gegangen. Der Präsident trieb das Projekt zwar weiter voran. Das ursprünglich diskutierte Recht auf künstliche Befruchtung für gleichgeschlechtliche Paare will Hollande aber nun zunächst einer Ethikkommission vorlegen.



Prügelopfer de Bruijn

REMY DE LA MAUVINIÈRE / AP / DPA

KOREA

Hilfe vom Nachbarn

Unter dem Druck der Provokationen Kim Jong Uns sucht Südkorea nun verstärkt die Zusammenarbeit mit China. Die neue Präsidentin Park Geun Hye, die Chinesisch spricht und über enge Beziehungen zur Peking-Führung verfügt, wird wohl nach ihrem Antrittsbesuch in Washington nicht wie ihre Vorgänger nach Tokio, sondern nach Peking reisen. Die chinesische Parteizeitung „China Daily“ forderte Park sogar auf, zuerst nach Peking zu reisen statt in die USA. Wirtschaftlich ist der Süden bereits jetzt vom Reich der Mitte abhängig – es ist sein wichtigster Handelspartner. Aber auch strategisch nähert sich das konfuzianisch geprägte Südkorea dem Land an: In Parks konservativer Saenuri-Partei wächst die Überzeugung, dass sich die koreanische Halbinsel ohne China nicht stabilisie-

ren lässt. Zugleich herrscht in Seoul Enttäuschung über die USA, die Nordkoreas Aufstieg zur Nuklearmacht nicht zu stoppen wissen. Um Südkorea zu beruhigen, verlegten die Amerikaner zwar Tarnkappenbomber und Raketenabwehrsysteme in die westpazifische Krisenregion. Doch in Seoul wird der Ruf nach eigenen Atomwaffen lauter. „Wenn Washington kein nukleares Südkorea will, dann muss es wenigstens taktische Nuklearwaffen in unser Land verlagern“, sagte Parks Parteifreund Chung Woo Taik dem SPIEGEL. In zwei Jahren müssen die USA das Oberkommando über die gemeinsamen Streitkräfte im Süden ohnehin an Seoul übergeben. Der geplante Wechsel befördert nun die Debatte über eine strategische Neuausrichtung Südkoreas.



FELIPE TRUEBA / DPA

Symbolische Exekutionen

Studenten schleppen ein Transparent durch die Straßen Santiagos – darauf Ex-Diktator Augusto Pinochet (links), der amtierende Verteidigungsminister Rodrigo Hinzpeter (Mitte) und Präsident Sebastián Piñera; alle drei symbolisch exekutiert durch einen roten Fleck auf der Stirn. Immer wieder enden Demon-

strationen der Studenten mit Prügeleien, Knüppelinsätzen sowie Nebelschwaden von Tränengas. Seit zwei Jahren schon gehen junge Chilenen auf die Straße und fordern unter anderem eine Abschaffung der Studiengebühren. Ein Ingenieurstudium kann bis zu 35 000 Euro kosten. Mehr als die Hälfte der Haushalte muss mit rund 800 Euro im Monat auskommen.

POLEN

Gedenken in Granit

Die Flugzeugkatastrophe von Smolensk, bei der vor genau drei Jahren Präsident Lech Kaczyński und seine Entourage ums Leben kamen, sorgt erneut für Verstimmungen zwischen Warschau und Moskau. Noch immer hat die russische Seite am Unglücksort kein Grundstück für ein Denkmal zur Verfügung gestellt – dabei hatten sich Präsident Bronisław Komorowski und sein damaliger russischer Kollege Dmitrij Medwedew schon vor zwei Jahren darauf geeinigt. Die kremlnahe Zeitung „Iswestija“ warf den Polen nun vor, anmaßende Forderungen zu stellen: Warschau fordere für die Gedenkstätte

mehr als zehn Hektar – ein Areal, „größer als der Rote Platz“. Das polnische Projekt sieht jedoch nur eine 115 Meter lange Gedenkmauer aus

Granit vor, in die die Namen aller 96 Toten – Politiker, Geistliche und Militärs – eingraviert werden sollen. Die Polen wiederum beklagen, dass Russland das Wrack der Unglücksmaschine noch immer nicht freigegeben hat. In diesem Klima des Misstrauens verstummen auch die Verschwörungstheorien nicht. Die von Jarosław Kaczyński, dem Bruder des toten Präsidenten, geführte Opposition verbreitet, das Unglück sei ein Anschlag gewesen. Mehrere Explosionen an Bord hätten die Maschine zum Absturz gebracht. Es soll sogar Zeugen geben, die beobachtet haben wollen, wie russische Krankenwagen am Unglückstag drei Überlebende weggeschafft hätten. Umfragen zufolge glauben 33 Prozent der Polen, ihr Staatsoberhaupt sei einem Attentat zum Opfer gefallen.



Warschauer Bürger mit Porträt des Ehepaars Kaczyński

WOTTEK RADWANSKI / AFP

A woman wearing a black burqa is seated on a red and blue patterned rug. She is positioned in front of a large, ornate curtain with a pink and gold floral pattern. To her left, there are several large, patterned cushions. In the foreground, a small glass plate holds some food, including what looks like bread and a small bowl of sauce.

AFGHANISTAN

Eine Frage der Moral

Wenn die Bundeswehr abzieht, bleiben ihre afghanischen Helfer zurück: Dolmetscher, Fahrer, Küchenhilfen. Die Taliban drohen, die Kollaborateure zu töten.

Das Afghanistan, von dem Abdul Sakhizada geträumt hatte, war ein friedliches und stabiles Land. Ein Land, in dem man keine Angst haben muss und seine Töchter zur Schule schicken kann. Ein Land mit ordentlichen Straßen und Krankenhäusern. Als Abdul seinen Vertrag mit der Bundesrepublik Deutschland unterschrieb, glaubte er, dass dieses Afghanistan auch mit seiner Hilfe Wirklichkeit werden könnte.

Jetzt sitzt Sakhizada in einem staubigen Café in Kabul und zeigt Fotos aus seiner Zeit bei der Bundeswehr. Auf einem Bild posiert der Afghane mit einem blonden Riesen in deutscher Uniform, der den Arm um ihn gelegt hat. Im Lager der Bundeswehr in Kunduz trank Sakhizada sein erstes Bier. „Bitte ein Bit“, sagt er und lacht. Als einer der Deutschen Geburtstag hatte, kaufte er eine bunte Sahnetorte. „Sie waren meine Freunde“, sagt Sakhizada.

Inzwischen sind seine deutschen Freunde wieder in ihrer Heimat, und Sakhizada fürchtet um sein Leben. Wie ihm ergeht es vielen der rund 1700 afghanischen Ortskräfte, die für Deutschland arbeiten oder gearbeitet haben – für die Bundeswehr und das Innenministerium.

Weil sie mit den Ausländern kooperieren, gelten sie den Islamisten im Land als Verräter. Auf die „Kollaborateure des Feindes“ wartet der Tod, erklärten die

Dolmetscher Sakhizada, Familie*„Die Deutschen waren meine Freunde“*

JOEL VAN HOUT / DER SPIEGEL

Taliban schon mehrfach. Viele Nato-Helfer wurden bereits ermordet, für die anderen wird es ernst, wenn die Beschützer gehen.

Bis Ende 2014 wollen die Alliierten ihre Kampftruppen aus Afghanistan abziehen, dann endet die Isaf-Mission. Nun, da die gigantische Militärmaschinerie rückwärts rollt, fürchten die afghanischen Ortskräfte mehr denn je die Rache ihrer Landsleute. Jahrelang hat

die Bundesrepublik von ihren afghanischen Helfern profitiert. Nun warten die Afghanen darauf, dass Deutschland ihnen hilft.

Sie wurden anständig für ihre Arbeit bezahlt, viele Übersetzer bekamen rund 650 Euro im Monat, etwa zehnmal so viel, wie ein Afghane im Durchschnitt verdient. Sie hätten auch sehen können, was sie riskieren. Und sie haben keinen zwingenden juristischen Anspruch, gerettet zu

werden. Was mit ihnen passiert, ist also vor allem eine Frage der Moral.

„Wenn die Ausländer erst weg sind, dann erschlagen die Taliban uns wie Fliegen“, sagt Sakhizada, 25. In den Straßen Kabuls fällt er auf, ein glattrasierter junger Mann unter all den Bärtigen. Er ist nervös, läuft vorbei an bettelnden Frauen, die sich unter Burkas verbergen, und Männern, die Kalaschnikows tragen. Immer wieder sieht er sich um.

Vor etwa einem Jahr kamen die ersten Anrufe. Wenn er an sein Handy ging, dann schwiegen die Leute am anderen Ende der Leitung. Wenn er zurückrief, war das Telefon ausgeschaltet. Später drohten die Unbekannten. Einer sagte: „Du hilfst den Ungläubigen, du bist ein Spion. Du wirst sterben.“ Sakhizada warf seine Sim-Karte weg. Vor ein paar Monaten ist er bei Verwandten in Kabul untergetaucht. Frau und Tochter musste er in Kunduz zurücklassen.

Mehr als zwei Jahre lang hat Abdul Sakhizada als Dolmetscher für die Bundeswehr gearbeitet. Zu Beginn war er stolz auf seinen Job, schließlich waren die Ausländer gekommen, um die Afghanen zu unterstützen. Es ging um die Zukunft dieses wunderbaren Landes.

Wenn Sakhizada im Transportwagen „Dingo“ auf Patrouille fuhr, zitterten seine Beine oft ein wenig beim Aussteigen. Er war Teil des Operational Mentor and Liaison Team (OMLT) in Kunduz, einer Einheit, in der deutsche Berater mit afghanischen Soldaten gemeinsam operieren. Immer wieder gerieten OMLT-Soldaten in Hinterhalte der Aufständischen oder in Sprengfallen, einige starben. Wochenlang campte Sakhizada gemeinsam mit den Deutschen auf Außenposten in der Provinz Baghlan, einer Taliban-Gegend. Sie schliefen auf Feldbetten, drum herum die grünen Bergrücken, auf denen sie den Feind vermuteten.

„Wir waren Ohren und Augen der Deutschen“, sagt er. Oft gingen sie gemeinsam in Dörfer, erinnert er sich, und redeten mit den lokalen Respektpersonen. Wenn einer der Deutschen etwas Unschickliches sagte – etwas, das Feinde machen kann –, dann übersetzte er es einfach ein bisschen anders.

Bei diesen Einsätzen trug er Uniform. „Jetzt kennt da jeder mein Gesicht.“

Zu Sakhizadas Aufgaben zählte es, Informationen für die Bundeswehr zu sammeln – auch bei Freunden und Nachbarn. Einmal, erzählt er, habe er gehört, wie ein Soldat der afghanischen Armee seine Kameraden gegen die Deutschen aufhetzte. Zuerst ging Sakhizada zum Kommandeur der Afghanen und machte Meldung. Doch der Offizier wollte davon nichts wis-

sen. Also sagte Sakhizada seinen deutschen Vorgesetzten Bescheid. Der afghanische Soldat wurde verhört und an einen anderen Ort versetzt. Er ist nun einer von vielen, deren Rache der Dolmetscher fürchtet.

„Ich habe mein Leben für die Deutschen riskiert“, sagt er.

Er ist enttäuscht, dass die ihm nicht helfen wollen. Andere Isaf-Staaten wie die USA, Kanada und Neuseeland haben großzügige Programme für ihre Ortskräfte und deren Familien angelegt. Frankreich entschied sich, rund 170 seiner afghanischen Helfer aufzunehmen.

Die Bundesregierung aber verweigert bislang eine kollektive Lösung. Man sei sich „der besonderen Verantwortung für die afghanischen Ortskräfte bewusst“, so eine Mitteilung des federführenden Innenministeriums. Doch eine Ausreise nach Deutschland komme dann „in Betracht“, wenn „nachweislich eine konkrete Gefahr für Leib oder Leben besteht, die sich erheblich vom allgemeinen Gefährdungspotential in Afghanistan abhebt“ – und die vor Ort auch nicht abgewendet werden könne, hieß es aus Berlin.

Die afghanischen Helfer sollen sich an ihre Dienststelle in Afghanistan wenden. Eine „ressortübergreifende Arbeitsgruppe“ mit Vertretern aus Innen-, Außen- und Verteidigungsministerium sowie dem Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit soll die Informationen dann auswerten und die „individuelle Gefährdungssituation“ im Einzelfall prüfen.

Bisher hat das Verteidigungsministerium elf Fälle untersucht. In keinem Fall hielten die Prüfer eine Ausreise für gerechtfertigt. Zu den Kriterien wollten die Ministerien keine weiteren Angaben machen.

„Es wurde ein extralegales, völlig intransparentes Verfahren geschaffen“, kritisiert der Rechtsanwalt Victor Pfaff, der für die Interessenorganisation Pro Asyl einige afghanische Helfer vertritt. Nach Paragraph 22 Absatz 1 des Aufenthaltsgesetzes habe jeder Ausländer das Recht, aus „dringenden humanitären Gründen“ ein deutsches Visum zu beantragen, so Pfaff. Das aber werde den Afghanen verweigert. Stattdessen dränge die Bundesregierung sie in ein Sonderverfahren und schneide ihnen damit praktisch den Rechtsweg ab.

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen – das geht nicht“, sagt Elke Hoff, sicherheitspolitische Spre-

cherin der FDP, die sich um die afghanischen Helfer sorgt. „Wir brauchen eine Kontingent-Lösung“, meint Omid Nouripour, Sicherheitsexperte der Grünen. „Diese Leute sind bedroht, weil sie uns geholfen haben.“ Daraus ergebe sich eine „moralische Verpflichtung“. Die Zahl der Aufzunehmenden hält er für überschaubar. Nicht jede Küchenhilfe der Deutschen muss schließlich vor den Taliban fliehen.

Die Bundesregierung verteidigt ihre hohen Hürden vor allem mit zwei Argumenten: Zum einen würde es den Wiederaufbau des Landes bremsen, sollten die oft

gutausbildeten Helfer nach Deutschland flüchten – das wolle die afghanische Regierung nicht. Zum anderen habe sich die Sicherheitslage verbessert.

Der Vater von Asad Rezwan sieht das anders. Große Sorgen mache er sich um seinen Sohn, schimpft er, die Deutschen müssten endlich Verantwortung zeigen. Auf der Veranda vor seinem Haus in der Stadt Kunduz liegen an diesem sonnigen Freitag rund 20 Paar Schuhe: Die Verwandtschaft ist zum kollektiven Gebet erschienen. Sogar ein Mullah wurde eingeladen, er soll Unheil von der Familie abwenden. Asad, ein sommersprossiger



Dolmetscher Walizadah (r.) im Bundeswehrlager: „Hätte ich bloß für die Amerikaner gearbeitet“



Übersetzer Rezwan im Haus seiner Familie in Kunduz: „Er muss verschwinden“

junger Mann im Trainingsanzug, verlässt das Haus nicht mehr. „Er muss von hier verschwinden“, sagt der Vater. Denn beten sei alles, was er für seinen Sohn tun könne.

Vor ein paar Wochen – Rezwan trainierte im örtlichen Fitnessstudio – klingelte sein Handy. „Bist du Asad Rezwan, der Übersetzer?“, fragte der Anrufer, „komm vor die Tür.“ Draußen wartete ein weißer Toyota Corolla auf Asad, darin vier bewaffnete Männer. Zwei stiegen aus, drohten. „Sie packten mich am T-Shirt und wollten mich in den Wagen zerren“, erzählt Rezwan. Sein Fitnesstrainer und ein paar andere Jungs kamen ihm zu Hilfe, dann gaben die Männer im Toyota auf. Wer hinter der versuchten Entführung steckt, weiß er nicht.

In Kunduz lässt sich derzeit besichtigen, wie die Bundeswehr besser nicht mit ihren afghanischen Helfern umgehen sollte, wenn sie weiter auf gute Zusammenarbeit hofft. Nach und nach wurden in den vergangenen Monaten Mitarbeiter entlassen, vor allem die Dolmetscher fühlen sich alleingelassen. Sie gehören zu der wohl am stärksten gefährdeten Gruppe.

Wütend und verzweifelt demonstrierten kürzlich rund 35 Männer vor dem Feldlager der Bundeswehr. 2 von ihnen wurden schließlich zu einem Gespräch vorgelassen. Doch die Deutschen hätten ihnen wenig Hoffnung gemacht, sagen sie. Schließlich hätten sie Auflösungsverträge unterschrieben, jeder habe zwei Monatsgehälter als Abfindung kassiert. Nun müssten sie sich, so angeblich die Deutschen, auf die afghanischen Sicherheitskräfte verlassen. Die Bundeswehr hat zu dem Vorfall bis Redaktionsschluss am vergangenen Freitag keine Stellungnahme abgegeben.

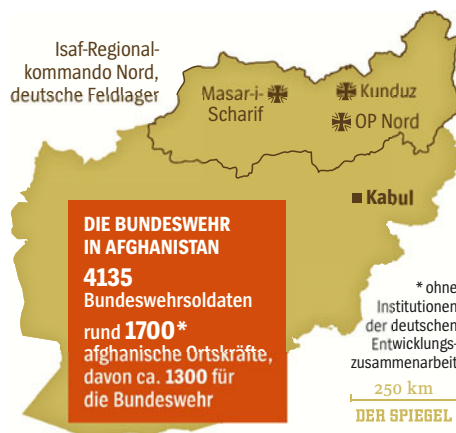
Einige der jungen Afghanen sind zum Gespräch in eine Pension in Kunduz gekommen. Die Stimmung ist angespannt. „Habt ihr nicht gesagt, ihr geht erst, wenn Frieden ist?“, fragt einer der Afghanen die Besucher aus Deutschland. „Das ganze Gerät schafft ihr außer Landes, aber uns lasst ihr hier“, sagt ein anderer. „Ihr bunkert euch ein und behauptet, das Land sei sicher.“ Erst vor ein paar Wochen habe die Bundeswehr wieder eine neue Mauer um ihr Feldlager gezogen – würde sie das tun, wenn die Soldaten keine Angst mehr haben müssten?

„Wir haben unser Leben für ein paar tausend Dollar verscherbelt“, schimpft schließlich der Dolmetscher Farhad Walizadah, den sie zu ihrem Sprecher ernannt haben. „Hätte ich bloß für die Amerikaner gearbeitet.“

Nun habe er Angst, dass das Land wieder von den Taliban überrannt werde und er in einem Massengrab ende. Für ihn sei klar, dass er Afghanistan verlassen müsse, notfalls illegal.

Der Grüne Tom Koenigs, Vorsitzender des Menschenrechtsausschusses im Bundestag, fordert sogar, dass jeder afghanische Mitarbeiter das Recht erhalten müsse, nach Deutschland zu kommen. Das Verhalten der deutschen Behörden nennt er „bürokratisch und töricht“. Die Helfer seien qualifiziert und integrationswillig, sie könnten sogar ein Gewinn für Deutschland sein – wo sowieso schon fast 57 000 Afghanen leben.

In den vergangenen Monaten zeigte sich zudem, wie fragil die Lage in weiten Teilen Afghanistans ist. Nicht einmal ein halbes Jahr nachdem die Bundeswehr ihr erstes Feldlager – in der Provinz Badakhshan – geschlossen hatte, musste sie kürzlich dorthin zurückkehren. Denn afghanische Regierungskräfte und Islamisten



hatten sich heftige Kämpfe geliefert. Und die Taliban gewannen an Boden.

Auch die Zahl der Anschläge blieb konstant, täglich sterben im Land durchschnittlich fünf Polizisten. Nur eine von 23 Brigaden der afghanischen Nationalarmee ist überhaupt in der Lage, ohne Hilfe der Nato-Truppen ernsthaft gegen Aufständische vorzugehen.

In einem aktuellen Report des amerikanischen Verteidigungsministeriums heißt es, die Taliban seien „entschlossen“, „widerstandsfähig“ und hätten eine „große regenerative Kraft“. Im Süden des Landes kontrollierten sie Distrikte, während die enorme Korruption die Zentralregierung in Kabul schwäche. Der Plan, den Afghanen bis Ende 2014 die Verantwortung für die Sicherheit zu übertragen, stelle „eine Herausforderung“ dar, so das Pentagon.

„Die afghanische Armee und die Polizei haben Fortschritte gemacht“, sagt Nouripour von den Grünen. „Aber eine Hochrisikogruppe können sie auf Dauer nicht schützen.“ Von der Idee, die Helfer innerhalb Afghanistans umzusiedeln, hält er nichts – und ebenfalls nichts von der Idee, sie in neue Jobs zu vermitteln, damit sie beim Wiederaufbau helfen können: „Wenn sie tot sind, nützen diese Leute niemandem etwas.“

Nouripour glaubt, dass ein umfassendes Aufnahmeprogramm mit der Beschönigung des Sicherheitslage kollidieren würde. „Dem Westen geht es in Afghanistan nur noch darum, schnell und ohne Niederlage abzuziehen.“ Würde Berlin eingestehen, dass die eigenen Helfer im Land nicht mehr sicher seien, käme dies einem Gesichtsverlust gleich.

Doch wenn die Deutschen das Vertrauen der Afghanen nicht verspielen wollten, dann müssten sie die Realität anerkennen – und handeln. „Wenn wir die Menschen, die auf unserer Seite standen, jetzt im Stich lassen, dann wird es schwierig in den nächsten Monaten, für die Unterstützung der Afghanen zu werben“, sagt Nouripour. Nun gilt es, die Glaubwürdigkeit der Deutschen am Hindukusch zu verteidigen.

Sakhizada wagt sich nur noch selten in seine Heimat. Denn das Städtchen Khanabad in der Provinz Kunduz gilt als Brutstätte der Taliban. Seine schwangere Frau und seine neun Monate alte Tochter sieht er kaum noch. Wenn er zu Besuch kommt, dann heimlich. Im Haus seiner Familie bleibt er nur für ein paar Stunden. Die Nacht dort zu verbringen, traut er sich nicht mehr. Erst kürzlich habe man in einem Haus ein paar Straßen weiter eine Sprengstoffweste gefunden. Nachbarn beschimpfen seine Frau, weil sie einen Verräter liebe.

Seit er in Kabul untergetaucht ist, vermisst er das Glücken seiner Tochter, wenn sie ihn sieht. „Mein Leben wird ärmer“, sagt er. Seine Familie nach Kabul zu holen, das kann er sich nicht leisten. Den größten Teil des Gehalts aus Deutschland hat er für seine Hochzeit ausgegeben; er hatte sehr viele Gäste eingeladen, so ist es Sitte in Afghanistan.

Ob er denn wenigstens sicher sei in der Hauptstadt? Das glaube er nicht, sagt Sakhizada. Die Taliban hätten ihre Spitzel überall.

Neulich abends, er saß gerade bei einem Glas Tee, klingelte sein Handy mit der neuen Sim-Karte. Als Abdul den Anruf annahm, sagte die Person am anderen Ende nichts. Abdul rief die Nummer zurück, doch da war das Telefon schon ausgeschaltet.

NICOLA ABÉ, RALF BESTE,
CHRISTIANE HOFFMANN

Rubrik: Video: Warum Dolmetscher Abdul um sein Leben fürchtet



Für Smartphones:
Bildcode scannen,
z.B. mit der
App „Scanlife“

spiegel.de/app162013afghanistan oder in der App DER SPIEGEL

GRIECHENLAND

„Mörderische Bande“

Neonazis und Rechte sind durch die Krise erstarkt wie nirgendwo sonst in Europa. Mit offener Gewalt terrorisieren sie das Land, Polizisten kollaborieren.

Das Stadttheater von Piräus war in gespenstisches Licht getaucht. Gelbe Strahler und rote Fackeln erleuchteten die neoklassizistische Front des Schauspielhauses, diesmal die Bühne für eine makabre Inszenierung: Gut tausend Neonazis und Mitläufer waren aufmarschiert. Auf der Freitreppe wehten rotschwarze Flaggen mit einem hakenkreuzähnlichen Symbol.

Die rechtsextreme Partei Chrysi Avgi („Goldene Morgenröte“) hatte aufgerufen, gegen einen Brandanschlag auf eines ihrer lokalen Parteibüros zu demonstrieren. Und es ging ihr um eine weitere Präsentation ihrer Macht.

Umringt von einer bulligen Schlägertruppe, brüllte Parteichef Nikos Michaloliakos, 55, an diesem Donnerstag im Februar: „Keiner kann uns aufhalten, nicht die Bomben, nicht ihr ganzer Dreck, wir werden siegen.“ Die Anhänger antworteten mit donnernden „Zito, zito“-Rufen. Das heißt wörtlich so viel wie „es lebe“, wirkt aber wie „Heil“ und ist wohl auch so gemeint. Viele der zum Teil schwarzvermummten Gestalten reckten den rechten Arm. Die Polizei hielt sich im Hintergrund. Danach marschierten die Rechten durchs Zentrum der Hafenstadt, Fackeln brannten, Ausländer oder alternativ gekleidete Jugendliche sahen zu, dass sie von der Straße kamen, Gefahr lag in der Luft.

Seit Monaten verbreiten rechte Schläger Angst und Schrecken in Griechenland. Je tiefer die Finanzkrise, je schärfer die Sparauflagen der europäischen Gläubiger, desto schlimmer der Terror auf den Straßen. Ausländer werden überfallen, Schwule gejagt und Linke verprügelt, es gab schon Tote. In manchen Athener Vierteln trauen sich Flüchtlinge und Minderheiten im Dunkeln nicht mehr allein nach draußen, manche Straßen sind leergefegt, ausländische Händler haben ihre Geschäfte dichtmachen müssen.

Journalisten und Abgeordnete, die all das anprangern, werden bedroht oder verprügelt.

Die wichtige Tageszeitung „Ta Nea“ spricht bereits von „Weimarer Verhältnissen“. Und die Athener Politikprofessorin Vassiliki Georgiadou klagt über eine „Stimmung wie in den dreißiger Jahren in Deutschland gegen die Juden und ihre Geschäfte“.

Noch im Oktober 2009 hatte es Chrysi Avgi bei der Parlamentswahl auf gerade mal 0,29 Prozent der Stimmen gebracht. Bei der vorgezogenen Wahl im vorigen Mai und der Neuwahl kurz danach kamen die Rechtsextremen plötzlich auf jeweils knapp 7 Prozent und sitzen nun mit 18 Abgeordneten im Parlament.

Inzwischen liegen sie in Umfragen bei 10 bis 12 Prozent. Und zusammen mit zwei anderen rechtsnationalistischen Gruppen kommt der braune Block auf etwa 20 Prozent – nirgendwo sonst in Europa profitieren Neonazis und Rechtsextreme so stark von der Finanzkrise wie in Athen. Nun machen sie wahr, was sie immer propagiert haben.

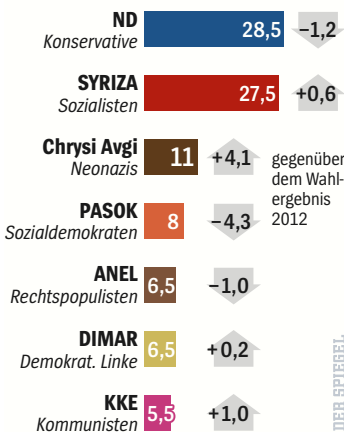
Bereits 2005, schreibt „Le Monde Diplomatique“, habe Parteichef Michaloliakos in Athen gedroht: „Wenn wir einmal stark sind, werden wir keine Gnade zeigen. Dann wird es nicht mehr demokratisch zugehen.“

Damals wurden seine Sprüche belächelt, jetzt machen die Partei und ihre Anhänger auf den Straßen ernst. In einigen Stadtvierteln im Athener Zentrum, in denen viele Asylbewerber und Flüchtlinge leben, greifen rechte „Sturmabteilungen“, wie sie sich in Anlehnung an Hitlers SA nennen, seit Monaten immer wieder an. In kleinen Gruppen zu Fuß oder auf Motorrädern überfallen sie Ausländer und Linke und schlagen sie krankenhausreif. Sie benutzen Knüppel, Baseballschläger, Messer, auch Pistolen waren schon im Einsatz.

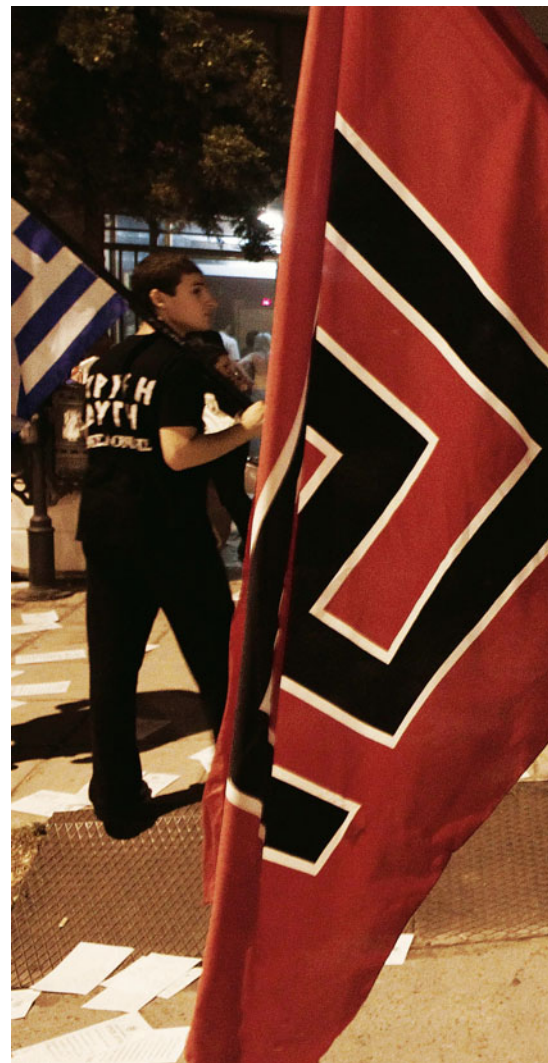
Sonntagsfrage

„Wen würden Sie wählen...?“

Angaben in Prozent; Public Issue-Umfrage in Griechenland vom 5. bis 9. April; an 100 fehlende Prozent: Sonstige*



* darunter die nicht im Parlament vertretene, rechtsnationale LAOS-Partei



Anhänger der „Goldenen Morgenröte“ 2012 in

Hunderte solcher Überfälle zählen Menschenrechtsorganisationen inzwischen, täglich kommen neue dazu. Die Überfälle erfolgten „systematisch und organisiert“ und seien offen „rassistisch motiviert“, kritisierten schon im vorigen Spätsommer 19 Hilfsorganisationen gemeinsam mit dem Uno-Flüchtlingskommissar. Seitdem ist alles noch schlimmer geworden.

Inzwischen gehen viele Gewaltopfer nicht einmal mehr zur Polizei. Den Uniformierten werden Sympathien für die Rechten nachgesagt. In speziellen Wahllokalen für die Ordnungshüter hatte die Morgenröte bis zu 23,7 Prozent der Stimmen geholt.

Opfer erzählen, dass sich Polizeibeamte nach Angriffen mehr für ihre Aufenthaltserlaubnis als für die Täter interessierten – oder sie einfach wegschickten. Augenzeugen berichten von offener Kollaboration. Ein Beispiel war im Oktober vor dem Athener Hytiro-Theater zu beobachten, nachdem drei Abgeordnete der Chrysi Avgi an der Spitze eines Schlägertrupps eine Aufführung gestört hatten. Dabei befreite der rechte Par-



Thessaloniki: „Wenn wir einmal stark sind, werden wir keine Gnade zeigen“

lamentarier Christos Pappas eigenhändig einen verhafteten Schläger aus einem Polizeibus, ohne dass Beamte eingeschritten wären.

„Die Polizei ist kein unabhängiger Apparat mehr“, sagt Dimitris Kyriazidis, Abgeordneter der konservativen Regierungspartei. Kyriazidis war selbst Polizist und Mitgründer einer Polizeigewerkschaft. Heute kritisiert er die staatlichen Mängel in der Strafverfolgung als „Lücke in der Demokratie“.

Offiziell bestreitet die Morgenröte jede Beteiligung oder Verantwortung. Aber ihre Leute sind meist mittendrin. In der Hafenstadt Rafina zum Beispiel führten Parlamentsabgeordnete von Chrysi Avgi Räumkommandos an, die auf Märkten ausländische Händler verprügelten und ihre Stände zerstörten.

Der Neonazi-Abgeordnete Georgis Germenis sprach anschließend von einem „Spaziergang“. „Dann taten wir das, was Chrysi Avgi tun muss.“ Sein Fraktionskollege Kostas Barbarousis rühmt sich: „Wir haben für Ordnung gesorgt.“

Parteisprecher Ilias Kasidiaris, zugleich Chefideologe der Morgenröte, ohrfeigte

in einer Fernseh-Talkshow vor laufenden Kameras eine kommunistische Abgeordnete, einer linken Politikerin schüttete er ein Glas Wasser ins Gesicht.

Als die Polizei im vorigen Sommer eine schwarzgekleidete Motorradgang der Chrysi Avgi stellte, die gerade mehrere Ausländer krankhausreif geschlagen hatte, fand sich die Tochter von Parteichef Michaloliakos unter den Festgenommenen. Und als kürzlich ein Pakistaner in Athen erstochen wurde, entdeckte die Polizei bei der Hausdurchsuchung eines Verdächtigen massenhaft Werbematerial der Chrysi Avgi. Der konservative Abgeordnete Kyriazidis nennt die Partei eine „mörderische Bande“.

Brutal und rücksichtslos gehen die Rechten vor. Regelmäßig überfallen sie inzwischen sogar Hospitäler, um „illegale“ Krankenschwestern und ausländische Patienten zu vertreiben. Jugendliche Rechtsausleger fangen an, sich in Schulen zusammenzutun und Lehrer zu terrorisieren.

Gegen 17 der 18 Parlamentsabgeordneten laufen Verfahren zur Aufhebung ihrer parlamentarischen Immunität, in

mindestens 5 Fällen wurde den Anträgen bereits stattgegeben. Sozialistenchef Evangelos Venizelos, ehemals Vizepremier, möchte die Neonazi-Partei am liebsten verbieten.

Die Führung der Morgenröte stört das wenig. Sie fühlt sich durch die Umfragen gestärkt und durch die Wirkung ihrer Einschüchterungsversuche bestätigt. Bei der bislang einzigen Pressekonferenz, am Wahlabend im Parlament, wurden Journalisten und Kameraleute beim Eintritt des Parteiführers angeherrscht: „Alle aufstehen! Bezeugt euren Respekt! Wer nicht aufsteht, fliegt raus.“ Die Medienvertreter gehorchten.

Umso erstaunlicher war es, als sich Parteichef Michaloliakos am 1. Februar mit zwei angeblichen Journalisten im Parlament zeigte und fotografieren ließ, noch dazu deutschen. Tatsächlich entpuppten sich die Männer als bekannte Neonazis. Sie waren an der Spitze einer rund dreißigköpfigen Delegation deutscher Extremisten angereist.

Die Verbindung zu Deutschland ist nur konsequent, denn Chrysi Avgis Ideologen sehen sich in der Tradition historischer Vorbilder. Bisweilen redet Anführer Michaloliakos in seinen wenigen Interviews sogar völlig ungeschminkt:

Adolf Hitler?

„Eine historische Persönlichkeit, die nicht objektiv beurteilt“ werde. Der Holocaust?

Eine „Übertreibung“.

Auschwitz und die Gasöfen? „Es gab keine Öfen, das ist eine Lüge.“

Griechische Fahnder tun sich trotzdem schwer mit den Rechten. Seit 1. Dezember ermittelt Nikos Ornerakis gegen den rechten Terror. Er ist dafür der einzige Sonderstaatsanwalt, und nicht einmal eine Sekretärin wurde ihm zur Seite gestellt. Linksextremisten werden seit Jahren durch diverse Sonderkommissionen verfolgt.

„Das Problem ist groß“, sagt Ornerakis. In gut dreißig Fällen ermittelt er bislang, die hat er nicht etwa von der Polizei, sondern „alle aus Zeitungen“. Immerhin: 68 Polizeidienststellen zum Kampf gegen Rassismus und Hassdelikte will die Regierung landesweit einrichten, irgendwann.

„Aber bislang“, sagt der Ermittler, „gibt es gar keine rechtliche Möglichkeit, wegen rassistischer Taten zu ermitteln und anzuklagen.“ Den Straftatbestand gibt es im griechischen Strafrecht nicht: „Das muss dringend geändert werden.“

Wie so vieles in dem Land, das die Demokratie erfunden haben will.

MANFRED ERTTEL

Preston, 74, war von 1975 bis 1995 Chefredakteur des linksliberalen „Guardian“ und ein Gegenspieler Thatchers in der Zeit des Falkland-Kriegs und der Wirtschaftskrise.

Seymour Hersh, der Investigativreporter aus den USA, hatte recht: Das Beste am Journalismus – vor allem, wenn man Chefredakteur sein darf – ist, dass man Ärger erzeugen kann. Die elf Jahre, in denen wir Margaret Thatcher an der Macht begleiteten, bedeuteten Ärger ohne Ende. Aber sie wollte es so.

Margaret Thatcher kam eher durch einen Unfall an die Spitze der Tories. Eigentlich wäre William Whitelaw der natürliche Kandidat gewesen, ein charmanter Konservativer. Aber Whitelaw wartete lieber auf die zweite Kandidatenrunde, während die Partei einen Herausforderer für die erste Runde suchte. Thatcher, mit der niemand gerechnet hatte, traute sich. Am Ende der ersten Runde bekam sie so viele Stimmen, dass Whitelaw alle Hoffnungen begraben musste. Ein Unfall, wie gesagt.

Thatcher war auf den ersten Blick weder gebieterisch noch selbstbewusst. Sie stotterte viel und fühlte sich offensichtlich unbehaglich, wenn Journalisten unfreundliche Fragen stellten, sie zupfte dann immer an ihrem Rock. Als sie zu einer „Guardian“-Konferenz kam, beeindruckte sie niemanden, nicht einmal diejenigen, die sich beeindrucken lassen wollten. Und ihre ersten Monate im Amt waren erbärmlich wenig überzeugend. Viele ihrer Kabinettskollegen – die sie selbst „Jammerlappen“ nannte – machten kein Geheimnis aus ihrer Abneigung.

Zu Anfang fehlte Thatchers Regierung die Kraft, und es sah so aus, als würde es nicht lange dauern, bis die erste Premierministerin des Landes die erste Premierministerin a. D. sein würde. Doch als die Argentinier Ärger suchten, bekamen sie ihn.

Es ist trotzdem zu einfach, die Entstehung der Legende von der Eisernen Lady allein auf den Krieg um die Falkland-Inseln 1982 zurückzuführen. Die reizbare Dame war ja auch nicht wirklich eindrucksvoll, als sie in den Krieg zog. Ihre Regierung hatte dem damaligen Militärherrscher in Argentinien

falsche Signale gesendet. Einige Berater sagten Thatcher, sie solle die Invasion bleiben lassen. Von diesem Moment an war „Ärger“ ihr zweiter Vorname.

Etwa zur selben Zeit kochte daheim der Konflikt mit den Bergarbeitern hoch. Als die Gewerkschaften 1984 die Konfrontation suchten, nahm sie die Herausforderung an. Es wurde eine blutige Auseinandersetzung, die das ganze Land verändern sollte. Die Lady hatte ein Talent dafür, sich Kämpfe auszusuchen, die sie gewinnen musste.

Es ist eine aufreibende Erfahrung, eine Zeitung während eines Krieges zu

NACHRUUF

Ihr Vorname war „Ärger“

Der ehemalige „Guardian“-Chefredakteur Peter Preston über Maggie Thatcher



Im Tagesgeschäft einer Zeitung aber konnte sie zum Alptraum werden. Wenn Beamte etwas ausplauderten, was sie geheim halten wollte, jagte sie die Leute bis ins Gefängnis. Sie beschimpfte uns Redakteure, die über den Terrorismus in Irland berichten wollten, weil wir angeblich der IRA den „Sauerstoff der Öffentlichkeit“ verschafften. Sie ernannte drei konservative BBC-Vorsitzende hintereinander, darunter den Bruder eines ihrer engsten Vertrauten. Und es mangelte ihr an gesundem Menschenverstand.

Nehmen wir „Spycatcher“, das Buch eines ehemaligen MI5-Agenten namens Peter Wright. Er beschreibt darin ein angebliches Geheimdienstkomplott, das den früheren Premierminister Harold Wilson stürzen sollte. Der „Guardian“ hatte Artikel gedruckt, die auf Wrights Schilderungen beruhten. Thatcher tat alles, um zu unterbinden, dass wir die Geschichte ausbreiteten, führte lange Prozesse in Europa und den USA. Wir sind von einem Gerichtssaal zum nächsten gezogen, haben eine Menge Zeit und Geld verloren. Aber auch sie verlor Geld, Steuergelder, um der Welt etwas zu beweisen. Sie verwechselte eiserne Standhaftigkeit mit Dummheit.

Und genau das ist die Margaret Thatcher, an die ich mich erinnere: eine Politikerin, die manchmal dumm war. Eine Frau, die Gegner wie den „Guardian“ in eine Trotzhaltung zwang, die weder ihr noch uns gerecht wurde. Eine Mutter, die ihre Kinder liebte, wie ich aus nächster Nähe erleben durfte, als ihre Tochter mit einem meiner Redakteure anbandelte. Nur eben auch eine Kämpferin, die versuchte, der Welt ein Buch zu verbieten.

Am besten erinnere ich mich aber an jene frühe Maggie, die in mein Büro kam und mit großer Not eine Stunde sachter Befragung überlebte. Ein Mensch, der sich durch Gegenargumente einschüchtern ließ. Mit den Jahren wurde sie besser in ihrer Rolle. Und schließlich labte sie sich an ihrer eigenen Legende.

Ich habe Margaret Thatcher als eine Frau erlebt, die damit beschäftigt war, ihre Menschlichkeit zu verstecken. Eine Frau, die ängstlich gewesen ist, aber die Angst bezwungen hat, weil Ärger ihr tägliches Geschäft war.

THE GUARDIAN

leiten, ob gegen Argentinien, die IRA oder die Gewerkschaften. Denn auch jene Leute an der Macht, die sonst die Wahrheit erzählen, lügen im Krieg. Die Lüge wird zu einer Form von Patriotismus. Inzwischen ist klar, dass Thatcher voller Skrupel war, als es um die Falklands ging, aber sie hütete sich, dies öffentlich zu zeigen. Dasselbe galt für das Schlachtfeld von Belfast. Sie war eine Schauspielerin – die mit ihrer Rolle allmählich verschmolz. Thatcher nutzte herrisches Auftreten bald nicht mehr als Verteidigungsstrategie. Sie wurde herrisch.

Und manchmal hatte sie ja auch recht. Als sie zum Beispiel Michail Gorbatschow in London umarmte, wurde sie zu einer prägenden Kraft der Geschichte.

RUSSLAND

Wladimir Guttenberg

Wissenschaftler nehmen Präsident Putin und seine Vertrauten ins Visier. Sie haben in ihren Doktorarbeiten abgeschrieben.

Der Mann, den Russlands Politiker zurzeit besonders fürchten müssen, forscht eigentlich an Teilchenbeschleunigern am Alichanow-Institut in Moskau. Besuchern verwehren Wachen dort den Zutritt. Wer den Physiker Andrej Rostowzew trotzdem treffen will, geht also am besten nach Dienstschluss in einen Schnellimbiss nahe seiner Wohnung, wo das Bier aus Plastikbechern getrunken wird.

Rostowzew klappt dort seinen Laptop auf. Er hat in seiner Freizeit ein Programm geschrieben, das er „Dissertations-Häcksler“ nennt. Es erkennt Plagiate in kyrillischer Schrift – und Rostowzew lässt die Software jetzt vorzugsweise über die Doktorarbeiten russischer Prominenter laufen. Der Wissenschaftler ist nicht allein, er kooperiert seit Wochen mit Kollegen und Oppositionellen. Und jetzt lassen sie reihenweise Vertraute von Wladimir Putin auffliegen, die ihre akademischen Arbeiten ganz oder teilweise abgeschrieben haben.

Es ist die nächste Front, die Putin-Gegner eröffnen, nachdem sie wichtige Wahlen unter dem Druck der Kreml-Propaganda verloren haben und auch die Massenproteste verebbt sind. Rostowzew hat sich bei einem Forschungsaufenthalt in Hamburg im vergangenen Jahr dazu inspirieren lassen. Damals hatten Plagiatjäger im Internet Bundesbildungsministerin Annette Schavan ins Visier genommen, zuvor schon hatte es CSU-Mann Karl-Theodor zu Guttenberg erwischt. Rostowzew dachte sich, man müsste mal nach Guttenbergs an der Moskwa suchen: „Der Fall Schavan hat uns angespornt.“

Er lädt die Habilitationsschrift eines Absolventen der Hochschule des sowjetischen Geheimdienstes hoch. Der Autor hat vor Monaten für Putin eine schmutzige Kampagne mitinszeniert: Nach angeblichen Misshandlungen russischer Waisen in den USA verbot Moskau Adoptionen durch Amerikaner. In Wahrheit war das Gesetz ein Werkzeug der Rache, weil Washington korrupten russischen Beamten die Einreise verweigert.

Rostowzews Häcksler-Software zerlegt die Habilitation des Mannes in Textbausteine und prüft sie mit Hilfe von Inter-



Ökonom Putin*: Titel sind Statussymbole wie Benz oder Blondine

netdateien auf Übereinstimmung mit anderen Schriften. Das Ergebnis: 2881 Treffer auf 420 Seiten. Putins Vertrauter hat über ein Viertel des Textes aus seiner eigenen Dissertation übernommen – die er schon zu großen Teilen aus Arbeiten anderer Autoren kopiert hatte. Selbst die Schlussfolgerungen bestehen aus zusammengeklauten Passagen, groß „wie Blöcke der Cheopspyramide“, spottet ein Bekannter Rostowzews.

Unter den Plagiatoren sind zahlreiche Vorkämpfer von Putins neuem patriotischem Kurs: Zuerst flog ein Führungskader seiner „Volksfront“ auf, des Sammelbeckens kremltreuer Vereine und Verbände. Dann traf es ein halbes Dutzend Abgeordnete der Staatsduma, darunter Igor Lebedew, Sohn des Nationalistenführers Wladimir Schirinowski, sowie die Parlamentarierin Olga Batalina, die den Adoptionsstreit mit den USA angeheizt hatte. Sie alle bestreiten die Vorwürfe.

Neben Wissenschaftlern wie Rostowzew beteiligen sich Kreml-Gegner wie der Journalist Sergej Parchomenko, im vorigen Jahr Mitorganisator der Massendemonstrationen gegen Wahlfälschungen, an der Jagd. Sie bilden ein neues Zentrum der Opposition. „Wir kämpfen gegen die Lügen des Kreml“, sagt er. Wer einmal als Scharlatan überführt sei, dem würden Wähler nicht mehr glauben, hofft Parchomenko.

Ein Abgeordneter der Putin-Partei Einiges Russland etwa hat für seine Arbeit über die Lebensmittelindustrie eine Dis-

sertation zu Problemen der Konditoreibranche fast komplett abgeschrieben. Immerhin ersetzte er etwa den Begriff „dunkle Schokolade“ durch „Rindfleisch“.

Mehr als 200 der 450 russischen Parlamentarier sind Doktoren oder Professoren. Beamte und Politiker „versuchen so, ihre Beschränktheit zu verschleiern“, höhnt der Ökonom Wladislaw Inosemzew. Der Dokortitel sei „ein Statussymbol wie der Benz oder die Blondine, nur billiger“, spottet Parchomenko.

Die Nachfrage schafft das Angebot: Zu Hunderten bieten Ghostwriter im russischen Internet „schlüsselfertige Dissertationen“ an, die meist mit leichten Änderungen abgekupfert werden. Der Preis liegt bei umgerechnet 10 000 Euro.

Das lockt auch Kriminelle, die ihre Defizite an Seriosität mit einem Titel wettmachen wollen. Der Anführer einer Bande etwa, die 2010 ein Provinzstädtchen terrorisierte und acht Erwachsene sowie vier Kinder massakrierte, ist Doktor der Soziologie. Nach seiner zusammenkopierten Dissertation ist er Experte für „Wertvorstellungen der Landbevölkerung“.

Milde sind Russlands Plagiatjäger nur mit dem Präsidenten. Putin wurde 1997 über „strategische Planung“ im Rohstoffsektor promoviert und hat dabei 16 Seiten aus einem Ökonomielehrbuch abgeschrieben, samt Tabellen und Diagrammen. „Nicht so wichtig“ findet das der Kreml-Gegner Parchomenko, weil das Kapitel nur einen Randaspekt von Dr. Putins Arbeit betreffe. Bedenklicher sei, „dass die ganze Dissertation schlecht ist“.

* Bei einer Feier an der Universität St. Petersburg im Jahr 2000.

BENJAMIN BIDDER

BRASILILIEN

Fürst der Finsternis

Oberst Sebastião de Moura ist eine Figur wie aus „Apocalypse Now“. Er soll Rebellen gejagt, gefoltert und getötet haben. Fast 40 Jahre nach dem Kampf gegen die Guerilla muss er nun wohl vor Gericht. *Von Erich Follath und Jens Glüsing*

Der Curió ist dort beheimatet, wo sich die Amazonaswälder öffnen und ein wenig ihre Undurchdringlichkeit verlieren. Schwarz ist sein Rücken, haselnussbraun sein Gefieder; mal hell und glockengleich, mal düster und klagend klingt sein Gesang. Die Urwaldbewohner fangen ihn gern, weil der Curió in der Gefangenschaft aggressiv reagiert, wenn er in einem Käfig gegen seinesgleichen antreten muss. Er kämpft, darauf lässt sich wetten, bis zur Erschöpfung. „Menschenfreund“ bedeutet sein Name in der Sprache der Waldbewohner. Ein schräger Vogel, weiß Gott.

Der Mann, dem sie diesen Spitznamen gegeben haben, hat auch ein loses Mundwerk. Und alle, die ihn kennen, sind sich einig, dass er rücksichtslos und brutal vorgeht. Oberst Sebastião Rodrigues de Moura, genannt Major Curió – ein Menschenfreund? Da schütteln Feinde wie Freunde nur den Kopf. „Er ist keiner, der irgend-

welche Empfindungen kennt“, sagt sein Weggefährte Lício Maciel. Wenn man den brasilianischen Offizier a. D. mit irgendjemandem vergleichen könnte, dann nur mit einer fiktiven Gestalt: mit Oberst Kurtz, den Francis Ford Coppola in seinem Film „Apocalypse Now“ mordend durch die Dschungel am Mekong jagte, ein Größenwahnsinniger, der sich sein eigenes Reich auf Erden schuf, ein Gottvater des Grauens, eine Horrorgestalt wie aus Joseph Conrads Kongo-Roman „Herz der Finsternis“.

Aber die Ereignisse und die Personen, um die es hier geht, sind real. Diese Geschichte handelt von Mord und Vergeltung, von Politik und privater Rache, von Schuld, die nie verjährt und für die sich Major Curió wohl demnächst vor Gericht wird verantworten müssen.

Sie beginnt in den Zeiten der Militärdiktatur: Ende der sechziger Jahre nisten sich kommunistische Kämpfer am Rio

Araguaia ein. Sie wollen „Fische im Wasser des Volkes“ sein, so wie ihre maoistischen Vorbilder in China, sie planen, von Brückenköpfen im Dschungel aus die große Revolution zu entfachen. Sie sind ein idealistischer Haufen, nur mit leichten Waffen ausgestattet, immer von Malaria und Schlangenbissen bedroht. Sie bleiben lange unentdeckt, weil sie sich unter die Dörfler am großen Fluss mischen und ihre Infiltration vorsichtig vorantreiben.

Doch 1969 nehmen die Militärs Regimegegner fest, die Informationen der Guerilleros bei sich tragen und unter Folter Namen verraten. Die Machthaber suchen jemanden, der im Amazonasgebiet aufräumt – und finden einen Agenten in ihren Reihen, der gerade eine Dschungelausbildung der Armee mitgemacht hat.

Sebastião Rodrigues de Moura stammt aus einfachen Verhältnissen. Der Sohn eines Friseurs und einer Hausmeisterin,

geboren in einer Kleinstadt im südost-brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais, erlebt eine unspektakuläre Kindheit. Sein Ehrgeiz wird erst geweckt, als ein Cousin, der im Zweiten Weltkrieg für das brasilianische Expeditionskorps an der Seite der Italiener gekämpft hat, im Triumphzug durch die Straßen getragen wird. Da weiß Sebastião: So ein Held will er auch einmal sein, Großes leisten für sich und die Nation.

Er schafft die Prüfungen zur Militärakademie, tut sich durch Fleiß und Gehorsam hervor. Steigt in seiner Freizeit als Preisboxer in den Ring, um sein kümmerliches Salär aufzubessern. Obwohl weder besonders groß noch kräftig gebaut, gewinnt er fast jeden Fight. Sein Spitzname stammt aus jener Zeit.

Curió erweist sich für das Regime als Volltreffer. Unter falschem Namen und mit allen Freiheiten ausgestattet, kreist

zieht als Abgeordneter ins Parlament ein, wird Bürgermeister der Stadt, die seinen Namen trägt: Curionópolis.

An die Übergriffe der Militärs mag in Brasilien lange keiner rühren, man setzt aufs Vergessen. Ein Amnestiegesetz, schon 1979 von den Militärs erlassen, legt fest, dass Verbrechen während der Diktatur nicht verfolgt werden sollen. Vor zwei Jahren aber wird Dilma Rousseff, 65, Präsidentin des Landes – eine Ex-Guerillera, die selbst von den Schergen der Generäle im Gefängnis von São Paulo gefoltert und gedemütigt wurde.

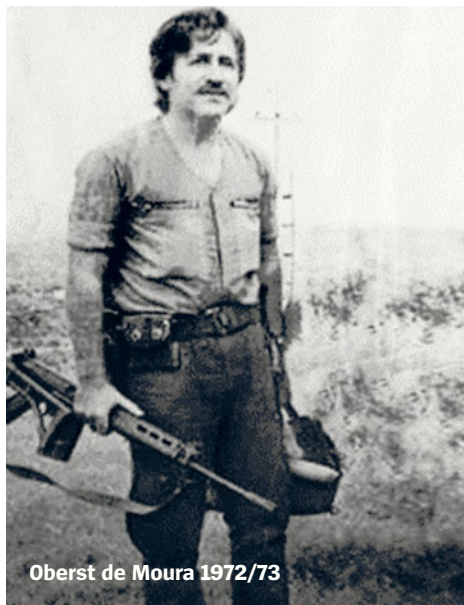
Sie richtet eine Wahrheitskommission ein, die bis 2014 politisch motivierte Verbrechen aufklären soll. Und auch die Familienangehörigen der vermissten Rebellen haben nicht lockergelassen: Sie brachten den Fall gegen den brasilianischen Staat vor den Interamerikanischen Gerichtshof für Menschenrechte. Der fällt

wird bald einsetzen. Doch noch brennt die Sonne erbarmungslos, alles versengend, Moskitos schwirren. Aber die Männer graben weiter. Einen Meter durch das Erdreich, noch tiefer. Marco Guimarães kniet in der Grube, sein schwarzes Hemd ist durchgeschwitzte. Triumphierend hebt er etwas hoch.

„Ein Menschenschädel“, ruft der Gerichtsmediziner aus Brasília nach oben und bläst vorsichtig den Sand von den Knochen. „Wenn man die Größe des Kiefers betrachtet, wahrscheinlich die Überreste eines erwachsenen Mannes.“

Ein ermordeter Guerillakämpfer?

„Der Mann wurde ohne Sarg verscharrt. Der Körper lag nicht Richtung Westen, wie in der Region üblich. Um den Hals sind Reste eines Seils geschlungen“, diktiert der Experte. „Alle Indizien deuten auf einen Guerillero.“ Genaueres wird erst der Vergleich mit der DNA von



Oberst de Moura 1972/73



Tote Guerilleros im Amazonasgebiet um 1973

RAFAEL SANCHEZ FABRES / DER SPIEGEL

er mit Helikoptern über den vermuteten Verstecken der Rebellen, verfolgt sie mit Jeeps über Buschpfade, mit Booten über den Fluss. Und er ist bald dafür berüchtigt, keine Gefangenen zu machen. Grausame Geschichten kursieren: Curió lasse Köpfe abhacken, überwache persönlich die schlimmsten aller Folterungen. Tatsache ist: Die Guerillatruppe wird zerschlagen, Spuren werden verwischt. Von gut 60 Toten oder Vermissten ist die Rede und von Kollateralschäden – unter der Landbevölkerung, die mit den Aufständischen sympathisierte, soll es auch Tote gegeben haben.

Der Offizier macht während der Militärdiktatur weiter Karriere. Er leitet ab 1980 die größte Goldmine des Landes, säubert sie von seiner Meinung nach unerfreulichen Elementen, gründet um Bordelle herum eine ganze Stadt. Und auch als 1985 die Militärs von der Macht gedrängt werden, bleibt der Mann obenauf,

am 24. November 2010 ein bahnbrechendes Urteil: Er erklärt die bestehende Amnestie für ungültig, fordert juristische Aufarbeitung. Jetzt versucht eine Gruppe junger Staatsanwälte, die Verantwortlichen vor Gericht zu bringen. Der Erste, gegen den ein Verfahren eingeleitet werden dürfte, ist Curió. Der Beschuldigte, inzwischen 78 Jahre alt, ist längst pensioniert. Er schweigt.

Können ihm Taten, begangen vor fast 40 Jahren, wirklich noch nachgewiesen werden, gibt es noch Zeugen? Wer hat ein Interesse daran, den alten Staub aufzuwirbeln, wer will es verhindern – in den hellerleuchteten Gängen der Macht von Brasília oder dort, wo alles geschah, im Herzen der Amazonas-Finsternis?

Sie graben. Bedrohlich dunkel treiben die Wolken über den breiten, trägen Fluss ganz in der Nähe, der nachmittägliche Tropensturm mit dem Platzregen

Verwandten ergeben, die ihre Angehörigen als vermisst gemeldet und genetisches Material zur Verfügung gestellt haben. Ganz sicher sind sich die Ermittler bei zwei Exhumierungen, gefunden nach Hinweisen von Dorfbewohnern, die sich an Exekutionen erinnerten.

Die Suche geht auf der anderen Seite des Flusses weiter, eine rostige Fähre tuckert durch die graubraunen Wassermassen. Xambioá ist eines dieser typischen Flussdörfer, verwaschene Steinhäuser, Gemischtwarenläden, einfache Fischrestaurants. Und am Rande des Ortes, nahe der schmucken katholischen Kirche, liegt der Friedhof. Auch hier wird exhumiert, kategorisiert. Auch Tote können Geschichten erzählen. Man muss sie nur verstehen.

Manuel Cajueiro ist der Zeuge, auf den die Ermittler setzen. Er sitzt auf einer der weißen Grabplatten des Gottesackers, ein verhutztes Männchen. Aber er möchte helfen. Ihn plagt noch immer das

schlechte Gewissen wegen damals. „Andererseits – was hätte ich schon machen sollen, ich konnte mich nicht gegen die Übermächtigen auflehnen“, flüstert er, als erwartete er Absolution.

Cajueiro wurde damals gezwungen, die Jagd auf flüchtende Rebellen voranzutreiben. „Curió war das Gesetz“, sagt der Alte. „Nein, mehr noch: Er war Gott.“ Er ließ Köpfe abhacken und als Beweisstücke zur Militärbasis transportieren. Er hatte neben dem Job nur wenige Leidenschaften. „Einmal kam ein General im Helikopter angerauscht, schrie aus dem Cockpit: Packt die Leichen zusammen, wir holen sie auf dem Rückweg ab – wir wollen jetzt zum Angeln!“ Curió flog mit.

Der Oberst hat nach Cajueiros Aussage seine Gefangenen eigenhändig gequält, mit Eisenstangen, mit Schlägen, immer emotionslos, versteinert die Miene; ein systematischer Folterer sei er gewesen, einer, der „Resultate“ sehen wollte. Und einmal war Cajueiro auch bei einem Mord seines Chefs dabei. „Wir hatten im Dschungel mehrere Kämpfer aufgespürt, sie waren bereits entwaffnet und gefesselt. Curió fragte eine junge Rebellin, wie sie heiße. Sie sah ihn nur voller Verachtung an und sagte: Eine Guerillera hat keinen Namen. Da drehte er sich zu ihr, zog seine Pistole und schoss ihr in den Kopf. Einfach so, in den Kopf.“

Die riesige Bildergalerie bedeckt die ganze Wand im Büro von Victória Graboïs, 69, und auf den ersten Blick könnte man denken, es handle sich um harmlose Dokumente eines Passbildfotografen. Aber die Wahrheit ist tragischer. „Das hier links ist mein Mann. Er verschwand 1973 mit meinem Vater in der Araguaia-Region, sein Foto ist das daneben. Und dann ist hier unten noch mein Bruder, ebenfalls Guerillero, ebenfalls desaparecido.“

Sie nennt die Angehörigen „Verschwundene“, aber sie hat keinerlei Hoffnung mehr, sie lebend wiederzusehen. Sie will wissen, was geschehen ist, sie will die Überreste ihrer Lieben bestatten, die Täter bestraft sehen. Das hält sie am Leben, nur das gibt ihr Kraft. Sie muss mit der von ihr mitgegründeten Organisation „Tortura Nunca Mais“ („Nie mehr Folter“) unbequem bleiben – die Sache ihrer Familie zu Ende bringen. Draußen vor der Tür lockt Rio de Janeiro, die „maravilhosa“, die Wunderbare, mit all ihren Attraktionen, den Stränden, den Restaurants, den Galerien. Doch für Frau Graboïs gibt es keine Vergnügungen mehr.

Ende zwanzig war sie damals, lehnte sich auf gegen die brutale Militärdiktatur, sympathisierte wie der Rest der Familie mit den verbotenen Kommunisten. Dass ihr Ehemann mit Vater und Bruder in den Guerillakampf zog, hat sie verstanden.



Ex-Guerillero Genoino in São Paulo: Anweisungen aus China

Obwohl sie allein zurückblieb mit ihrem kleinen Sohn, obwohl sie schon ahnte, dass es ein Abschied für immer sein könnte. Dass der Kampf es wert war, hat sie nie bezweifelt – so sagt sie es jedenfalls, und ihre brüchige Stimme wird eine Spur fester. Sie wäre auch in den Busch gezogen, aber als sie schwanger wurde, hatten die Genossen darauf bestanden, sie aus der Schusslinie zu nehmen.

Sah Victória Graboïs nicht, wie aussichtslos, wie irrsinnig das Dschungelunternehmen war? Die Frage macht sie ärgerlich. Man müsse den Kampf aus der

Zeit heraus verstehen. Fidel Castros Revolution sei sicher nicht unter günstigeren Umständen gestartet worden, Maos Lehren hätten ihnen eingeleuchtet: „Wer ein Gewissen hatte, musste einfach etwas gegen die brutale Militärdiktatur unternehmen.“

Weil sich so lange keiner um die Verschwundenen kümmern wollte, hat sie es selbst getan. Schon 1980 organisierte sie privat ihren ersten Recherchetrip nach Araguaia, mehrere folgten. Sie konnte zwei Leichen finden und identifizieren. Den Initiativen der demokratischen Regierung traut sie nicht, obwohl Präsidentin Rousseff eine Guerillera war. „Sie muss politische Rücksichten nehmen. Viele der Militärs wollen nur eines: die unbequemen Geschichten vergessen.“

Curió ist für sie ein Handlanger des damaligen Regimes. Allerdings auch ein Antreiber, ein besonders skrupelloser Vollstrecker. „Er hat einmal zu Protokoll gegeben, er und seine Leute hätten die Anweisung gehabt, den Dschungel nicht eher zu verlassen, bis sie jeden Guerillero getötet hätten.“

Graboïs glaubt zu wissen, dass Curió alle Akten über seine Morde aufbewahrt habe. Er sei einer, der seine Taten akribisch dokumentiert habe, wie es die Nazis taten, die Roten Khmer. „Er hat sich damit gebrüstet.“ Diese Papiere will sie. Sie ist nicht davon überzeugt, dass es zum Prozess kommt – einflussreiche Freunde und juristische Winkelzüge könnten ihn noch verhindern.

Aber eine Vorverhandlung hat es gegeben. Da hat sie sich hingeschleppt, bestärkt von ihrem Sohn, der heute Universitätsprofessor ist. Curió hat sich zu ihr umgedreht, sie hat seinen Blick ausgehalten. Keine Aussage. Kein Wort auch zu ihr. Zurück im Büro, hat sie erst gemerkt, dass sie am ganzen Körper zitterte.



BRASILIENS MILITÄRDIKTATUR 1964–1985

- 1964** Bei einem wohl von der CIA unterstützten Militärputsch wird Präsident Goulart abgesetzt.
- 1965** Die Machtbefugnisse des Regimes unter Marschall Branco werden ausgeweitet.
- 1968** Das Land wird von Protesten erschüttert. Das Militär reagiert mit Folter und Zensur.
- 1974** General Geisel wird Präsident. Brasilien erlebt einen Wirtschaftsboom, die Repression geht weiter.
- 1985** Rückkehr zur Demokratie mit dem zivilen Präsidenten Sarney.



Aktivistin Graboys, Fotos von Opfern der Militärdiktatur: „Nie mehr Folter“

So nahe wie José Genoino, 66, ist Oberst Curió wohl kaum sonst einer gekommen. Im Dschungel, und dann später auch in der Politik – eine schmerzliche, körperliche Nähe.

Genoino, ein Arbeiterkind, das erst mit 15 Jahren sein erstes Paar Schuhe anziehen durfte, begeistert sich für Maos Schriften und sucht als Student Kontakte in den Untergrund. Mit 23 bricht er, vermittelt von kommunistischen Zellen, auf in den Dschungel. Er wird als Bote eingesetzt, sie warten auf revolutionäre Anweisungen aus China. Und als Genoino nach Monaten beginnt, sich so einigermaßen zurechtzufinden, geht das Abenteuer schon zu Ende.

Er tappt in eine Falle, wird verhaftet. Unter den Männern, die ihn da rüde anpacken, ist wohl auch Curió. Die Militärs bringen den Gefangenen in die Hauptstadt, Genoino gibt zu, dass er im Gefängnis unter schlimmsten Qualen Geheimnisse preisgegeben hat. Aber er hält daran fest, dass er keinen Mitverschwörer ans Messer lieferte.

Fünf Jahre sitzt er im Gefängnis, sehnt das Ende der Diktatur herbei. Schon 1982 wird er wieder politisch aktiv, bricht aber mit den Kommunisten. Er zieht als Abgeordneter der Arbeiterpartei ins Parlament ein. Dort trifft er seinen einstigen Verfolger wieder: Curió hat für eine konservative Splittergruppe kandidiert. Sie gehen sich aus dem Weg.

Genoino macht Karriere, wird 2002 zum Präsidenten der Arbeiterpartei gewählt. Er genießt das Vertrauen von Luiz Inácio Lula da Silva, der die Präsidentenwahl gewonnen hat. In seinem bescheidenen Häuschen in einer Mittelklassegegend von São Paulo hat Genoino alles gesammelt, was jemals zum Aufstand im Amazonasgebiet geschrieben wurde. Hier sitzt er nachts manchmal, zigarrerauchend,

und denkt zurück an den Dschungel: „Major Curió strebte nach Macht. Brasilien hat ihn gewähren lassen – und noch immer gibt es diese Stadt, die nach diesem Verbrecher benannt ist, die ihn ehrt.“

Erst war die Goldmine da, Serra Pelada. Dann das große Chaos. Anschließend kam Major Curió. Mehr als 100 000 Abenteurer haben sich Anfang der achtziger Jahre aufgemacht, um sich wie Ameisen in den sagenumwobenen „Kahlen Berg“ hineinzugraben, in dem riesige Nuggets gefunden wurden, das größte über sechs Kilogramm schwer. Der Goldrausch spülte alles weg, was an zivilisatorischem Zusammenleben vorhanden war: Die Arbeiter prügeln sich um die aussichtsreichsten Plätze, Alkoholexzesse jede Nacht, Zuhälter versteigerten Prostituierte. In dieses Geschwür der Gesetzlosigkeit schickte das Militär seinen Mann fürs Grobe. Und Curió machte das, was er kann – rücksichtslos aufräumen. Die Mine Serra Pelada wurde nach Araguaia sein zweiter Lebensraum, das Glück der späten Jahre.

Entlaufenen Verbrechern drohte er mit Erschießung, verhängte Ausgangssperren, regelte den Goldankauf. Die Prostituierten verbannte er in Häuser, 30 Kilometer von der Mine entfernt. Um die Bordelle herum wuchs ein Städtchen. Curionópolis nannte Curió den Ort selbstbewusst, er suchte wohl noch nach einem Vermächtnis für die Ewigkeit jenseits der Guerillagräber. Nach seiner Abgeordnetenzeit wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er schaffte den Übergang von der Militärdiktatur zur Demokratie: ein Mann für alle Systeme. Selbst heute noch trauern ihm manche nach, Hinrichtungen hin oder her. „Er war der Effektivste, den wir je in Curionópolis hatten“, sagt Fernando Lopes, der Gewerkschaftsführer, nahe der alten Curió-Villa, die seit Monaten von arbeitslosen Goldsuchern besetzt ist. „Sei-

ne Methoden waren fragwürdig, aber bei ihm herrschte Ordnung.“

In Brasília, seinem jetzigen Wohnort, lässt sich Curió von einem Stellanwalt vertreten, Adelino Tucunduva steht auf der in edlem Schwarz gedruckten Visitenkarte, und ähnlich pompös ist auch sein Auftritt. Tucunduva, 71, nennt den Mandanten seinen „besten Freund“. Die Staatsanwaltschaft, glaubt er, werde sich blamieren, es existiere kein „Fall“. Curió hat nach Meinung des Juristen stets korrekt gehandelt. „Es gibt nichts, was er bereuen müsste, in meinen Augen ist er ein Held, der uns alle vor großen Übeln bewahrt hat. Jede Regierung hat eben ihre eigene Philosophie, jede braucht ihren Sündenbock – jetzt ist es eben Curió.“

Der Beschuldigte lebt in einem gehobenen Mittelklassevorort. Er will sich keine juristische Blöße geben. Nur folgende Sätze dürfen zitiert werden. Zu seiner Aufgabe: „Es ging darum, die Integrität der Nation zu schützen, und zwar um jeden Preis.“ Zum Vorwurf der Folter: „Ich habe Befragungen geleitet, und dabei serviert man nun mal keine Kekse. Es gibt eine Frist, um wichtige Informationen aus dem gefangenen Feind herauszuholen. Solche Verhöre dürfen nicht zu weich sein, müssen den Umständen angemessen sein.“ Zu den Verbrechen der Militärdiktatur: „Wenn es Auswüchse gab, sind sie nichts im Vergleich zu den Übergriffen, die sich kommunistische Regierungen anderswo geleistet haben.“

Man kann jeden Morgen sehen, wie der ältere Herr einkaufen geht, und er besucht seine drei Söhne. Nachmittags zieht er sich zu einem Schläfchen zurück. Abends gönnt er sich zu einem Bier manchmal eine der Telenovelas, die das brasilianische Fernsehprogramm bestimmen. Wenn man seinem Anwalt glaubt, schaltet er aber meist wieder um, auf der Suche nach Härterem. Nach Kriegsfilmen.

Der Oberst a. D., Rente umgerechnet 2500 Euro, genießt seinen Lebensabend. Und er hat seinen Opfern verziehen. Er habe, lässt er mitteilen, inzwischen akzeptiert, dass die jungen Aufständischen vom Araguaia „wohl Idealisten waren, von einem ähnlichen Geist wie wir durchdrungen. Aber ihr Weg führte in die eine Richtung, meiner in die andere“.

Video: Auf dem Friedhof der Rebellen



Für Smartphones: Bildcode scannen, z. B. mit der App „Scanlife“

spiegel.de/app162013brasilien oder in der App DER SPIEGEL

Ein Steven-Soderbergh-Film

JUDE
LAW

ROONEY
MARA

CATHERINE
ZETA-JONES

UND CHANNING
TATUM

63. Internationale
Filmfestspiele
Berlin
Wettbewerb

TÖDLICHE
NEBENWIRKUNGEN

SIDE EFFECTS

EIN FILM VON STEVEN SODERBERGH
NACH EINEM DREHBUCH VON SCOTT Z. BURNS

Preview am 22. April
Kinostart am 25. April

SENARIO: FRANK WITTEL und FILMMAKUNG ENTERTAINMENT PRESENTS
JUDE LAW, ROONEY MARA, CATHERINE ZETA-JONES und CHANNING TATUM "SIDE EFFECTS" GASTGEBER: CARMEN CROSA, C.S.A. MUSIK: THOMAS NEWMAN COSTUME DESIGNER: SUSAN EVALL SCHNITT: HOWARD COMMANDES
EXECUTIVE PRODUCERS: JAMES D. STEIN, MICHAEL POLANSKY, DOUGLAS E. HANSEN PRODUCED BY LORENZO DI BONAVENTURA, GREGORY JACOBS, SCOTT Z. BURNS DIRECTED BY SCOTT Z. BURNS AND STEVEN SODERBERGH
f /facebook/SideEffectsFilm www.sideeffects.soderbergh.com

Die Preview-Aktion wird am Montag, **22. 4. 2013**, stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten – **solange der Vorrat reicht** – vom 15. 4. 2013, 12 Uhr, bis 22. 4. 2013, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar.

Berlin

Filmtheater am Friedrichshain
Bötzowstraße 1–5
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-0***

Düsseldorf

Ufa-Palast
Worringer Straße 142
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-1***

Frankfurt am Main

E-Kinos
Zeil 125
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-2***

Hamburg

UCI Kinowelt Mundsburg
Hamburger Straße 1–15
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-3***

Hannover

CinemaxX Raschplatz
Raschplatz 6
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-4***

Eine exklusive Kino-Preview, präsentiert von KulturSPIEGEL

Psychiater Dr. Jonathan Banks (Jude Law) setzt alles daran, seiner neuen Patientin Emily (Rooney Mara), die nach einem Selbstmordversuch bei ihm eingeliefert wurde, zu helfen. Emilys Mann (Channing Tatum) ist gerade aus dem Gefängnis entlassen worden. Der Versuch, gemeinsam ein neues Leben zu beginnen, scheitert. Emilys frühere Psychiaterin (Catherine Zeta-Jones) rät Banks, ein neues Medikament

an Emily zu testen. Anfangs geht es ihr besser, doch bald erweisen sich die Nebenwirkungen als äußerst dramatisch. Alle Beteiligten geraten in einen unaufhaltsamen Strudel, der ihre Beziehungen, ihre Karriere und sogar ihr Leben bedroht. Auf der Suche nach der Wahrheit ist Banks bereit, alles zu riskieren: seine Familie, seine Profession, seinen Ruf – als er einem unglaublichen Verdacht auf die Spur kommt ...



KulturSPIEGEL ist das Kultur-Magazin für SPIEGEL-Leser. Abo-Hotline 040 3007-2700

Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. €0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend).

Köln

Off-Broadway
Zülpicher Straße 24
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-5***

Leipzig

Passage Kinos
Hainstraße 19a
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-6***

München

Kinos Münchner Freiheit
Leopoldstraße 82
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-7***

Nürnberg

Cinecitta
Gewerbemuseumsplatz 3
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-8***

Stuttgart

EM Kino
Bolzstraße 4
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-9***



Da Vincis Dämonen

GLOBAL VILLAGE: Wie eine internationale Fernsehserie das italienische Genie vermarktet

Vor dem Palazzo Vecchio wacht eine Kopie von Michelangelos aus Marmor gemeißeltem David, eine Treppe führt hinauf in den „Saal der Elemente“, ihn schmücken Fresken mit Göttern und Liebesengeln, überall schöne, schöpferische Menschen, pure Renaissance.

Tobias Tringali, Deutschitaliener aus München, entdeckt Jupiter, wie er Blitze schickt und Waffen schmiedet. „Einwandfreie Location“, findet Tringali, 36, PR-Manager beim Fernsehsender Fox, sein Vater ist Sizilianer. Er weiß, der Palazzo ist heute Amtssitz von Bürgermeister Matteo Renzi, einem der Hoffnungsträger der momentan so hoffnungslosen italienischen Politik.

Die anderen wissen das nicht. Für die anderen ist Italien bloß noch Kulisse.

Die anderen sind britische Schauspieler und der amerikanische Regisseur David Goyer. Sie sitzen auf einer Bühne vor den Fresken und haben noch nie von dem Bürgermeister gehört, sie sind Hauptdarsteller der neuen TV-Serie „Da Vinci's Demons“, eines Fantasy-Dramas, produziert von BBC Worldwide. Sie lieben Italien, weil es so alt und lecker sei, sagt einer, „so full of food and history, amazing“.

Es geht um die Jugendjahre Leonardo da Vincis, des berühmten Sohns der Stadt. 13.000 Notizblätter fanden sich nach dessen Tod im Jahr 1519, sagt Goyer, aber die Hälfte davon sei verschollen. Die Serie erzähle von fünf Jahren in Leonardos Leben, über die man wenig wisse. Wie der Sohn einer Sklavin Forscher wurde, Maler, Ketzer. Ein großer Visionär, vielleicht schwul, auf jeden Fall Vegetarier, vor allem aber hyperaktiver Multitasker und Zukunftserfinder. Was man von Italienern heute nicht behaupten kann.

Es geht aber auch um das italienische Genie und den frühen Geist Europas. Und darum, wie sich Italien heute, in diesen unsteten Zeiten, vermarkten lässt. Was bleibt von einem Land übrig, das mit hoher Schuldenlast dasteht, ohne Regierung und ohne Visionen?

Die Premiere im Cinema Odeon beweist: Übrig bleibt nicht viel, nur exzentrische Kostüme und wohlklingende Namen wie Lorenzo de' Medici. Der Rest ist am Computer animierte Künstlichkeit à la Hollywood. Leonardo, gespielt von Tom Riley, trägt eine Lederjacke wie Mel Gibson in „Lethal Weapon“, der junge Niccolò Machiavelli ähnelt Robin aus „Batman“, sie sagen oft „fuck“ und haben viel Sex. Sie machen halt Kabel-TV zur Primetime.



Leonardo-Darsteller Riley, Regisseur Goyer: „Sehr laut hier“

Gefeiert wird der Serienstart in Florenz, der Sender fliegt Presse und Werber ein, in 122 Ländern läuft die Serie parallel. Sie besuchen Leonardos Geburtsort Vinci und sitzen in Hotelsuiten Schauspielern gegenüber, und alle versuchen, sich gegenseitig zu beeindrucken.

Gedreht hingegen wurde nicht in Italien, sondern in Wales. In einer Fabrik für Autoteile in Swansea ließen 3000 Arbeiter das Florenz des 15. Jahrhunderts auferstehen. „In Italien zu drehen ist schwer“, sagt Goyer, der Regisseur, „es ist sehr laut hier.“ „Zu bürokratisch, zu kompliziert, zu teuer“, sagt Tringali, der PR-Mann mit sizilianischen Wurzeln, „Italien spielt keine Rolle mehr, ist leider so.“

Später, nach der Veranstaltung im Hotel, sagt ein italienischer Filmkritiker, er wolle nicht, dass seine Kinder die Renaissance als Jahrmarkt erleben und Leonar-

do als sonnenbebrillten Frauenhelden statt als Universalgelehrten, der er war. Goyer sagt, er wisse, dass sein Leonardo die Italiener provoziere. Er sagt: „Vergesst den da Vinci, den ihr kennt, einen alten Mann mit Bart. Vergesst die Fakten. Neue Helden braucht das Land.“

Goyer wurde bekannt als Co-Autor von „The Dark Knight“, der Batman-Trilogie. Auf Italienisch heißt sie „Il cavaliere oscuro“. Cavaliere ist auch der Spitzname für Silvio Berlusconi. Überhaupt drängen sich einige Parallelen auf, auch die römische Politik erinnert zurzeit an einen Film, einen über Zombies. Mario Monti gibt den Toten, der nicht stirbt. Die neugewählte Regierung darf nicht geboren werden, und eine Mumie kehrt zurück, Berlusconi. Ein bisschen Renaissance täte hier wirklich gut.

Aber Italien ist längst kein Ort für Innovationen mehr, die Filmfabrik Cinecittà passé, der Papst kein Medici-Verwandter, sondern Gastarbeiterkind aus Buenos Aires. Statt kreativer, junger Männer regiert die alte Kaste. Bürgermeister Renzi will sie „verschrotten“, doch darf in Rom nicht ran. Die Protestbewegung „5 Stelle“ will sie am liebsten ganz abschaffen.

Seit Wochen lähmt sich die Politik selbst, am Finanzmarkt verheizt das Hickhack Milliarden – so viel zum eigentlichen Drama Italiens. Wer wäre Leonardo da Vinci heute? „Ein Typ aus dem Silicon Valley“, sagt Goyer, „jemand wie Steve Jobs oder Julian Assange. Mit Sicherheit kein Italiener.“

Acht Folgen von „Da Vinci's Demons“ sind gedreht. Deutschlandpremiere ist am Mittwoch um 21.45 Uhr. Wenn das Publikum die Serie mag, wird sie fortgesetzt. Was leider nicht für italienische Politiker gilt, sagt Tringali. „Die laufen ewig, ein Happy End ist nicht in Sicht.“

FIONA EHLERS



Video: Ausschnitte aus „Da Vinci's Demons“

spiegel.de/app162013davinci
oder in der App DER SPIEGEL



Treten Sie ein und kommen Sie Ihren Wünschen ein Stück näher



Mit Fonds von Union Investment

- Unsere Investmentfonds helfen Ihnen, langfristig mehr aus Ihrem Geld zu machen
- Ihre Geldanlage wird professionell gemanagt und ist börsentäglich verfügbar
- Welche Wünsche Sie auch haben: Bei uns finden Sie schon ab 50,- Euro monatlich die passende Fondslösung

Informieren Sie sich jetzt unter www.union-investment.de und lassen Sie sich in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken



Wenn's gut werden muss.



Exklusiv im **BAUHAUS**



Akku-Rasenmäher 'GEW 38 Li'

Flächenleistung ca. 300 m²/Akkuladung, Schnittbreite 38 cm,
Ladezeit ca. 3 h, Leistung 36 V Li/2,6 Ah, Höhenverstellung 6-fach,
zentral, Kunststoffgehäuse, Fangbox 40 l, Gewicht 15 kg

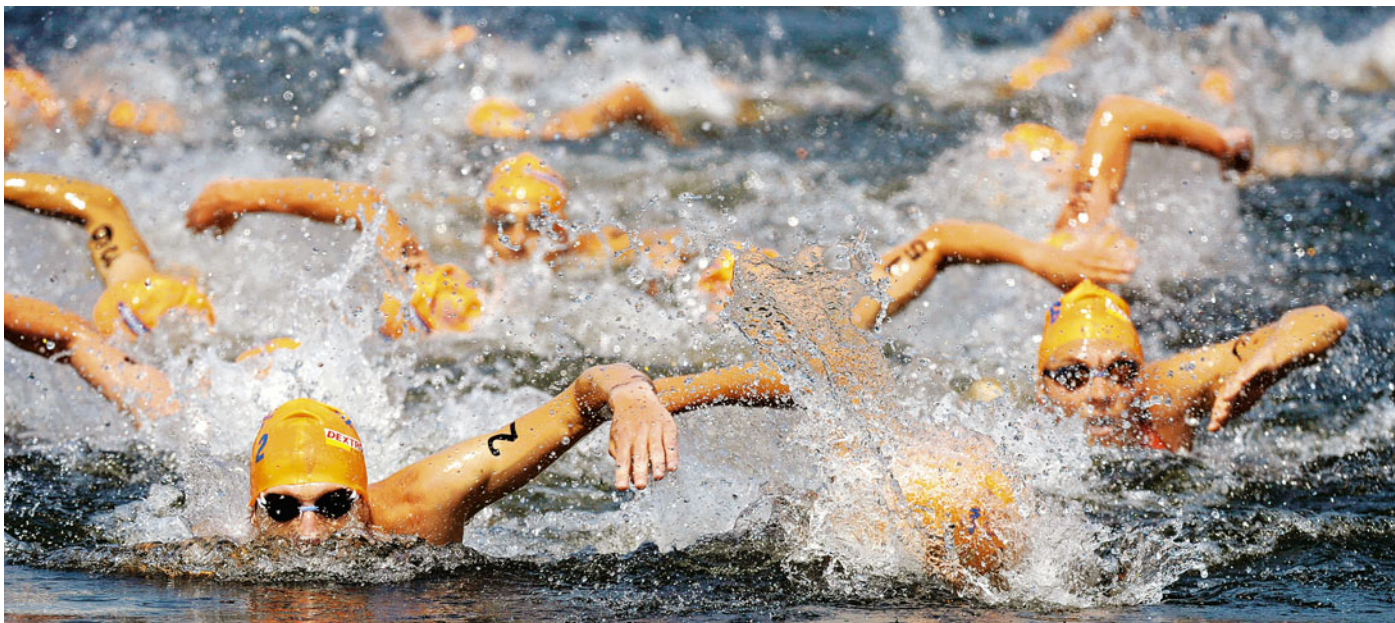
OS 114282 - 20794480

329,-!

Alle Informationen zur Firma und Anschrift Ihres **BAUHAUS** Fachcentrums
finden Sie unter www.bauhaus.info/fachcentren oder kostenlos unter Tel. 0800-3905000.



www.facebook.com/bauhaus
www.youtube.com/bauhausinfo



GEPÄ PICTURES / IMAGO

TRIATHLON

Tod beim Schwimmen

Beim Triathlon sind zuletzt mehrere Sportler während des Schwimmens an einer lebensgefährlichen Lungenfunktionsstörung erkrankt. Das sogenannte Sipe-Syndrom ist ein Lungenödem, das bei Athleten auftreten kann, die für längere Zeit in kaltem Wasser schwimmen. Beim Ironman im vergangenen August in New York starb ein Triathlet im Hudson River, als Ursache wurde Sipe vermutet. Eine Triathletin überlebte den Wettkampf nur knapp, nachdem sie beim Schwimmen plötzlich einen Hustenanfall bekommen hatte, sie geriet in Atemnot, spuckte Blut. Später wurde bei ihr das

Sipe-Syndrom diagnostiziert. Die Krankheit kann innerhalb weniger Minuten auftreten: Wegen der Wassertemperatur und des Wasserdrucks wird das Blut im Körper des Schwimmers in Richtung Brustraum geschoben, dort erhöht sich der Blutdruck. Die Gefäßwände der Lunge werden undicht, Wasser aus dem Blut kann in die Lungenbläschen eintreten. Die Lunge läuft vor Wasser über, die betroffenen Athleten haben das Gefühl, von innen zu ertrinken. In schweren Fällen bildet sich Schaum vor dem Mund der Sportler. Sipe kann zu Bewusstlosigkeit und zum Herzstillstand führen. Laut einer Studie aus den USA berichten 1,4 Prozent aller Triathleten von Symptomen, die auf die Erkrankung zurückzuführen sind. Sportärzte warnen vor Sipe, weil sich die Lungenstörung nicht ankündigt. Zwischen 2003 und 2011 gab es in den USA 43 Todesfälle im Triathlon, allein 30 davon passierten im Schwimmen.

DDR-SPORT

Geschöntes Erbe



Kluge

Die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur verschleierte die dunklen Seiten des DDR-Sports: Sie klammerte Doping weitgehend aus und ließ Stasi-Mitarbeit unerwähnt. So wurden in einer der Biographischen Datenbanken der Bundesstiftung die Erfolge der Spitzensportler aufgelistet – kaum Erwähnung fand aber, dass die meisten Siege mit Hilfe von Dopingmitteln zustande gekommen waren. Dabei gilt der Anabolikakonsum etwa der Weitspringerin Heike Drechsler, der Schwimmerin Kristin Otto und der Sprinterin Marlies Göhr als belegt. Der Autor von 118 Biografien ist Volker Kluge, 68. Der Berliner Journalist war jahrelang Ressortleiter bei der

„Jungen Welt“, dem Zentralorgan der DDR-Jugendorganisation FDJ. Zudem war er Pressechef des Nationalen Olympischen Komitees der DDR. Das Ministerium für Staatssicherheit führte ihn als IM „Frank“, er berichtete der Stasi unter anderem über die Eiskunstläuferin Katarina Witt (SPIEGEL 46/1999). Mit einstigen DDR-Genossen ging Kluge in der Datenbank glimpf-

lich um. Er referierte ausführlich den Werdegang von Günter Erbach, dem langjährigen Staatssekretär für Körperkultur und Sport der DDR. Kluge verschwieg jedoch, dass Erbach nach der Wende wegen Beihilfe zur Körperverletzung im Dopingssystem der DDR zu zehn Monaten Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt wurde. Kluge verschwieg auch die Dopingvergangenheit von Dietrich Hannemann, dem Leiter des Sportmedizinischen Dienstes der DDR, der wegen Beihilfe zur Körperverletzung die höchste Geldstrafe der Dopingverfahren erhalten hatte. Auf Anfrage des SPIEGEL am vorigen Donnerstag teilte die Bundesstiftung zunächst mit, ihr sei keine IM-Tätigkeit Kluges bekannt. Sie verlasse sich auf die Herausgeber des Lexikons „Wer war Wer in der DDR?“, das Grundlage der Datenbank sei. Erst danach prüfte die Bundesstiftung die Vorwürfe und korrigierte die Biografien von Erbach, Hannemann und Kluge.



SVEN SIMON / IMAGO

DDR-Sprinterin Göhr 1983

FUSSBALL

Im Reich der Betonkönige

Mit astronomischen Gagen locken chinesische Clubs Stars wie Lucas Barrios ins Land. Der frühere Dortmunder Torjäger wechselte zum Meister Guangzhou. Glücklicherweise wirkt er dort nur, wenn im Fernsehen Bundesliga läuft.

Der Oleander blüht, es riecht nach Bruschetta und Espresso, am Springbrunnen spritzen sich Kinder mit Wasser nass. Dann laufen sie hinüber zu ihren Eltern, die in der Sonne dösen. Im Oggi, einem kleinen italienischen Restaurant in der südchinesischen Millionenstadt Guangzhou, sitzt der Fußballer Lucas Barrios, 28, beim Mittagessen und schaut in den Park hinaus. „Is' schön hier, was?“, sagt er auf Deutsch, mit spanischem Akzent. „Eine echte Aventura, dass ich nach China gekommen bin.“

Barrios ist größer als alle anderen Gäste im Oggi, sein Teint deutlich dunkler. Er trägt ein enges schwarzes T-Shirt, unter dessen Ärmeln seine perfekt gestochenen Tattoos heraus schauen. Die Leute an den Nachbartischen haben ihn sofort erkannt, als er hereingehumpelt kam. Sie nicken ihm freundlich zu, wenn sich ihre Blicke kreuzen. Er lächelt zurück.

Unten in der Tiefgarage der Luxuswohnanlage Canton Place steht sein Ge-

ländewagen, oben auf dem Balkon seines Apartments ein Riesengrill, auf dem er argentinische Steaks brät. Barrios lebt an einem Ort, an dem sich China anfühlt wie Florida. Er hat einen Fahrer, einen Übersetzer, mit dem er herzlich lachen kann, und Fans, die ihn bewundern, ohne aufdringlich zu sein. Er hat einen Vertrag beim chinesischen Meister FC Evergrande, der zwölf Millionen Euro ausgab, um ihn von Dortmund nach Guangzhou, auch bekannt als Kanton, zu holen. Er verdient knapp 130 000 Euro die Woche, mehr als die meisten Bundesliga-Profis.

Lucas Barrios ist unglücklich in China. „Drei Jahre noch“, sagt er und schaut wieder zu den Kindern in den Park hinaus. „Ich weiß es nicht.“

Das Tianhe-Stadion am Abend zuvor, Saisonauftakt für Chinas Super League, Barrios steht in der Startelf gegen Shanghai Shenxin. 500 Kinder von der Evergrande-Fußballschule tragen die Nationalhymne vor, 40 000 Zuschauer singen

mit. Über der Nordtribüne leuchtet der Wolkenkratzer eines chinesischen Investmentriesen, über der Südtribüne strahlen die Türme des Marriott, des Sheraton, der Bank of China. Alle paar Monate kommt ein neues Hotel, eine Shopping-Mall, ein Glaspalast dazu. Das Stadion, kaum 30 Jahre alt, ist längst das schäbigste Gebäude im Zentrum von Guangzhou.

Das Match läuft nicht gut für Barrios. Kurz vor der Halbzeit fasst er sich an die Leiste: eine falsche Bewegung, Auswechslung. Das Spiel endet 5:1 für Evergrande, doch die Tore schießen andere: der Chinese Gao Lin, gekauft für 900 000 Euro; der Brasilianer Muriqi, gekauft für 3 Millionen; dessen Landsmann Elkeson, erworben für 5,7 Millionen; und der Argentinier Darío Conca, Transfersumme 8 Millionen, Jahresgehalt 7 Millionen.

Einer kassiert noch mehr: der Trainer Marcello Lippi, 65, Weltmeister mit Italien 2006, seit vorigem Mai in Guangzhou, Jahresseinkommen 10 Millionen Euro. Mit ihm



Barrios in Guangzhou

kam auch der Arzt des italienischen Nationalteams. Der fliegt alle paar Wochen aus Rom ein, um bei den Millionären von Guangzhou Knöchel und Knie zu warten. Barrios schickt er am Morgen nach dem Auftaktspiel erst mal zum Ultraschall. Ergebnis: Muskelfaserriss, drei bis vier Wochen Pause. Es ist bereits die dritte Verletzung, seit der Stürmer nach China kam.

Lippi kann die Mühe nicht verbergen, die es ihn kostet, sein astronomisches Gehalt zu rechtfertigen. Er herrscht Untergebene und Journalisten an und schwänzt, wofür er dann bestraft wird, gern einmal eine Pressekonferenz.

Barrios ist eher melancholisch. Ihn plagt die halbe Million nicht, die er jeden Monat einstreicht, ohne bislang viel erreicht zu haben. Er redet nicht schlecht über Evergrande, er redet überhaupt kaum über seinen Arbeitgeber. Die Stunden nach dem Ultraschall verbringt er am Telefon mit dem Nationaltrainer von Paraguay. Dass er schon wieder nicht für

das Geburtsland seiner Mutter antreten kann, dessen Staatsbürgerschaft er eigens dafür annahm, bekümmert ihn mehr, als dass er drei Ligaspiele versäumen wird. Er sitzt bei seinem Lieblings-Italiener am Perfluss, hofft, dass sein Muskelfaserriss verheilt, und denkt an Paraguay.

In Yujing Bandao bereitet sich der Rest der Mannschaft unterdessen auf das nächste Spiel der asiatischen Champions League vor. Bis auf Barrios und Conca residieren fast alle in dieser Anlage am Stadtrand von Guangzhou, die aussieht wie ein ins Absurde aufgeblasenes Versailles. „Halbinsel des kaiserlichen Ausblicks“ heißt das Ensemble aus barock anmutenden Gärten, Villen, einem Hotel und 53 Hochhäusern.

Errichtet hat dieses Oberschichten-Ghetto für 20 000 Menschen der Immobilienkonzern Evergrande, der dem Club aus Guangzhou den Namen gab. Das Unternehmen zählt zu den größten seiner Art in China und baut dort Büros und Wohnungen. Die Geschäftszahlen erschließen



GETTY IMAGES

sich nur vor dem Hintergrund der gigantischen Urbanisierung, die das Land durchläuft. 2012 hat Evergrande Immobilien im Wert von elf Milliarden Euro verkauft.

Etwas 135 Millionen davon hat sein Gründer Xu Jiayin, 54, in den Fußballclub investiert, den er 2010 erwarb, aus der zweiten Liga sofort an die Spitze der ersten führte – und der ihm offenbar sehr am Herzen liegt. Der Firmenboss kaufte nicht nur teuerste Spieler der Super League, er brachte sie auch im selben Palasthotel unter, in dessen Südflügel er seine eigenen Gemächer hat. Er überlässt ihnen die Yacht, die unten am Pier liegt, mitunter schickt er die Fußballprofis sogar mit seinem Privatjet zu einem Spiel.

Man könnte Herrn Xus Leidenschaft für den Ballsport für eine Marotte halten, jener vergleichbar, mit der sich Oligarchen und Scheichs Clubs im Westen kaufen. Damit würde man aber eine Besonderheit in Chinas Fußball übersehen: Xu ist nur ein Bauunternehmer unter vielen. 13 der 16 Erstligisten gehören Immobilienkonzernen, und deren Präsidenten zählen zu den schillerndsten Figuren des chinesischen Wirtschaftswunders.

Der Chef von Evergrande, der derzeit siebtreichste Mann Chinas, ist Mitglied der Kommunistischen Partei und der Konsultativkonferenz, die sich im März in Peking zu ihrer Jahrestagung traf. Für ein Interview stand er nicht zur Verfügung. Im Vorjahr hatte er Aufsehen erregt, weil er zum Kommunistentreffen in der Großen Halle des Volkes mit einem Hermès-Gürtel erschien, der, wie Chinas Blogger ermittelten, über 700 Euro gekostet hatte.

Die Liaison zwischen Bau- und Fußballgewerbe ist von jener Kraft getrieben, die in China vieles bewegt – der Aussicht auf immer höhere Gewinne. Wie die genau zustande kommen, ist nicht auf Anhieb zu verstehen. Die teuersten Tickets



H. M. PRESS

Werbe-Ikone Beckham in Peking: Chinesischer Zeitplan

bei Evergrande kosten umgerechnet 17 Euro. Selbst ein ausverkauftes Stadion reicht so kaum aus, um nur eines von Barrios' Monatsgehältern zu bezahlen.

Das Geschäftsmodell funktioniert offenbar anders. „Bauunternehmer brauchen Bauland“, sagt ein Beobachter in Guangzhou und bittet darum, seinen Namen nicht zu drucken. „Dafür benötigen sie Verbindungen in der Politik. Und dafür wiederum hilft es, einen Club zu besitzen.“ Fußball sei in der Volksrepublik der mit Abstand beliebteste Zuhauersport, deshalb investierten die Tycoons so viel: „Noch rechnet sich das Modell, sonst würden sie es nicht tun.“

So kamen und gingen Stars wie Didier Drogba und Nicolas Anelka, und so setzen auch Europas Top-Clubs auf China. Jeden Sommer fliegen Vereine wie Arsenal, Manchester City oder Bayern München ein, um sich ihren chinesischen Fans zu zeigen; Juventus Turin und der SSC Neapel trugen im vorigen Jahr den italienischen Supercup im Peking Olympiastadion aus.

Spaniens und Italiens Ligen haben den Markt in Asien schon länger für sich entdeckt. Seit 2010 finden Sonntagsspiele der Serie A, seit 2011 manche der Primera División bereits zur Mittagszeit statt – wider die Sitte der mediterranen Siesta, aber zum Vorteil Hunderter Millionen Fans, die zur asiatischen Primetime europäischen Fußball sehen können. „Horario chino“ nennt sich das in Spanien, chinesischer Zeitplan.

Am weitesten geht der britische Fußball- und Selbstvermarkter David Beckham, 37, der nicht ausschließt, seiner Ehrenrunde bei Paris Saint-Germain noch eine weitere in China anzufügen. Fürs Erste hat er mit dem chinesischen Verband einen Zwei-Millionen-Euro-Vertrag abgeschlossen, um Werbung für die Super League zu machen. Vor gut drei Wochen

flog er nach China und kickte schon einmal ein paar Bälle mit Jugendmannschaften in Peking, Wuhan und Qingdao.

Werbung kann die Liga brauchen, denn die zarte Blüte des chinesischen Fußballs gedeiht auf einem Misthaufen von Affären. Als er Anfang 2012 nach China gekommen sei, berichtet Georg Meyer, der deutsche Physiotherapeut bei Evergrande, hätten ihn die Spieler vorgewarnt: Er solle sich nicht wundern, wenn ihm manche Entscheidungen der Schiedsrichter unprofessionell erschienen. „Die meisten guten Schiedsrichter sitzen im Knast.“

Drei Jahre hat die Justiz benötigt, den Sumpf aus Korruption und Wettskandalen trockenzulegen, in dem die erst 1994 gegründete Profiliga versunken war. 33 Spieler, Schiedsrichter und Funktionäre wurden im Februar mit lebenslangen, 25 weitere mit mehrjährigen Sperren belegt. Doch dass die Liga nun sauber sei, darauf mag auch jetzt keiner wetten.

„Chinas Fußball ist ein Mikrokosmos der chinesischen Gesellschaft“, sagt der Schotte Cameron Wilson, der unter dem Namen wildeastfootball.net in Shanghai eine vielbeachtete Website betreibt. „Hier wie dort mangelt es an Transparenz, hier wie dort geht es nicht nach den Regeln eines Rechtsstaats zu.“

Doch als Abbild des weltweit ebenso verklärten wie dämonisierten chinesischen Modells erfülle dieser Sport eine bedeutende Aufgabe, sagt Wilson: Der Fußball ziehe den Zorn über vieles an, was in China allgegenwärtig sei, sich in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft aber nicht offen benennen lasse – Ungerechtigkeit, Willkür, Nepotismus, Inkompetenz.

Letzteres betrifft vor allem die Nationalmannschaft, die von Chinas Sportreportern auf eine Weise kritisiert wird, für die ihre politischen Kollegen verhaftet würden. Als das Team Anfang Februar

in einem Qualifikationsspiel zum Asien-Cup Saudi-Arabien unterlag, bezeichnete eine Zeitung den Trainer als „Sha bi“, „dumme Fotze“. Im Fadenkreuz der Geschichte stand weniger der Trainer selbst als der staatliche Fußballverband, der den Spanier José Antonio Camacho im August 2011 geholt hatte – für Lippi-hafte acht Millionen Dollar Jahresgehalt, aber mit einer desolaten Bilanz: China, vor einem Jahr auf Platz 66 der Weltrangliste, steht heute auf Platz 109, die Qualifikation zur WM 2014 in Brasilien ist gescheitert.

Der Vorstellung, dass selbst im erfolgsverwöhnten China die eigenen Fähigkeiten mitunter hinter den Erwartungen zurückbleiben, verschließt sich Evergrande-Boss Xu Jiayin bislang. Lippi muss den Club zum dritten Meistertitel führen, das wird vorausgesetzt. Vor allem aber will Xu, dass sich Guangzhou Evergrande als erste chinesische Vereinsmannschaft in Asien etabliert – und der alljährlichen Schmach ein Ende macht, dass Teams aus Japan, Korea und vom Persischen Golf das große China deklassieren.

Die Namen stimmen. Die Gehälter müssten reichen. Die ersten Ergebnisse in der asiatischen Champions League – drei Siege, ein Unentschieden – sind in Ordnung. Aber was, wenn der Erfolg trotzdem ausbleibt? Wenn Herr Xu einfach die Lust verliert? Oder eine effektivere Methode findet, seinen Konzern unter den Mächtigen zu vernetzen?

Es interessiert Lucas Barrios nicht wirklich, ob China eine Fußballgroßmacht wird oder nicht. Er selbst wird nicht dabei sein. Er fühlt sich abgeschnitten in dem Land, das sich als neues Zentrum der Welt versteht. Seine Vaterstadt Buenos Aires liegt, von Guangzhou aus betrachtet, exakt am anderen Ende der Welt. Es gibt keine Direktflüge von China nach Südamerika, und er kann seinen Eltern nicht mehr zumuten, mehr als 30 Stunden lang über Brasilien und Katar nach China zu fliegen, um dort todmüde ihrem verlorenen Sohn in die Arme zu fallen.

„Das war in Dortmund anders“, sagt er. Ach, Deutschland, dessen Sprache er zärtlich konserviert, nach dessen Bratwürsten er sich verzehrt und wo er sein in China verdientes Geld investiert. „Die Südtribüne! Das kannst du dir nicht vorstellen!“, fährt er seinen verdutzten Übersetzer an: „Ich habe zweimal gegen Bayern getroffen!“ So wird er über China nie reden.

Samstagnachmittag im Oggi in Guangzhou. In Paraguay gehen gerade die Letzten schlafen, in Deutschland stehen die Ersten auf. Auch Lucas Barrios erhebt sich, er humpelt in den Park hinaus und nimmt den Fahrstuhl in sein leeres Apartment hinauf. Er muss seinen Festplattenrecorder programmieren. Neun Stunden noch, dann ist wieder Bundesliga. Er will Borussia Dortmund spielen sehen.

BERNHARD ZAND

FREIZEITSPORT

Satanische Ferse

Viele Läufer steigen von herkömmlichen Laufschuhen auf komfortlose Minimalschuhe um. Doch heißt natürlicher zu rennen auch gesünder zu rennen?

Mark Cucuzzella, Professor für Familienmedizin an der Universität von West Virginia, hat es bis ins Hauptquartier des amerikanischen Verteidigungsministeriums geschafft, um die Truppen für seinen Kampf zu mobilisieren.

Vor ihm standen zwei Dutzend Offiziere, die das Blau der Luftwaffe trugen und das Khaki der Marine. „Stellen Sie sich vor, Sie würden Seilchen springen“, sagte er, und die Offiziere fingen an zu hüpfen. „Schön abheben, gleichmäßig und locker.“ Die Kampfstiefel der Soldaten krachten auf den Teppich. „Energie speichern, Energie freilassen – so funktioniert effizientes Laufen.“

Was Cucuzzella, 46, damit sagen wollte, ist dies: Der natürliche Laufschrift ist ein Sprung.

Cucuzzella ist ein schmaler Mann, typische Läuferfigur. Mit 13 rannte er einen Halbmarathon, in 1 Stunde und 23 Minuten. Als Student lief er einen Marathon regelmäßig unter 2 Stunden und 25 Minuten, und mit 34 litt er in beiden Füßen an Arthritis.

Nach der Operation rieten ihm die Ärzte, sich einen neuen Sport zu suchen. Cucuzzella kaufte sich lieber ein Paar sogenannter Minimalschuhe. Diese Schuhe dämpfen kaum, stützen den Fuß nur ein bisschen, und sie führen ihn auch nur wenig. Minimalschuhe sind leicht, die Sohle ist dünn und flach. Darin zu rennen fühlt sich an, als wäre man barfuß unterwegs.

Cucuzzella läuft nach wie vor Marathon. Ohne Schmerzen. Das hat ihn zum Glaubenskrieger werden lassen, der an mehreren Fronten kämpft. Er hält Vorträge, er bloggt, veröffentlicht Videos im Netz, weil er überzeugt davon ist, dass es nur eine richtige Art des Laufens gibt: die ohne Schnickschnack an den Füßen. In Schuhen, die kaum mehr sind als Socken. Die nur vor Kälte und Steinen schützen und die natürliche Bewegung so gut wie nicht einschränken.

So wie er denken inzwischen zahlreiche Läufer. „Natural Running“ heißt die Welle, die anschwillt und um die Welt rollt. Dies wird nun zu beobachten sein, wenn die Marathonsaison beginnt. In den USA werden mittlerweile jährlich für etwa 300 Millionen Dollar Minimalschuhe verkauft, in Deutschland lag der Marktanteil 2008 bei 1,6 Prozent, vor zwei Jahren war er bereits neunmal so hoch.

Es ist ein Kampf der Systeme. Rund drei Viertel aller Freizeitläufer sind Fersenläufer, sie setzen also den Fuß mit der Hacke auf. Dicke Gel- oder Luftkissen in den Sohlen sollen den Aufprall abfedern.

Gepolsterte Fersen sind satanische Fersen für die Anhänger der Minimalschuhe. Ein Läufer, der auf Minimalschuhe umsteigt, setzt den Fuß flacher auf, mit dem Mittel- oder dem Vorfuß zuerst. Das gilt als natürlichste Art zu laufen.



Läufer in Barfußschuhen: „Eine einzige Wohltat“

Vor drei Jahren veröffentlichten Evolutionsbiologen und Mediziner eine Studie der Universität in Harvard zum Laufstil von Kenianern vom Stamm der Kalenjin. Einige der besten Marathonläufer sind Kalenjin. Der Test ergab, dass nahezu kein Proband Fersenläufer war.

Der Mediziner und Lauftrainer Matthias Marquardt aus Hannover sagt: „Natural Running ist leichter und effektiver

als Fersenlaufen. Die Bewegung ist flüssiger, die Bodenkontaktzeit sehr kurz.“

Marquardt war als Triathlet selbst Leistungssportler, doch irgendwann quälte ihn sein Fuß. Er lief von einem Arzt zum nächsten, er versuchte es mit Einlagen. Nichts half. Besser wurde es erst, als er sich die Absätze seiner Laufschuhe abschleifen ließ und begann, barfuß über einen Rasenplatz zu rennen.

„Natural Running ist eine einzige Wohltat“, sagt Marquardt. Alle Muskelgruppen, Bänder und Sehnen im Fuß würden trainiert. „Man läuft schneller, auf der Marathondistanz kann es einige Minuten ausmachen. Es ist ein Zaubermittel gegen Läuferkrankheiten wie das Schienbeinkantensyndrom oder das Läuferknie.“

Einer der ersten Natural Runner im Spitzensport war Abebe Bikila aus Äthiopien. Er gewann 1960 bei den Olympischen Spielen in Rom die Goldmedaille im Marathon – barfuß. Die Südafrikanerin Zola Budd wurde weltberühmt, weil sie stets ohne Schuhe rannte. Der Amerikaner Meb Keflezighi lief beim olympischen Marathon vergangenen August in London als Vierter ins Ziel, er trug Minimalschuhe.

Zum Trend entwickelt hat sich das Natural Running durch das Buch „Born to Run“. Es erschien 2009, und Christopher McDougall schreibt darin: „Laufschuhe sind vielleicht die zerstörerischste Kraft, mit der es der menschliche Fuß je zu tun bekam.“

Gert-Peter Brüggemann, Leiter des Instituts für Biomechanik und Orthopädie an der Sporthochschule in Köln, sieht die Sache differenzierter. Der Anteil jener Läufer, die sich mindestens einmal im Jahr verletzen, beträgt seit 30 Jahren fast konstant etwa 50 Prozent. Und das liege wohl weniger an den Schuhen, sagt Brüggemann, als an den Läufern. „Heute läuft eine ganz andere Klientel als vor 20 Jahren.“

Und Frank Hofmann, Lauftrainer und Chefredakteur der Zeitschrift „Runner's World“, betrachtet Natural Running eher skeptisch. Er meint, es sei ein Trugschluss zu glauben, dass Minimalschuhe das Verletzungsrisiko senken würden. Barfußschuhe entlasteten zwar das Kniegelenk, könnten aber Probleme an der Achillessehne verursachen.

„Wer nicht aus dem kenianischen Hochland kommt, aber unbedingt nur noch mit Barfußschuhen unterwegs sein möchte“, sagt Hofmann, „der kann ernsthafte Schwierigkeiten bekommen.“

LUKAS EBERLE, MAIK GROSSEKATHÖFER

RAUCHEN

Für Frauen war der Sozialismus gesund

Ein Leben in der DDR machte krank und führte verglichen mit einer Existenz im Westen zu einem frühen Tod. Dies galt bisher als ausgemacht – doch diese Formel hat nicht mehr für alle Bevölkerungsgruppen Bestand, wie Wissenschaftler des Rostocker Max-Planck-Instituts für Demografische Forschung herausgefunden haben. Im Jahr 2000, schreiben Mikko Myrskylä und Rembrandt Scholz im „International Journal of Epidemiology“, habe sich eine Wende nach der Wende vollzogen. Auf Ostfrauen im Alter zwischen 50 und 64 Jahren lastet seither ein geringeres Sterberisiko als auf gleichaltrigen Westfrauen. Das Leben im Sozialismus ist ihnen offenbar gesundheitlich gut bekommen – und die Forscher wissen auch, woran das

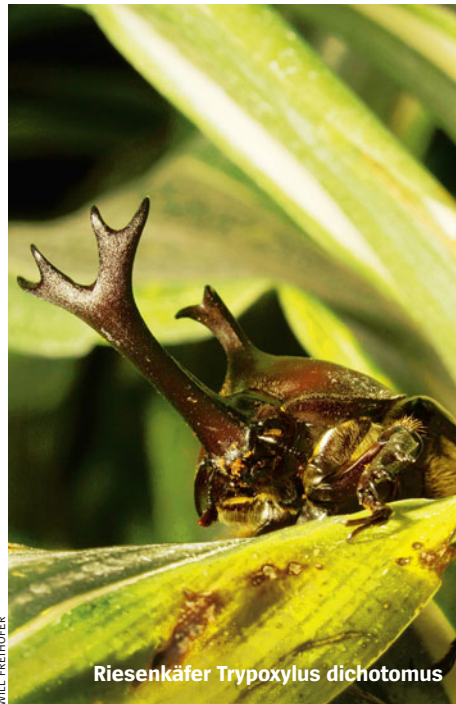


CRISTINA PEDRAZZINI / SPL / AGENTUR FOCUS / XPPOOL

lag: Unter DDR-Bürgerinnen war das Rauchen bei weitem nicht so verbreitet wie bei ihren Geschlechtsgegensinnen in der alten Bundesrepublik. Die Lungenkrebs-Sterblichkeit unter älteren Frauen in den neuen Bundesländern liegt daher kaum halb so hoch wie im Westen. Bei Männern zeigt sich ein solcher Effekt nicht, weil sie in beiden Teilen Deutschlands gleichermaßen stark qualmten. Ob die geringere Zahl von Ostraucherinnen auch damit zusammenhängt, dass sie aggressiver Tabakwerbung („Ich rauche gern“) weniger intensiv ausgesetzt waren, wissen die Forscher indes nicht.

TIERE

Käfer im Windkanal



WILL FREIHOFER

Riesenkäfer Trypoxylus dichotomus

Aus ihrem Kopf ragt ein Horn, das mehr als halb so lang sein kann wie der Körper. Mit dieser monströsen Forke schaufeln männliche Riesenkäfer der Art Trypoxylus dichotomus Gegner aus dem Weg. Schon länger fragen sich Insektenforscher, wie sehr das Kampfhorn die Tiere beim Fliegen behindert. Die Biologin Erin McCullough von der University of Montana hat dieses Rätsel nun experimentell gelöst. Bei Versuchen im Windkanal fand die Forscherin heraus, dass die Riesengabel für die fast aufrecht fliegenden Tiere kein Handicap darstellt. „Das Gewicht und der Luftwiderstand der Hörner erhöhen die zum Fliegen erforderliche Kraft um weniger als drei Prozent – das gilt auch für die größten Männchen“, berichtet McCullough im Fachblatt „Proceedings of the Royal Society B“. Die Erklärung: Die Chitin-Waffe ist hohl; auf die Gesamtmasse der Käfer und ihren Körperschwerpunkt wirkt sie sich so gut wie nicht aus.

NATURKATASTROPHEN

Urwelt in Flammen

Ein globaler Feuersturm vor rund 66 Millionen Jahren könnte die gesamte irdische Vegetation in Glut und Asche verwandelt haben. Zu diesem Ergebnis kommen Forscher um den Geologen Douglas Robertson von der University of Colorado, welche die Auswirkungen des bekannten Asteroideneinschlags auf

der mexikanischen Halbinsel Yucatán neu untersucht haben. Ihrer Theorie zufolge wurden durch die Kollision gewaltige Gesteinsmassen pulverisiert und in die Erdatmosphäre geschleudert. Als das Auswurfmaterial zurückfiel, könnten sich die oberen Schichten der Lufthülle so stark erhitzt haben, dass der Himmel stundenlang

glühte. Die Folge: Flächendeckend brachen auf dem Planeten Wald- und Buschbrände aus, die 80 Prozent aller Tierarten vernichteten – darunter die Dinosaurier. Das Feuerszenario stützen die amerikanischen Wissenschaftler auf die Neubewertung der Holzkohle- und Rußablagerungen in den Sedimenten, die aus der Zeit des Asteroideneinschlags stammen.

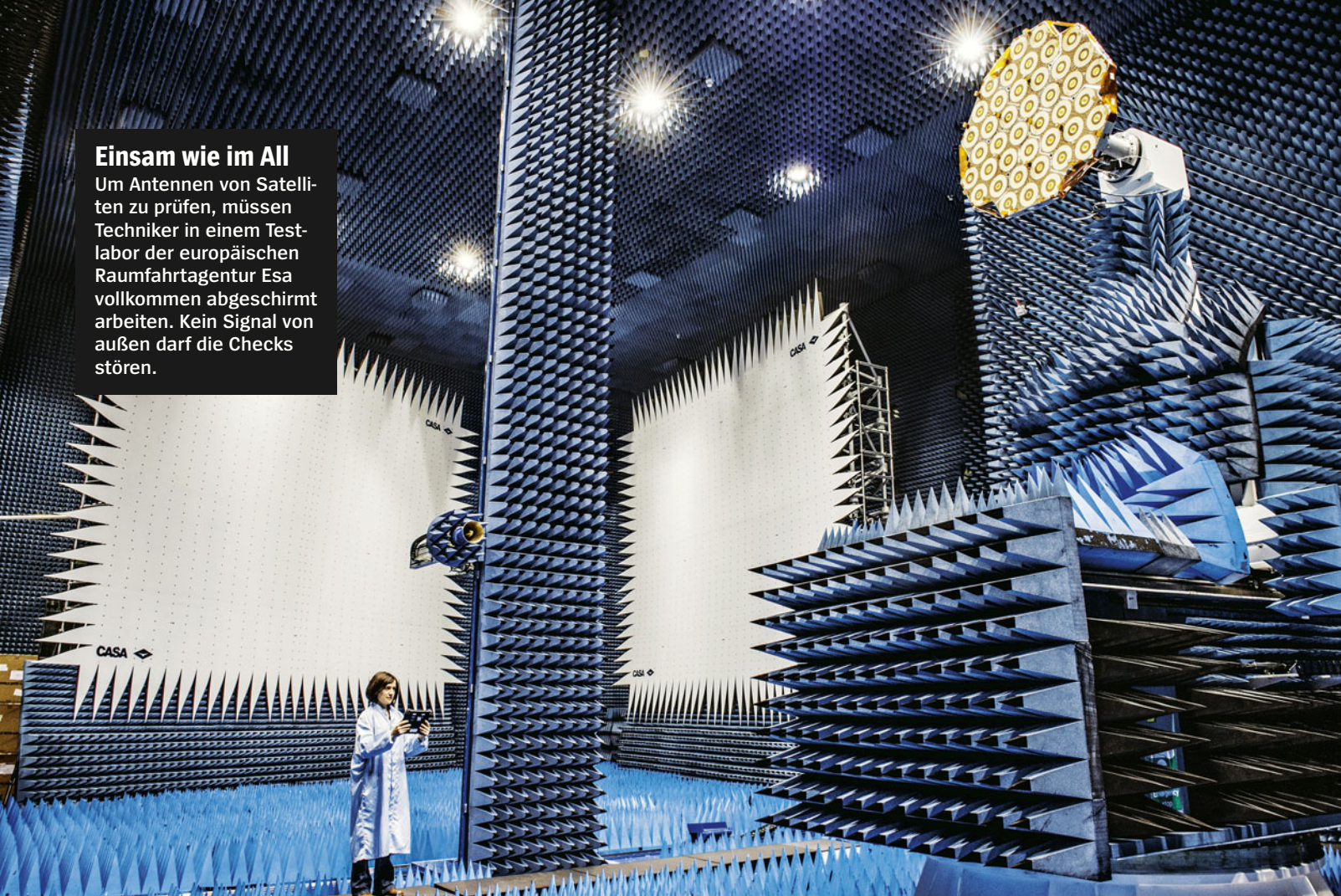


SCIENCE PHOTO LIBRARY / AGF

Asteroideneinschlag in der Urzeit (Zeichnung)

Einsam wie im All

Um Antennen von Satelliten zu prüfen, müssen Techniker in einem Testlabor der europäischen Raumfahrtagentur Esa vollkommen abgeschirmt arbeiten. Kein Signal von außen darf die Checks stören.



ANNEKE LE FLOCH / ESA

ARCHÄOLOGIE

Gärten der Maya

Die Landwirte der Maya gingen offenbar sorgsamer mit den Ressourcen der Natur um als bislang angenommen. Bei Ausgrabungen in Cerén, einer kleinen Mayasiedlung im heutigen El Salvador, die im späten sechsten Jahrhundert nach einem Vulkanausbruch unter meterhohen Ascheschichten verschüttet worden war, sind Archäobotaniker von der University of Cincinnati auf regelmäßig angelegte Felder mit sauberen Ackerfurchen gestoßen. Der Fund widerspricht der Annahme, dass die Mayabauern hauptsächlich Brandrodung betrieben und ständig neue Felder angelegt hätten. Auch Obstgärten dürften sie rund um ihre Behausungen angelegt haben. Neben großen Mengen von Tanniapflanzenresten entdeckte das Team um den Biologen David Lentz die erste komplette Mayaküche mit dem dazugehörigen Gemüsegarten: „Wir konnten erkennen, was sie um das Haus herum angepflanzt hatten“, berichtet Lentz. Allein in einem Gebäude zählten die Forscher über 70 Keramikgefäße für die Aufbewahrung von Feldfrüchten.

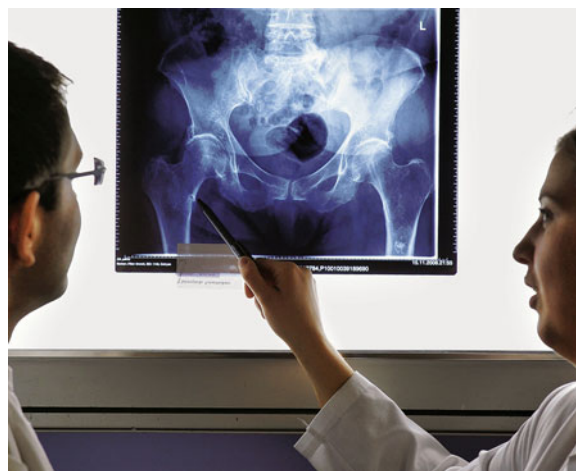
MEDIZIN

Röntgentrainer für Unfallchirurgen

Mit einer Übungs-DVD für den heimischen Computer können angehende Unfallchirurgen Erfahrungen beim Auswerten von Röntgenbildern sammeln. Das Ende März in erweiterter Auflage erschienene Programm enthält über 2000 anonymisierte Röntgenaufnahmen aus Klinikarchiven, die alle Bereiche des menschlichen Skeletts umfas-

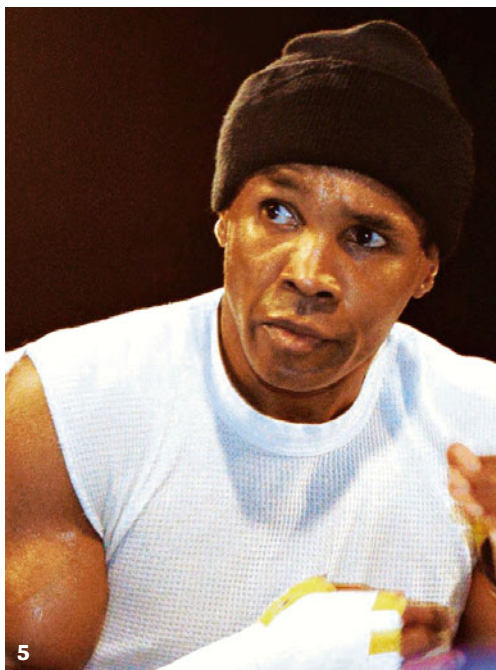
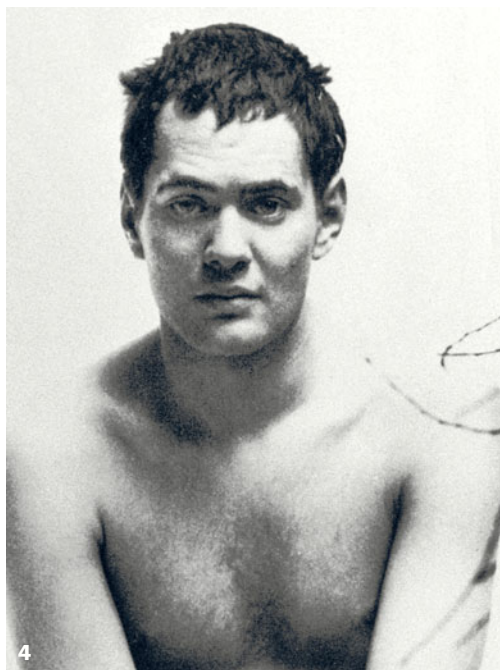
sen. Die Benutzer können das Lesen der Bilder so trainieren, als stünden sie in der chirurgischen Ambulanz eines Krankenhauses: Zwischen Aufnahmen von Gesunden finden sich nach dem Zufallsprinzip Bilder mit schwer zu erkennenden Brüchen; die Mediziner müssen die auffälligen Befunde herausfischen und mit der Maus auf dem

Röntgenbild markieren – der Computer teilt ihnen anschließend mit, ob sie mit der Diagnose richtigliegen. Der von einem Team um den Duisburger Unfallchirurgen Ole Ackermann entwickelte Röntgentrainer richtet sich vor allem an junge Assistenzärzte in den ersten Berufsjahren, die bei den Bereitschaftsdiensten meist auf sich gestellt sind. „Im Prinzip könnte man die Vorzüge dieser Lernmethode auf alle anderen bildgebenden Verfahren in der Medizin übertragen“, erklärt Ackermann.



JOCHEN LÜBKE / DPA

Ärzte bei Begutachtung eines Röntgenbilds



Raubtiere ohne Kette

Könnte man auch Karriere machen, statt zum Serientäter zu werden? Seelenkundler entdecken den Typus des beruflich erfolgreichen Psychopathen.

Ein britischer Gelehrter glaubt sogar, dass jeder von den Gestörten lernen kann.

Auf der Suche nach dem Monster in sich ließ sich Kevin Dutton, Professor am altehrwürdigen Magdalen College der Oxford-Universität, auf einen Stuhl festschnallen. Dann wurde der Kopf des Gelehrten mit einem Geschirr fixiert und sein Gehirn einem elektromagnetischen Feld ausgesetzt.

Die Prozedur diente dazu, die Funktionsfähigkeit seines Gefühlszentrums zu stören. Nach wenigen Augenblicken spürte der Proband, wie „die ersten Anzeichen einer subjektiven moralischen Arroganz“ in ihm aufbrandeten.

In diesem Zustand übersteigerten Selbstvertrauens spielten die Experimentatoren Dutton ein Video mit gräuslichen Inhalten vor; zu sehen waren in dem Film Menschen, die gefoltert, verstümmelt und hingerichtet wurden. Duttons unmittelbare Reaktion auf die Horrorschau: „Um ehrlich zu sein, fällt es mir schwer, ein Lächeln zu unterdrücken“, bekundete er gegenüber dem Laborpersonal.

Messergebnisse bestätigten, dass der Zustand moralischer Fragwürdigkeit nicht gespielt war. Duttons Herz schlug ruhig, seine Gehirnströme zogen trotz der gezeigten Gewaltextzesse in sanften Wellen dahin. Die Transformation war geglückt. Für einige Momente betrachtete der englische Psychologe die Welt mit ähnlicher Gewissenlosigkeit wie jene merkwürdigen Gestörten, deren seelische Abgründe er erforscht: Psychopathen.

„Diese Menschen können ihre Opfer mit so viel Anteilnahme foltern und verstümmeln wie unsereiner, wenn er eine Weihnachtsgans tranchiert“, sagt Robert Hare. Um 1980 herum entwickelte der kanadische Psychologe erstmals ein Instrument, mit dem sich Psychopathen einigermaßen zuverlässig identifizieren lassen. Seine Checkliste wird bis heute in der US-Psychiatrie verwendet.

Allerdings hat der Psychotest auch einen Nachteil: Er ist auf kriminelle Gewalttäter zugeschnitten und erfasst nur jene, die aufgrund abscheulicher Taten

im Gefängnis gelandet sind. Viele Experten sind inzwischen jedoch sicher, dass psychopathische Serientäter nur die extreme Ausprägung einer verbreiteten seelischen Störung darstellen.

Die weitaus größere Zahl von Psychopathen, vermuten die Forscher, läuft frei herum und zeichnet sich teilweise sogar durch besonderen Erfolg im Beruf aus. Mit ihren schwerkriminellen Pendants teilen diese Menschen zwar die Eigenschaft beinahe völliger Furchtlosigkeit und Gefühlskälte – anders als den inhaftierten Killern gelingt es ihnen jedoch, die Störung in einen Vorteil umzumünzen: Sie zerstückeln niemanden, sondern machen Karriere.

Psychologen bezeichnen diese Vertreter der verstörenden Geistesdeformation deshalb als erfolgreiche Psychopathen. „Aufgrund irgendeines darwinistischen Narrenstreichs besitzen sie genau die Persönlichkeitsmerkmale, für die viele von uns alles geben würden“, sagt Dutton. Das Selbstbewusstsein dieser Sorte Mensch funkelt stets auf höchster Frequenz. Kaum je plagt sie ein Anflug von Selbstzweifeln oder schlechtem Gewissen. Dutton ist deshalb überzeugt, dass Durchschnittsmenschen von der psychopathischen Art des Denkens lernen können.

„Psychopathie ist wie Sonneneinstrahlung. Wenn man zu viel davon abbekommt, ist sie gefährlich. Aber bei einem vernünftigen Umgang hat sie einen positiven Einfluss auf das Wohlbefinden und die Lebensqualität“, behauptet der Psychologe in einem Buch, das in dieser Woche in Deutschland erscheint*.

Lange galt es unter Experten als nahezu ausgeschlossen, dass Psychopathen überhaupt in ein annähernd normales Berufsleben integriert werden könnten. Ihre Sprunghaftigkeit, Impulsivität, Verantwortungsllosigkeit und ihr übersteigertes Gefühl der eigenen Wichtigkeit machten es diesen Menschen unmöglich, für längere Zeit einen Job zu behalten, davon waren die Psychologen überzeugt.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit, so die Experten, müsse der psychopathische Lebensstil früher oder später hinter Gittern enden. Entsprechend konzentrierte sich die Forschung auf jene menschlichen Monstrositäten, die dazu neigen, ihre Opfer in Kellerverliesen zu foltern, zu häuten und auszuweiden.

Erst allmählich dämmert den Psychologen, dass sich die von der Persönlichkeitsstörung Betroffenen wie Raubtiere ohne Kette auch in den Spitzenpositionen der Gesellschaft tummeln. Gerade moderne Unternehmen mit ihren sich rasch wandelnden Strukturen stellen den idealen Nährboden für psychopathische Aufsteiger dar. Wie das sogar auf gedeihliche Weise funktionieren kann, beschreibt Dutton am Beispiel von Steve Jobs.

Der Apple-Gründer habe das nötige „Triumvirat“ an Eigenschaften besessen: „Charme, Fokussiertheit und Skrupellosigkeit – drei der offensichtlichsten Merkmale des Psychopathen“, sagt Dutton.

Recht zaghaft waren anfangs die Versuche der Wissenschaft, Psychopathen im Alltagsleben aufzuspüren. In den siebziger Jahren fahndete etwa eine US-Forscherin per Inserat in einer Bostoner Tageszeitung nach gefühlskalten Antisozialen: „Gesucht: Charmante, aggressive, unbekümmerte Leute ohne Verantwortungsgefühl, die aber gut darin sind, andere Menschen zu beeinflussen, und sich selbst am wichtigsten sind.“

Für sein Buchprojekt startete Dutton jetzt eine breit angelegte Untersuchung, um herauszufinden, in welchen Berufen Psychopathen vorwiegend Fuß fassen. Die vorderen Plätze belegen Firmenchefs und Anwälte. Auf Platz vier landeten die Chirurgen. „Sie müssen Leuten ziemlich üble Dinge antun, und das kann man nur,

- 1 Präsident Bill Clinton 1998
- 2 Staatsmann John F. Kennedy 1963
- 3 Ex-Elitesoldat Andy McNab 2005
- 4 Terrorist Andreas Baader um 1963
- 5 Boxer Sugar Ray Leonard 2002
- 6 Guru Bhagwan 1985
- 7 Apple-Gründer Steve Jobs 2010
- 8 Spekulant Bernard Madoff 2009
- 9 Banker Richard Fuld 2008

* Kevin Dutton: „Psychopathen. Was man von Heiligen, Anwälten und Serienmördern lernen kann“. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 320 Seiten; 14,90 Euro.

wenn man die Tatsache abspalten kann, dass da ein Mensch vor einem liegt, an dem man herumschneidet“, lautet Duttons Begründung.

Weit oben auf der Liste, auf Platz acht, liegen auch die Geistlichen – wenig überraschend, findet Dutton: „Psychopathen tun sich immer dort hervor, wo es dynamische Machtstrukturen gibt, die sie kontrollieren und manipulieren können. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Kirche nicht von anderen Unternehmen.“

Verwundert notierte der Wissenschaftler allerdings, wie wenig Berührungsängste die Befragten mit dem Persönlichkeitstest hatten. Darauf angesprochen, dass sie in der Psychopathie-Skala ziemlich weit oben liegen, reagierten die Betroffenen in der Regel völlig entspannt. „Die meisten sagen nur: ‚Das überrascht mich überhaupt nicht. Ich könnte meinen Job gar nicht machen, wenn es anders wäre.‘“

Den Unterschied zwischen einem psychopathischen und einem normalen Unternehmenslenker fasst Dutton so zusammen: „Ein normaler Mensch würde sich in der Toilette einschließen und kotzen, wenn er gerade eine Milliarde versammelt hätte. Der Psychopath geht unverdrossen nach Hause und denkt nicht mehr daran.“

Gemeint sind Finanzjongleure wie der einstige Börsenmakler Bernard Madoff oder der letzte Chef der 2008 untergegangenen amerikanischen Investmentbank Lehman Brothers, Richard Fuld. Madoff hatte einen Investmentfonds nach dem Prinzip eines Schneeballsystems aufgebaut. Der Zusammenbruch des Fonds richtete einen Schaden von rund 65 Milliarden Dollar an.

Perplex fragten sich Beobachter, wie ein Einzelner einen globalen Finanzskandal dieses Ausmaßes anrichten konnte. „Mr. Madoff besitzt offenbar viele jener zerstörerischen Eigenschaften, die für Psychopathen typisch sind“, zitierte die „New York Times“ einen früheren FBI-Profiler. Das „Time“-Magazin analysierte, der für die Planung des Schneeballsystems erforderliche Vorsatz setze „eine Störung voraus, die die Ebene echter Psychopathie erreicht“.

Die Insolvenz der Bank Lehman Brothers übertrifft die Madoff-Pleite sogar noch bei weitem; angeblich hinterließ der Zusammenbruch des Finanzkonzerns Schulden von über 600 Milliarden Dollar. Als Hauptverantwortlicher für den Bankrott gilt Richard Fuld. Sein Lebenslauf kann als Beispiel eines Vorzeigepsychopathen gedeutet werden.

Vor seiner Karriere im Finanzwesen arbeitete Fuld als Pilot der US-amerikanischen Luftwaffe – ein Hochrisikoberuf, wie ihn die nach ständigem Nervenkitzel gerierenden Psychopathen bevorzugt wählen. Auch der Grund für sein Ausscheiden

aus dem Soldatenleben erscheint typisch: Fuld hatte einen Vorgesetzten mit Fäustchen traktiert.

In einem vor wenigen Wochen erschienenen Fachaufsatz attestiert der Psychoanalytiker Mark Stein von der University of Leicester dem einstigen Lehman-Lenker eine Hybris und „Omnipotenz, die von einem überaus aggressiven Verhalten begleitet wurden“. Fuld, bekannt auch unter seinem Spitznamen Gorilla, drohte seinen Gegnern gern an, ihnen das Herz bei lebendigem Leibe herauszureißen und es aufzuessen.

Wichtiger noch: Seit seinem Aufstieg zum Chef des Bankhauses im Jahr 1994 lebte der Selbstverliebte seine Neigung

Empathie, Sturköpfigkeit und herrisches Auftreten.

Wegen dieser verblüffenden Befunde streiten sich die Gelehrten, ob die Häufung solcher Persönlichkeitsmerkmale tatsächlich als Störung zu bezeichnen ist oder ob es sich womöglich eher um eine überhöhte Form eines normalen Verhaltens handelt. Checklisten-Erfinder Robert Hare plädiert dafür, ab einem bestimmten Punktwert in seinem Test eine eindeutige Psychopathie-Diagnose zu stellen.

Kevin Dutton hingegen ist davon überzeugt, dass die Übergänge fließend sind. „Mit der Psychopathie verhält es sich wie bei den Tarifzonen auf einer U-Bahn-Karte. Wir haben es mit einem Spektrum zu



Probant Dutton (l.) bei Laborversuch: „Es fällt mir schwer, ein Lächeln zu unterdrücken“

zur Grandiosität ungehemmt aus. „Das Konzept von Fuld als einem besonderen, einzigartig wertvollen Führer wurde zum zentralen Aspekt in der Unternehmenskultur von Lehman“, analysiert Stein.

In welchem Maß psychopathische Merkmale unter Firmenchefs verbreitet sind, lässt eine Studie der beiden Psychologinnen Belinda Board und Katarina Fritzon erraten. Die Wissenschaftlerinnen verglichen für eine Studie die Wesenszüge von 39 britischen Unternehmern mit denen von über tausend Insassen der englischen Hochsicherheitspsychiatrie Broadmoor.

Verblüfft notierten Board und Fritzon, dass die Manager die Patienten aus der abgeriegelten Nervenlinik in jenen Eigenschaften sogar übertrafen, die dem psychopathischen Spektrum zugeschrieben werden: Unaufrichtigkeit, manipulatives Verhalten, Egozentrik, Mangel an

tun, auf dem fast jeder von uns seinen Platz hat. Nur eine kleine Minderheit bevölkert die Innenstadt.“

Der harte Kern dieses beunruhigenden Menschenschlags gibt den Wissenschaftlern noch immer Rätsel auf. Die Psychologen fragen sich, wieso der verstörende Seelenzustand der Psychopathie überhaupt entstehen konnte – und ob dieser sogar nützlich sein könnte. Handelt es sich womöglich, wie Dutton spekuliert, „um eine heimtückische, evolutionäre Hockepackvariante dessen, was früher in der Menschheitsgeschichte einmal sinnvoll war“?

Denkbar wäre beispielsweise, dass die so furcht- und gewissenlos Handelnden die Nachfahren jener Krieger sind, die in archaischen Gesellschaften das Überleben ihres Stammes sicherten. Möglich sei aber auch, dass es sich um einen „biologischen Blindgänger“ handle, räumt Dutton ein.

Aufschluss könnte die Lösung eines weiteren Mysteriums geben, das die Psychologen neuerdings beschäftigt: Warum gelingt es manchen Psychopathen, aus ihrer Störung überaus erfolgreich Kapital zu schlagen, während andere Betroffene ihr Leben anscheinend von Kindesbeinen an gezielt durch schlimmste Gewaltverbrechen ruinieren?

Lange galt klinischen Forensikern als Gewissheit, dass psychopathisch Veranlagte trotz eines häufig hohen Intelligenzquotienten nicht in der Lage sind, ihre Impulse zu kontrollieren. Diese Menschen dürsteten nach sofortiger Befriedigung ihres Verlangens – selbst wenn es die Tötung eines Opfers erfordert.

Eine realistische Planung ihres eigenen Lebens misslingt ihnen in der Regel. Gutachter sind häufig verwundert über jenen Typus von Häftling, der zwar zu einer langen Haftstrafe verurteilt wurde, aber dennoch seine eigene Zukunft in hellsten Farben ausmalt.

Ganz anders die beruflich erfolgreichen „milden“ Psychopathen: „Sie besitzen die Fähigkeit, das Einfordern der Belohnung aufzuschieben. Das mag durchaus der ausschlaggebende Punkt dafür sein, dass das Pendel zugunsten eines strukturierteren, weniger impulsiven und weniger antisozialen Lebensstils schlägt“, erläutert Dutton.

Mehr noch: Offenkundig besitzen diese Menschen Fähigkeiten, die sie sowohl von ihren kriminellen Artgenossen als auch vom Rest der Bevölkerung unterscheiden. Zwar sei für sie, wie für alle Psychopathen, die Belohnung oder ein Kick die wesentliche Triebfeder ihres Handelns. Doch zugleich, so Dutton, könnten sie weit besser als andere Menschen ihre Aufmerksamkeit messerscharf auf eine vor ihnen liegende Aufgabe richten „und alles Ablenkende gnadenlos herausfiltern“.

Wegen dieser Eigenschaften sei es kein Zufall, dass diese Menschen dort arbeiteten, wo gewöhnlicheren Zeitgenossen die Nerven versagten, argumentiert der Psychologe. Kevin Duttons Lieblingsbeispiele für funktionelle Psychopathen sind der ehemalige britische Elitesoldat und Buchautor Andy McNab und der Boxer Sugar Ray Leonard.

„Leonard hat alle getäuscht mit seinem guten Aussehen und seiner feinen Wortwahl“, sagt Dutton. „Tatsächlich war er das Musterbeispiel eines Sportlers, der über psychopathische Fähigkeiten verfügte. Schwächen seiner Gegner hat er sofort erkannt und dann wie eine Kobra zuge schlagen.“

Mit dem einstigen Anti-Terror-Kämpfer McNab verbindet den Psychologen sogar eine Freundschaft. „Ich finde es wunderbar, mit diesen Leuten rumzuhängen. Aber wenn es zur Sache geht, sind Soldaten solcher Spezialeinheiten eiskalt. Das ist das ideale Betätigungsfeld für ei-

nen funktionellen Psychopathen“, sagt Dutton.

Wie auch das Amt des amerikanischen Präsidenten.

Der Psychologe Scott Lilienfeld von der Emory University im US-Bundesstaat Georgia wagte ein Experiment, das neue Einblicke in das Seelenleben der mächtigsten Männer der Welt erlaubt. Gemeinsam mit einigen Kollegen rekrutierte Lilienfeld einen Pool von 121 Experten, die sich eingehend mit einem oder mehreren der US-Präsidenten beschäftigt hatten.

Die Geschichtskundigen sollten einen umfangreichen Fragenkatalog ausfüllen, den Lilienfeld gemeinsam mit einem Kollegen entwickelt hatte: die „Psycho-



Psychologe Dutton

„Psychopathie ist wie Sonneneinstrahlung“

pathic Personality Inventory“ – eine Art Persönlichkeitsbegutachtung. Anders als der Hare-Test ist Lilienfelds Fragebuckel auf all jene Psychopathen zugeschnitten, die keine Verbrechen begangen haben.

Das Ergebnis der Befragung war irritierend. Auf Spitzenplätzen landeten ausgerechnet zwei Staatenlenker, die in den Augen ihrer Wähler das bessere Amerika verkörperten: John F. Kennedy und Bill Clinton.

Einer der vermeintlich größten Bösewichte der jüngeren US-Geschichte hingegen landete abgeschlagen auf einem hinteren Platz, mit einzigem Abstand hinter Abraham Lincoln: Richard Nixon.

„Es mag überraschen, dass Nixon unter dem Durchschnitt liegt, was psychopathische Eigenschaften anbelangt“, erläutert Lilienfeld, „aber die Historiker haben ihn

vor allem als angespannt, nervös und paranoid beschrieben.“

Ganz anders sein großer Gegenspieler John F. Kennedy: ein gesundheitlich schwer angeschlagener Mann, der dem Volk dennoch das Bild eines kraftstrotzenden Tatmenschen verkaufen konnte; der in der Kuba-Krise die Nerven behielt und dem Gegner Sowjetunion trotzte, obwohl die Welt am Rande eines Atomkriegs stand.

Mit Bill Clinton teilte JFK den promiskuitiven Lebensstil und scheinbar unerschöpfliche Reserven an Charisma. Doch ihren Weggefährten blieben beide Männer merkwürdig fremd. Clinton etwa wirkte auf seinen Berater George Stephanopoulos „wie ein Kaleidoskop“, das für jeden alles sein konnte und dessen wahre Persönlichkeit schwer zu fassen sei.

Gewöhnlich wird Psychopathen ein Mangel an Empathie attestiert. Doch Dutton vermutet, dass die meisten Betroffenen im Gegenteil in besonderer Weise fähig sind, die Empfindungen ihrer Mitmenschen zu entschlüsseln. Nur nutzen sie ihr Wissen dann lediglich zu ihrem Vorteil.

Eine Studie legt nahe, dass Psychopathen im Gesicht ihres Gegenübers sogenannte Mikroausdrücke wahrnehmen können – winzige und unwillkürliche Bewegungen der Gesichtsmuskulatur, die im Bruchteil einer Sekunde ablaufen und die wahre Verfassung eines Menschen offenbaren.

Aufgrund dieser Fähigkeit sind Psychopathen talentiert darin, anderen etwas vorzugaukeln. Laut Dutton stellen deshalb auch Sekten ein ideales Biotop für die skrupellosen Schwindler dar.

So hält etwa der Göttinger Psychologe Borwin Bandelow „das Phänomen Rote Armee Fraktion in der Rückschau für den Auswuchs der Selbstdarstellung eines Einzelgängers“ – Andreas Baader. Dem „charismatischen Terror-Zampano“ sei es in Wahrheit nie um Politik gegangen. „Sein Ziel war das Ausagieren seiner Persönlichkeitsstörung“, analysiert Bandelow.

Wie man seine Anhänger unverblümt und auf überaus komfortable Weise ausbeutet, führte in den siebziger Jahren ein anderer Sektenführer virtuos vor. Der Indier Chandra Mohan Jain, besser bekannt als Bhagwan, predigte seinen Jüngern Bescheidenheit, strebte für sich selbst jedoch den Besitz eines Rolls-Royce für jeden Tag des Jahres an.

Dass seine Anhänger diesen Widerspruch klaglos akzeptierten, kommentierte Bhagwan in der wohl einzig möglichen Weise: „Fünf Prozent der Menschen sind intelligent, die restlichen 95 Prozent sind unsere Anhänger.“

FRANK THADEUSZ



Animation: So erkennt man Psychopathen

spiegel.de/app162013psychopathen
oder in der App DER SPIEGEL

BMW-Elektroauto i3 (Konzept)
Fünf Zentner gespart


AUTOMOBILE

Last der Leichtigkeit

Das Elektromobil i3 von BMW mit seiner Carbonkarosserie steht kurz vor der Serienreife. Wie teuer darf grüner Luxus sein?

Das fortschrittlichste Auto des BMW-Konzerns ist schlecht zu erkennen. Die Prototypen tragen noch Tarnaufkleber mit Kringelmustern. Im Innenraum sind Armaturenbrett und Türverkleidungen mit Tüchern drapiert.

Ein wenig geheim soll es noch bleiben, das Wunderauto von BMW mit der Modellbezeichnung i3. Bereits Ende des Jahres wird es in den Handel kommen. Konzernchef Norbert Reithofer nannte es in Interviews eine „Revolution“. Projektleiter Ulrich Kranz steuert den Wagen durch München und lüftet das Tarntuch vom Armaturenbrett.

Zum Vorschein kommt Eukalyptusholz, ökosauber gekalkt. Auch die Türverkleidungen, erklärt Kranz, seien aus nachwachsenden Rohstoffen, so einer Pflanze, deren Name ihm gerade nicht einfällt. Und das Leder auf den Sitzen: Es ist naturfreundlich gegen Ausbleichung behandelt mit Olivenblattextrakten.

Vor allem aber ist das Auto leicht, seine Karosserie besteht aus carbonfaserverstärktem Kunststoff (CFK), und natürlich fährt es elektrisch. Was ist los bei BMW? Steht das Kürzel neuerdings für „Biologische Motoren Werke“?

Kranz ist inzwischen immun gegen solche Neckereien; im Konzern gab es bereits reichlich Protest gegen sein „Project i“, die „Bastelgruppe Kranz“, wie die

alten PS-Prediger im Haus das Team nannten. BMW stand lange an der Speerspitze deutscher Gasfuß-Gloria, die Werbebotschaft hieß „M Power“, nicht Olivenessenz. Doch dann ahnte der Vorstand, dass diese Religion in eine Glaubenskrise steuern könnte.

Vor gut fünf Jahren setzte Reithofer den damals 49-jährigen Kranz als eine Art amtlich beglaubigten Revolutionsführer ein. Die Mission: Entwickle das grüne Superauto.

Kranz ist kein Öko-Spinner aus dem Akademikerhimmel der Weltverbesserungskommissionen; er hat als junger Mann Automechaniker gelernt, ehe er sein Fachabitur machte und Ingenieur wurde, hat später für BMW einen Geländewagen entwickelt und aus dem anfangs missglückten Mini ein anspruchsvolles Auto gemacht. Er hat eine kauzige Aura, gilt als sehr freundlich im Umgang, aber beinhart und dickköpfig in der Durchsetzung seiner Pläne.

Das Project i hat inzwischen einen Milliardenetat verbraucht; neben dem neuen Auto ist ein neuer Fertigungskomplex entstanden, dafür ausgelegt, 3000 Tonnen Kohlefaser im Jahr – knapp ein Zehntel der derzeitigen Weltnachfrage – herzustellen und zu Karosserieteilen zu verarbeiten.

Zusammen mit seinem Partner SGL Carbon errichtete BMW eine Kohlefaserfabrik im Nordwesten der USA und einen gewaltigen Maschinenpark zur Textilverarbeitung in Wackersdorf. Die dort produzierten Kohlefasergerle werden in den BMW-Werken Landshut und Leipzig dann, in Harz gebunden, zu Karosserieteilen aus Carbonfaser-Kunststoff gepresst.

CFK ist ein Schlüssel zum Leichtbau. Durch ihn soll der i3 kaum mehr als eine Tonne wiegen, rund fünf Zentner weniger als ein vergleichbares Auto aus Stahlblech. Entsprechend kann er mit einer gleich großen Batterie weiter fahren als andere Elektrowagen – oder mit einer

kleineren Batterie genauso weit. „Ein Kilogramm Akku“, sagt Kranz, „ist viel teurer als ein Kilogramm CFK.“

Doch so simpel, das weiß der Ingenieur, ist die Sparformel auch wieder nicht: Der Konstrukteur kann nicht im gleichen Maß Batteriemasse senken, in dem das Auto leichter wird. Im Falle des i3 wäre dann keine Batterie mehr da.

Die wahre Last des Leichtbaus ist der Preis: Karosserieteile aus CFK kosten je nach Güte bis zu 50-mal so viel wie Stahlbleche; durch die Massenproduktion wird sich das Verhältnis für BMW verbessern. Zur angestrebten Stückzahl macht der Hersteller keine Angaben, doch allein die Kapazität des Kohlefaserwerks lässt erkennen, dass deutlich mehr als 50 000 Exemplare des i3 pro Jahr eingeplant sein müssen – ein Vielfaches der Produktion, die jemals zuvor mit CFK realisiert wurde. Der Preis pro Auto soll bei rund 40 000 Euro liegen, also auf dem Niveau einer sehr gut ausgestatteten Mittelklasselimousine.

Der Kunde soll die Vorteile des Leichtbaus vor allem durch agileres Fahrverhalten und kürzere Batterie-Ladezeiten zu spüren bekommen, nicht aber in Form einer größeren Reichweite. Konstrukteur Kranz macht noch keine konkreten Angaben, hat aber vor, dem Wagen mit einer kleineren Batterie den inzwischen üblichen Aktionsradius von etwas über 100 Kilometern pro Ladung zu ermöglichen. Wer weiter kommen will, kann sich den Wagen mit einem kleinen Verbrennungsmotor als Notstromaggregat („Range Extender“) ausstatten lassen.

Somit wird auch ein BMW i3 – wenn auch auf höherem technologischem Niveau – das Problem haben, das allen Elektroautos anhaftet: Sie kosten mehr als konventionelle Autos und können weniger. Ob der innovative Zauber der Leichtbau-Offensive mehr Lust auf grünen Luxus weckt, muss sich zeigen.

Kranz versetzt den Versuchs-i3 mit voller Kraft in einen eindrucksvollen Sprint und macht ein paar sportliche Spurwechsel. „Wir glauben, dass wir mehr Kunden gewinnen“, sagt er nachdenklich und etwas trotzig. „Wir glauben das, weil dieses Auto wirklich Spaß macht.“

CHRISTIAN WÜST



Video: Leicht, elektrisch, teuer

spiegel.de/app162013bmw
oder in der SPIEGEL-App

Krieg im Sonderangebot

Auf Schiffen der U.S. Navy sollen in Zukunft Lasergeschütze installiert werden. Taugen Strahlenkanonen wirklich für den Kampfeinsatz?

Ein Schiff der amerikanischen Marine pflügt durch den Ozean. Eine feindliche Aufklärungsdrohne taucht auf. An Bord springt ein riesiger Laser an und feuert einen konzentrierten Lichtstrahl auf das unbemannte Flugzeug ab. Dann schlagen Flammen aus der Tragfläche – die Drohne stürzt rauchend ins Meer.

Das Video wirkt wie eine Szene aus einem Science-Fiction-Film. Binnen fünf Tagen wurde es auf YouTube rund vier Millionen Mal angeklickt – Werte wie bei Videoclips von Popstars.

Zielgenauigkeit bewiesen die Urheber auch beim Timing: Der Propagandafilm wurde zum Auftakt der Waffenleistungsschau Sea-Air-Space veröffentlicht, die vorige Woche nahe Washington begann. Zur gleichen Zeit starteten in den USA die schwierigen Haushaltsverhandlungen – Volltreffer.

Der Plan der Navy: Schon Ende des Jahres könnte das gut 40 Jahre alte Transportschiff „USS Ponce“ mit der Strahlenkanone an Bord im Persischen Golf kreuzen. Es wäre das erste mit einer Laserwaffe ausgerüstete Kriegsschiff.

„Die Zukunft ist da“, frohlockt Peter Morrison, der die Entwicklung des Festkörperlasers beim Office of Naval Research leitet. Der Laser, behauptet der Rüstungsingenieur, revolutioniere die Kriegführung „wie einst das Schwarzpulver in der Epoche von Messern und Schwertern“.

Die Militärs verkaufen den rund 32 Millionen Dollar teuren Prototyp dabei auch noch als Sparschwein: Pro Schuss fallen angeblich nur Stromkosten von etwa einem Dollar an – verglichen mit rund einer Million Dollar für den Start einer herkömmlichen Abwehrrakete. Bietet die Laserkanone also Krieg zum Schnäppchenpreis?

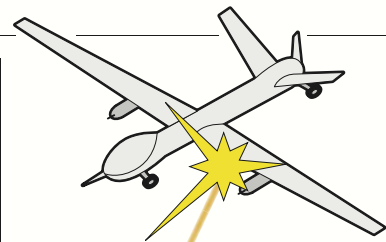
Konteradmiral Matthew Klunder jedenfalls sieht in der Strahlenwaffe eine „unglaublich kostengünstige Antwort auf das teure Problem, sich gegen asymmetrische Angriffe zu verteidigen“. Vor der Küste Irans zum Beispiel sehen sich die USA bedroht durch Drohnen und Schwärme von Schnellbooten. Laser sollen billig und schnell Paroli bieten.

Herkömmliche Abwehrsysteme wie Raketen und Geschütze sind nicht nur teuer, außerdem ist ihr Vorrat begrenzt durch die Größe des Munitionsdepots an Bord. Laser dagegen könnten feuern, bis den Stromgeneratoren der Diesel ausgeht. Und zudem bleibt Gegnern keine Zeit für Ausweichmanöver; denn die Strahlenschüsse erreichen ihr Ziel mit Lichtgeschwindigkeit.

Schon Archimedes soll der Legende nach eine römische Flotte vor über 2200 Jahren aus der Ferne mit Brennsiegeln angezündet haben. Seither ist das Schwert aus Licht ein Wunschtraum von Waffennarren geblieben.

Anfang der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts etwa wollte der damalige US-Präsident Ronald Reagan Laserkanonen im Weltraum stationieren, um sowjetische Atomraketen abzuschießen – was fast so futuristisch anmutet wie das Kinomärchen „Krieg der Sterne“. Doch die Star-Wars-Träume platzten, das unrealistische SDI-Projekt geriet mit über 30 Milliarden Dollar Entwicklungskosten zum teuersten Flop der Militärgeschichte.

Einige Jahre später wurde eine Strahlenkanone an Bord einer Boeing 747 untergebracht. Doch der Laserjumbo schaffte es nie bis zur Einsatzreife. „Die jahrelangen Investitionen haben nicht zu einsatzfähigen Hochenergie-Lasersystemen geführt“, heißt es in einer Studie für den US-Kongress. Die Serie von Enttäuschungen habe dazu geführt, „dass



DER SPIEGEL

das Interesse über die Jahre nachgelassen hat“.

So verlief einer der ersten echten Kampfeinsätze von Laserwaffen vor zehn Jahren am Flugplatz Bagram in Afghanistan auch recht unspektakulär: Ein Humvee-Fahrzeug beseitigte mit einem Zwei-Kilowatt-Laser namens „Zeus“ Blindgänger und Minen in bis zu 300 Meter Entfernung. Der Krieg der Sterne war zusammengeschrumpft auf das Format einer Sprengstoff-Putzkolonne.

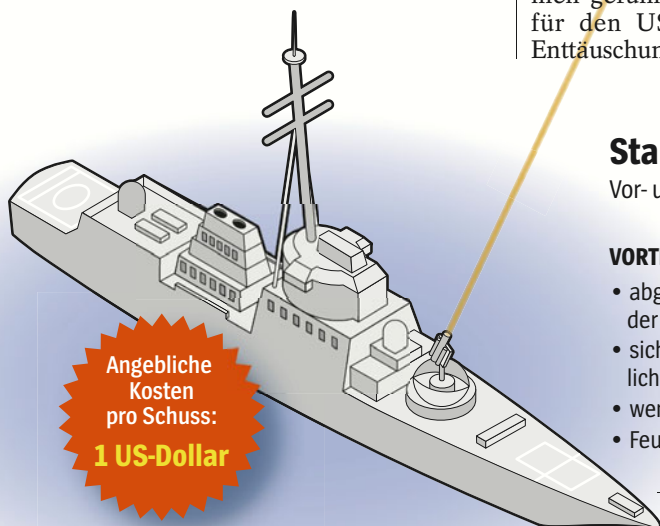
Dass der Bau von Strahlenkanonen so schwierig ist, hat auch physikalische Gründe. Für die Abwehr von Raketen aus rund zehn Kilometer Distanz wird eine Laserleistung von einigen hundert Kilowatt benötigt, und die zu erzeugen mache jede Waffe klobig, so ein Insider – zumal nur rund 25 Prozent der Energie in Laserlicht umgewandelt werden, der Rest verpufft als Hitze und macht eine aufwendige Kühlung notwendig.

Weitere Schwachpunkte: Der Feind könnte sich durch spiegelnde Oberflächenbeschichtungen schützen. Vor allem aber stören Regen oder Wolken, Rauch oder Staub den Lichtstrahl und können ihn nahezu wirkungslos machen.

Laserwaffen sind folglich derzeit noch Schönwetterwaffen. Um die Störeffekte gering zu halten, ist die für den Einsatz auf Kriegsschiffen entwickelte Lichtkanone bisher nur für kurze Distanzen von wenigen Meilen ausgelegt. Der Laser auf der „USS Ponce“ wäre demnach keine kriegsentscheidende Wunderwaffe, sondern eine Knauserkanone für kleine Scharmützel.

Im Übrigen könnte schon die ätherische Eleganz der Lichtwaffen ihre Akzeptanz bei den konservativen Militärs erschweren, warnte ein Militärbericht 2007: Lautlosen Laserschüssen fehlt einfach der gewohnte satte Rums einer Explosion.

HILMAR SCHMUNDT



Angebliche Kosten pro Schuss:

1 US-Dollar

Star Wars auf See

Vor- und Nachteile des amerikanischen Laserwaffen-Systems

VORTEILE:

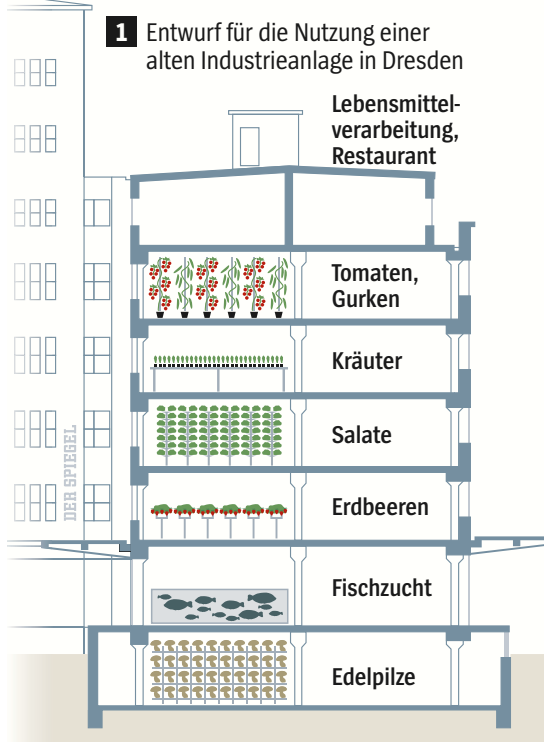
- abgestufter Wirkkraft, von Störung der Sensoren bis zur Zerstörung
- sichere Erfassung von sehr beweglichen Zielen
- weniger Kollateralschäden
- Feuerkraft zu niedrigen Kosten

NACHTEILE:

- anfällig für Störungen durch Wolken, Nebel und Rauch
- Abwehr durch spiegelnde Oberflächen möglich
- Aufheizen der Atmosphäre und Verlust des Fokus, wenn zu lange in eine Richtung gefeuert wird („Thermal blooming“)

Acker mit Aussicht

Wie in Zukunft landwirtschaftliche Produktion mitten in der Stadt Einzug halten könnte



1 Entwurf für die Nutzung einer alten Industrieanlage in Dresden



2 Entwurf für ein futuristisches Farmgebäude in Linköping, Schweden

LANDWIRTSCHAFT

Bauer sucht Bau

Gurken aus dem Wolkenkratzer, Fischzucht mitten in der Stadt: Sind Hochhausfarmen eine Alternative zur konventionellen Landwirtschaft?

Wenn Fritz-Gerald Schröder seinen schwarzen Mercedes durch die Dresdner Innenstadt steuert, sieht er blühende Landschaften.

Zum Beispiel das Hochhaus am Albertplatz: Für Schröder ist das kein verlassener Elfgeschoss mit Stahlskelett und zerborstenen Scheiben, sondern ein Farmhaus, in dem bald schon Tomaten, Gurken und Paprika gedeihen könnten. Oder der rote Klinkerbau, Fabrikstraße 13, vormals Fleischverarbeitungsbetrieb der Konsumgenossenschaft „Vorwärts“, heute Industri ruine: der perfekte Platz für eine Erdbeerplantage.

Schröder ist Professor für Gemüsebau an der Hochschule für Technik und Wirtschaft. Er gehört zu einer Bewegung von Wissenschaftlern, die Ackerbau und Viehzucht neu erfinden wollen.

Ihr Ansatz ist simpel: Weltweit müssen immer mehr Menschen mit Lebensmitteln versorgt werden. Zugleich lebt schon jetzt knapp die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten; 2025 werden es wohl 60 Prozent sein. Was läge da näher, als die Produktion von Obst, Gemüse und Getreide dahin zu

verlagern, wo all das verzehrt wird? In bester City-Lage könnten „Vertikale Farmen“ zum Himmel aufragen – Wolkenkratzer, in denen kein Mensch wohnt; dafür grünt dort Kopfsalat. Manche Forscher wollen Reis und Zwergweizen anbauen. Ein Projekt aus den Niederlanden sah sogar Schweinezucht und Hähnchenmast im Hochhaus vor.

Bisher kamen die meisten Ideen schon wegen der Baukosten nicht über den futuristischen Architektenentwurf hinaus. Schröder will bestehende Gebäude nutzen, das spart Geld. Er spricht daher lieber von „BrickBorn Farming“.

Wie er etwa die frühere Fleischfabrik begrünen würde, weiß er schon genau: Im Keller eine Edelpilz-Zucht, eine Etage darüber würden sich Buntbarsche in großen Wassertanks tummeln. Weiter oben wüchsen Erdbeeren, Gurken, Salat, Tomaten, Küchenkräuter und Arzneipflanzen. Im „Rooftop-Restaurant“ könnten Gäste die Ernte gleich verkosten.

Sommer und Winter gibt es nicht auf Gemüsebauer Schröders Zukunftsfarm, auch kein Tageslicht. Speziell entwickelte

LEDs tauchen Gurkenpflänzchen und Salat in rötlich-blauen Schein. Wechselweise ist in manchen Etagen künstlicher Tag, in anderen gleichzeitig Nacht – das garantiert Wachstum rund um die Uhr, 365 Tage im Jahr.

„Die Natur ist immer suboptimal“, erklärt Schröder. Also solle man sie nachbauen, nur besser. „Jahreszeiten sind überflüssig“, findet der Forscher. „Pflanzen brauchen auch keinen Boden – da stecken nur Krankheiten drin.“ Außerdem: Für die Hochhausfarmen wäre wahrhaftiges Erdreich schlicht zu schwer.

Im Gewächshaus 5 im Dresdner Stadtteil Pillnitz wurzeln die Gurken in Substrat aus vulkanischen Gesteinskügelchen, nebenan stehen Tomaten auf saugfähigem Zellstoff. In jedes Töpfchen mündet ein schwarzer Gummischlauch, in dem aus großen Tanks computergesteuert rote und weiße Nährlösung zusammenfließen.

In einem anderen Gewächshaus hängt das Wurzelwerk der Gurkenpflänzchen frei im Dunkel einer Plastikbox, alle fünf Minuten wird es vollautomatisch mit Nährlösung besprüht. Die sogenannte Aeroponik wurde ursprünglich von der Nasa entwickelt, damit Astronauten auf Marsmission eigenes Gemüse ziehen können. Zum Einsatz kommt sie vorerst in den neuen Indoor-Farmen in der Großstadt.

„Städte sind toll“, sagt Dickson Despommier, „aber sie sind Parasiten.“ Despommier ist weder Agrarforscher, noch versteht er viel von Pflanzenbau oder Hochhausarchitektur. Dennoch ist der bährige Mikrobiologe von der New Yorker Columbia University eine Art Messias der Vertical-Farming-Bewegung.

Vor knapp 15 Jahren entwickelte Despommier seine Agrarutopie vom Hochhausgemüse. Inzwischen gibt es wenige Orte auf der Welt, an denen er noch nicht über jene gläsernen Türme doziert hat, die, wie er glaubt, Welthunger und Umweltverschmutzung gleichermaßen beenden könnten.

„Was stimmt nicht mit der Welt da draußen?“, rief Despommier beim Workshop „Vertical Farming“, den das Bundesforschungsministerium (BMBF) Mitte März in Berlin abhielt. „Sie ist nicht mehr groß genug für uns alle!“ Das BMBF hatte die Szene zusammengerufen, um zu ergründen, welches Potential die Methoden auch in Deutschland haben könnten.

Die konventionelle Landwirtschaft, so der Forscher mit dem weißen Stoppelhaar, verpestete die Umwelt mit Pflanzenschutzmitteln, verbrachte massenhaft Phosphatdünger und Treibstoff, um immer noch mehr zu produzieren.

In Despommiers Mega-Gewächshaus dagegen gibt es keine Schädlinge, denn Hygieneschleusen schotten das Gemüse von der Außenwelt ab. Die Pflanzen können so auch keine Krankheitserreger verbreiten. Zudem fällt der teure Transport

vom Bauernhof in die Stadt weg: Die Lebensmittel sind ja schon da.

„Wenn jede Stadt zehn Prozent ihrer Nahrungsmittel selbst produzieren würde, könnten wir zehn Prozent des Ackerlandes renaturieren“, freut sich Despommier. „Ist das nicht zu schön, um wahr zu sein?“

Vermutlich. Die 30-stöckige Vollversion, wie sie Despommier vorschwebt, sucht man noch vergebens auf der Welt. Im schwedischen Linköping hat die Firma Plantagon zwar unlängst den ersten Spatenstich für ein Mega-Gewächshaus getan, doch seither stagniert der Bau.

In kleinerem Maßstab allerdings setzt sich die Idee vom Gewächshochhaus langsam durch: In Singapur rotieren bereits Kohl-, Spinat- und Salatpflanzen um 100 je neun Meter hohe Alu-Regale – 500 Kilogramm Grünzeug produzieren die Entwickler von „Sky Greens“ täglich für den heimischen Markt der Mega-City. Das Rotationssystem sorgt für gleichmäßiges Sonnenlicht für alle Gewächse, bewässert wird mit Regenwasser.

Mitte März eröffnete der US-Konzern Farmed Here eine Stadtfarm in Bedford Park nahe Chicago. Die in ökobraunen Karton gewandete Ernte können Chicanos Bürger im Bio-Supermarkt kaufen, allerdings ist die Produktpalette überschaubar: Basilikum, Zitronen-Basilikum, Thai-Basilikum und Rucola.

Folkard Asch von der Uni Hohenheim verfolgt ehrgeizigere Ziele. Der Forscher will eine der wichtigsten Kulturpflanzen der Welt im Hochhaus anbauen: Auf Förderbändern sollen Reispflanzen in steriler Umgebung von Stockwerk zu Stockwerk gleiten, beschienen von Kunstlicht und bedampft mit spezieller Nährlösung. Nach 120 Tagen wäre der Reis im obersten Stockwerk angelangt – und erntereif.

Werner Kloas vom Berliner Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei wiederum hat eine Anlage ersonnen, die Tomaten- und Buntbarschzucht in einem Gewächshaus vereint. Der Clou: Weil das Abwasser aus der Fischzucht gefiltert und zum Düngen der Tomaten genutzt wird, entstehen praktisch keine Emissionen, zusätzlicher Dünger ist nicht nötig. Ein solches Kombi-Gewächshaus kann sich Kloas langfristig als Containerfarm auf dem Gelände eines Supermarkts vorstellen.

Forscher Schröder hofft derweil auf BMBF-Fördergelder: „Dann könnten wir sofort anfangen“, sagt er.

Für seine eigene Verpflegung allerdings muss der Wissenschaftler kein Gemüse in der Dresdner Innenstadt züchten. Am Wochenende steigt er ins Auto und fährt auf seinen Bauernhof bei Naumburg an der Saale. Dort wachsen im Wechselspiel der Jahreszeiten Mais, Kartoffeln und Kürbisse – unter freiem Himmel, in der Erde.

JULIA KOCH

„Lernen, lernen, lernen“

Laut einer Unicef-Studie ist jedes siebte Kind in Deutschland mit seinem Leben unzufrieden. Der Berliner Soziologe Hans Bertram, 66, verrät, warum das so ist.

SPIEGEL: Herr Bertram, Gesundheit, Bildung, Wohlstand, Sicherheit – objektiv betrachtet geht es den Kindern in Deutschland gut. Warum bezeichnen sich dennoch so viele von ihnen als unglücklich?

Bertram: Offenbar haben wir die Kinder in den letzten Jahren zu sehr in ihren intellektuellen Kompetenzen gefördert, aber dabei vergessen, dass sie auch Freiräume brauchen. Was in den Schulen und Elternhäusern stark zugenommen hat, ist der Leistungsdruck: lernen, lernen, lernen, am besten mit drei Jahren schon Chinesisch. Doch die Kinder werden dadurch nicht glücklicher. Sie sollten ein Recht haben, mitreden zu dürfen, bei all den Erwartungen, die Erwachsene an sie haben.

SPIEGEL: Was könnte in den Kitas und an den Schulen anders laufen?

Bertram: Wir tendieren dazu, Schulen als in sich geschlossene Institutionen zu sehen, in die wir die Kinder geben, damit wir selbst, aber später auch die Kinder gut und effizient am Arbeitsleben teilhaben können. Doch auch in den Schulen sollten die Kinder Gelegenheit haben, sich als Teil der Gesellschaft zu fühlen. Bei uns werden sie häufig mit fünf Jahren eingeschult, in Finnland erst mit sieben.



ANDREAS PEIN / LAIF

Nun sitzen die finnischen Kinder aber nicht alle zu Hause, sondern in der Vorschule. Und offensichtlich ist diese lockere und offene Form erfolgreich.

SPIEGEL: Warum haben die Niederländer die meisten zufriedenen Kinder in Europa?

Bertram: Das ist ein Phänomen.

Die Kinder dort zeigen einerseits starke Leistungen, schaffen es aber auch, glücklich und zufrieden zu sein. Eine Erklärung könnte sein, dass die niederländische Gesellschaft sehr viel kinderreicher ist. Kinder fühlen sich da möglicherweise mehr als Teil der Gesellschaft als bei uns. Und wer die Gewissheit hat, er gehört dazu, fühlt sich in der Regel auch wohl.

SPIEGEL: In Deutschland hat die WHO für diese Studie 5000 Kinder befragt. Wie genau wurde deren Glück gemessen?

Bertram: Unter anderem mit einer einfachen, international anerkannten Standardfrage: Wie zufrieden bist du insgesamt mit deinem Leben?

SPIEGEL: Die Frage wurde sogar schon Elfjährigen gestellt. Kann ein Kind in diesem Alter schon angemessen darauf antworten?

Bertram: Aber sicher! In dem Augenblick, in dem Kinder das nötige Verständnis für Symbole gebildet haben und sich mit anderen vergleichen können, können sie auch etwas über ihre Zufriedenheit sagen. Bereits mit Achtjährigen kann man anfangen, bei Elfjährigen sind die Einschätzungen sehr belastbar. Die Kinder wurden übrigens auch gefragt: Wie gut kannst du mit deiner Mutter, mit deinem Vater sprechen? Das Ergebnis für Deutschland war da nicht optimal; es scheint am Küchentisch doch eher über die Schule als über das letzte Fußballspiel gesprochen zu werden. Speziell das Gespräch mit den Vätern zu finden scheint schwierig zu sein.

SPIEGEL: Die Studie stellt auch heraus: Materielles Wohlbefinden muss nicht mit Glück und Zufriedenheit einhergehen.

Bertram: Besonders die Ergebnisse für Griechenland zeigen das. Die Daten wurden nach der Finanzkrise erhoben. Jetzt geht es den Griechen vielleicht ökonomisch nicht gut, dennoch gehören ihre Kinder zu den zufriedensten Europas.

INTERVIEW: KERSTIN KULLMANN

Lebenszufriedenheit

Umfrage unter 11-, 13- und 15-Jährigen

- 1 Niederlande
- 2 Island
- 3 Spanien
- 4 Finnland
- 5 Griechenland
- 6 Belgien

- 11 Schweden
- 14 Großbritannien
- 18 Frankreich
- 22 Deutschland
- 23 USA

Lebensumwelt

Untersuchung von Bildung, Gesundheit, Wohnen, Sicherheit und Wohlstand

- 1 Niederlande
- 2 Norwegen
- 3 Island
- 4 Finnland
- 5 Schweden
- 6 Deutschland

- 11 Dänemark
- 13 Frankreich
- 16 Großbritannien
- 25 Griechenland
- 26 USA

DER SPIEGEL

Quelle: Unicef 2013

THEATER

„Mein Fall ist ein Lehrstück“

Der ehemalige Immobilienunternehmer Jürgen Schneider, 78, über das Theaterstück „Doktor Utz oder die wundersame Läuterung des Jürgen Schneider“, das die Geschichte seiner Milliardenpleite und seiner Haftstrafe erzählt. Premiere ist am 8. Mai im Theaterhaus am Pragsattel in Stuttgart.

SPIEGEL: Herr Schneider, wie fühlt es sich an, wenn die eigene Tragödie auf die Bühne kommt?

Schneider: Ich bin selbst gespannt, was das in mir auslöst, denn ich werde das Stück erst bei der Premiere sehen. Ich kenne weder den Text noch die Schauspieler.

SPIEGEL: Aber Sie haben doch bei der Entstehung mitgewirkt.

Schneider: Der Regisseur Christof Küster hat ein ausführliches Interview mit mir aufgezeichnet, das wird sicherlich in dem Stück verwendet werden. Ansonsten haben wir aber eine klare Abmachung: Die Künstler sind völlig frei, ich kontrolliere da nix. Sie müssen nur bei der Wahrheit bleiben – sonst kriegen sie den größten Ärger mit mir.

SPIEGEL: Und die Moral von der Geschichte?

Schneider: Die liegt doch auf der Hand. Mein Fall, mein Prozess, das ist heute ein Lehrstück. Ich bin damals völlig zu Recht verurteilt worden – aber heute würden auch meine damaligen Banker eingesperrt werden. Das ist der entscheidende Unterschied. Jetzt ist die Zeit gekommen, das den Menschen zu vermitteln, die Banken sind inzwischen entlarvt, aber damals waren das heilige Kühe.

SPIEGEL: Ist für Sie das Theater Therapie?

Schneider: Nein, eine Therapie brauche ich wirklich nicht, ich habe das alles gut verarbeitet. Ich gehe eigentlich auch privat

nie ins Theater, mein Bezug zur Kunst ist und bleibt die Architektur. Aber in der Schulzeit stand ich mal selbst auf der Bühne, etwa bei „Diogenes in der Tonne“, und war offenbar gar nicht so schlecht. Dabei war ich als Schüler eher ein zurückhaltender Typ, aber auf der Bühne zu stehen hat meinem Ego gutgetan.



ROLF VENNENBERG / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Schneider

AUSSTELLUNGEN

Kunst im Netz

Die Kunstwelt hat schon so manches probiert, um die Aufmerksamkeit der digitalen Nutzer zu gewinnen. Ein neues Experiment ist mutig und wird fachmännisch betreut: BiennaleOnline, eine Weltausstellung, die ihre Werke ausschließlich auf einer Website präsentiert. Künstlerischer Leiter ist Jan Hoet, 76, ehemaliger Documenta-Chef. Um ihn herum gruppieren sich 30

hochrangige Kuratoren. Hans-Ulrich Obrist von der Londoner Serpentine Gallery ist dabei, Daniel Birnbaum vom Stockholmer Moderna Museet und Nancy Spector vom New Yorker Guggenheim. Das Team hatte Hoet innerhalb von zwei Wochen per Mail und Telefon zusammen, sie alle an einen Tisch zu bekommen, hätte, so sagt er, gewiss zwei Jahre gedauert. Es sei das Tempo im Netz, das ihn an diesem Projekt gereizt habe: Besucher können kommentieren und teilen, vernetzen sich mit Kuratoren und den 180 Künstlern. Sie stellen ihre Malereien, Zeichnungen, Skulpturen und Installationen aus – in Form von hochaufgelösten

und bildschirmgroßen Fotos, ergänzt durch eine Biografie des Künstlers und einen Kommentar des Kurators. Die Schau beginnt

am 26.

April und

ist bis 2015 auf

biennaleonline.

org im Netz zu

sehen, dann folgt

die nächste Ausgabe.

Es sollen auch

Werke von Künstlern aus Iran, Syrien

und Afghanistan

gezeigt werden.



COURTESY RAPHAËLLE DE GROOT

Installation „1273 Small Useless Things“ von Raphaëlle de Groot, 2010

KINO IN KÜRZE

„Ginger & Rosa“. Von zwei schönen jungen Mädchen im malerisch verlotterten London des Jahres 1962 erzählt dieser bedenkenlos pathetische, in satten Farben schwelgende Film der britischen Regisseurin Sally Potter („Orlando“). Die Story kreist ein bisschen träge um politischen Protest, Atomkriegsangst, einen alternden Künstlerdandy und das Elend der ersten Sexualität, doch im Grunde ist dieser Film vor allem eine Feier der beiden Darstellerinnen Alice Englert und Elle Fanning. Eine Ballade auf zarte Jungmädchenhaut, fliegende Haare, schmachtende Blicke und die Seelenschatten junger Mädchenblüte. Eindeutig Kitsch, aber wunderhübsch.



LITERATUR

Die Diva der Dekadenz

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt Luisa Adele Rosa Maria Amman, Erbin eines Textilimperiums, als eines der reichsten Mädchen Italiens. Mit 19 Jahren heiratete sie einen Mann aus dem Mailänder Adel, hieß fortan Marchesa Luisa Casati, bekam eine Tochter, an der sie nie Interesse zeigte, und zog aus, um in der sogenannten großen Welt berühmt zu werden – also in jener Gesellschaft, in der sich alles um Luxus drehte, um Bälle, Soireen, Premieren, um ein Leben als Rausch der glamourö-



Camille de Peretti
Der Zauber der Casati

Aus dem Französischen von Hinrich Schmidt-Henkel; Rowohlt Verlag, Reinbek; 256 Seiten; 19,95 Euro.

sen Selbstinszenierung. Das war das Einzige, wozu die Marchesa Casati – leuchtend rothaarig und mit großen, schwarz umrandeten Augen – unvergleichlich begabt war. Sie eroberte sich den Dichter Gabriele D'Annunzio, der weder jung noch schön war, doch stets ein großes Herz für reiche Frauen hatte. Sie ließ sich in Rom einen pompösen Palast bauen, sie kaufte dazu noch einen in Venedig und später auch ein Schlosschen bei Paris. Sie trug bei Gelegenheit als Collier eine lebende Schlange, sie promenierte mit Geparden an der Leine, sie mietete für ein Kostümfest den ganzen Markusplatz – durch so phantastischen Aufwand der Selbstverherrlichung wurde sie eine Celebrity der Belle Époque,

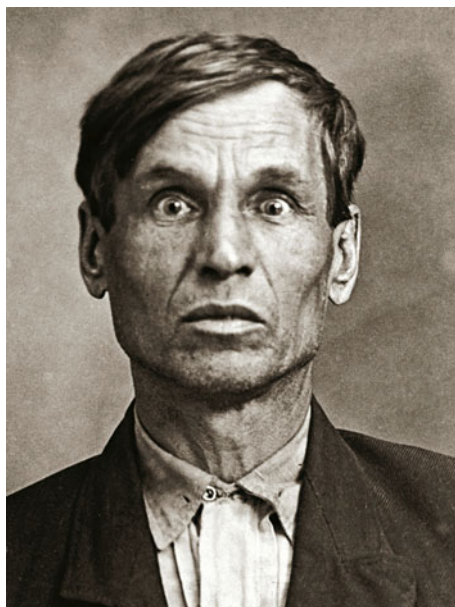
eine Diva der Dekadenz. Die französische Schriftstellerin Camille de Peretti, 42, erzählt in ihrem vierten Roman „Der Zauber der Casati“ dieses Leben mit Elan und Eleganz, wobei sie auf Faktentreue Wert legt. Dabei muss sie sich doch immer wieder fragen, welch „entsetzliche Angst, sich zu langweilen“, die schöne, zutiefst einsame Luisa von Exzess zu Exzess trieb. Sie wurde bewundert, doch nicht geliebt; kaum ein Liebhaber, beginnend beim Ehemann, war nicht an ihrem Geld interessiert. So hat sie in drei Jahrzehnten ein unerschöpflich scheinendes Vermögen verbubelt; bei einer letzten Auktion kamen 1932 sogar ihre Badetücher und Waschlappen unter den Hammer. Was Camille de Peretti trotz allem bewundert, ist ihr „Mut, morgens aufzustehen und sich dem Leben, das eigentlich keinen Inhalt hat, zu stellen“.

FOTOGRAFIE

Gesichter des Todes

Es waren die Henkersknechte, die diese Aufnahmen kurz vor der Hinrichtung machten: Alexej Grigorjewitsch Scheltikow, zum Tode verurteilt wegen „Teilnahme an einer konterrevolutionären Gruppe zur Vorbereitung von Terrorakten“, stehen Entsetzen und Angst ins Gesicht geschrieben. Das 20-jährige jüdische Mädchen Raissa Samoilowna Botschlin wirkt seltsam ungerührt, bevor es wegen „Spionage für Japan“ erschossen wird. „Der Große Terror“ heißt eine Fotoausstellung, die bereits

in Warschau und Paris gezeigt wurde; eine Station in Berlin im Herbst ist wahrscheinlich. Die Ausstellung zeigt historische Bilder von Stalins blutigster Säuberungsaktion in den Jahren 1937 und 1938. In nur 15 Monaten ließ der Diktator damals mehr als 750 000 Menschen von seinen Schergen kaltblütig ermorden, das bedeutet einen Tageschnitt von 1600. Der polnische Journalist Tomasz Kizny hat die Fotos in jahrelanger mühsamer Recherche zusammengetragen, ein zweiter Teil der Ausstellung zeigt Bilder von den Hinrichtungsstätten, damals und heute. Viele der Opfer, auch Scheltikow, wurden schon 1957, vier Jahre nach Stalins Tod, postum als unschuldig rehabilitiert.



Scheltikow 1937



Botschlin 1937



POP

Schall und Rauch

Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis der amerikanische HipHop-Superstar Snoop Dogg, 41, zum Reggae finden würde: Er gilt schließlich als einer der größten Kiffer seiner Zunft. So ist es nur schlüssig, wenn er in der Anfangsszene von „Reincarnated“, dem Dokumentarfilm, der das Erscheinen seines gleichnamigen neuen Albums begleitet, aus einer Rauchwolke auftaucht, als ob der Dunst ihn hervorgebracht hätte. Es sind Bilder eines Rasta-Rituals, an dem Snoop Dogg da teilnimmt. Doch obwohl die Verbindung so naheliegt und der Rapper schon im vergangenen Jahr bekanntgegeben hatte, dass er sich in Jamaika einen neuen Namen zugelegt habe, Snoop Lion, und zum Rastafarianismus übergetreten sei, überraschen Album wie Film durch Schönheit und Ernsthaftigkeit. Der Ex-Gangster, Ex-Dealer, Ex-Pornofilmproduzent, Ex-Zuhälter, Spaßvogel und Geschäftsmann Snoop Dogg hat sich noch einmal verwandelt: in einen Friedensbotschafter.

A portrait of Bret Easton Ellis, a man with short blonde hair and glasses, wearing a dark quilted jacket. He is looking slightly upwards and to the right. The background is a bright, out-of-focus outdoor scene with warm, golden light, suggesting a sunset or sunrise. The overall mood is contemplative and artistic.

HOLLYWOOD

Sei ein Mann!

Der Schriftsteller Bret Easton Ellis hat weltberühmte Romane geschrieben. Heute twittert er durchgeknallte Miniaturen und macht einen nihilistischen Film über die Stadt, in der er lebt und die so kaputt ist wie er: Los Angeles. *Von Philipp Oehmke*

Irgendwann Mitte Januar, in der Trockenheit von Palm Springs, kam die Angst zurück, und Bret Easton Ellis konnte nicht mehr aus dem Bett aufstehen. Er war mit einer alten Freundin und seinem Lebensgefährten für eine Woche in ein Haus in der kalifornischen Wüste gefahren. Es gab viel Streit mit der Freundin, die in einer Lebenskrise steckte, und außerdem musste Ellis ein Drehbuch für eine Fernsehserie umschreiben und hing nur am Telefon.

„Plötzlich kam die Angst vor der Zukunft, Reue über die Vergangenheit, Scham und Selbstmitleid“, sagt Ellis heute, zwei Monate später. „Mein Ego, von dem ich glaubte, ich habe es im Griff, machte nur noch wah, wah, wah!“

Bret Easton Ellis, der zwei der einflussreichsten Bücher des späten 20. Jahrhunderts verfasst hat, befürchtete, nie wieder einen Roman schreiben zu können. In den vergangenen Jahren hatte er sich versucht einzureden, dass er literarisch alles gesagt habe; dass ihn so etwas Altmodisches wie ein Buch nicht mehr interessiere in Zeiten, in denen man auf dem iPhone einen Film drehen und mit einer Twitter-Meldung einen Skandal produzieren kann.

Doch jetzt in der Wüste dachte er an seine Twitter-Botschaften, über die seine Freunde ihm sagten, sie wirkten verrückt. Und er dachte an den Film „The Canyons“, den er geschrieben und zusammen mit dem Regisseur Paul Schrader gedreht hatte, einen Noir-Thriller mit dem Skandalmädchen Lindsay Lohan sowie einem Pornostar in den Hauptrollen. In einer Titelgeschichte des „New York Times Magazine“ hatte Ellis gerade lesen müssen, dass Schrader, Lohan und Ellis nur ein Haufen Gestriger seien, die verzweifelt nach Aufmerksamkeit schrien.

Außerdem nahm Ellis kein Xanax mehr, ein Angstlöser, von dem er 20 Jahre lang abhängig gewesen war. Bret Easton Ellis versuchte sich also zu erinnern, was sein Psychiater für solche Situationen geraten hatte: Arbeite dich durch die Depression hindurch. So begann Bret Easton Ellis an den letzten Tagen in Palm Springs wieder Notizen zu machen für einen neuen Roman.

Mit 49 Jahren ist Ellis bereits ein legendärer Schriftsteller. Das liegt daran, dass er große Literatur geschrieben hat. Es liegt aber auch daran, dass das schon so unvorstellbar lange her ist. 1985 erschien „Less Than Zero“, das Ellis 20-jährig in wenigen Wochen geschrieben hatte. Das Buch beschreibt das hohle Leben wohlhabender Jugendlicher in Los Angeles und begründete einen literarischen Stil, der bis heute fortwirkt und vielfach kopiert wurde. Dabei ging es vermeintlich um die Beschreibung von Oberflächen, von Marken, Autos, Kokain und Sex, in Wirklichkeit aber um den gefühlstoten Schlamm, der darunterlag und die Men-

schen zerstörte. Nach den großen psychosozialen, am Ende aber versöhnlichen Erzählungen der siebziger Jahre von John Updike oder Philip Roth schockierte Ellis mit seinem kalten Blick auf die libertär-kapitalistische Gesellschaft.

Sein dritter Roman „American Psycho“ über einen New Yorker Banker, der nachts Frauen quält und tötet, machte Ellis zum Star. Das Buch wurde in einigen Ländern zeitweilig verboten, und tatsächlich sind einige Stellen so krank, dass sie bis heute schwer zu ertragen sind.

Auf einmal, in den frühen Neunzigern, trugen Mittzwanziger Anzug und Krawatte, sie begannen, Konsum und Marken kulturell zu überhöhen und Zynismus als geistige Grundhaltung zu zelebrieren – und wer heute an diese Zeit zurückdenkt, dem fallen diese beiden Bücher von Ellis ein. Das ist auch ein Fluch.

Deswegen hatte Ellis in den vergangenen Jahren ein Projekt. Er litt immer noch an der modernen Welt. Aber er hielt Literatur nicht mehr für geeignet, dies zu vermitteln. Er suchte nach anderen Wegen, begann Drehbücher für TV-Serien zu schreiben, drehte den Film mit Paul Schrader und kommentierte die Welt mit

„Plötzlich kam die Angst vor der Zukunft, Reue über die Vergangenheit, Scham und Selbstmitleid.“

literarischen Miniaturen auf Twitter. Kunst, sagte er, könne nicht mehr darin bestehen, Bücher auf Lesungen zu signieren.

Zurück aus der Wüste, fuhr Ellis zu seinem Psychiater. Der erzählte ihm, er habe viele Patienten wie ihn. Die meisten kämen aus der Filmindustrie, er nenne sie Boy-Men: Männer um die fünfzig, die immer noch mit dem Gehirn eines 17- oder 18-Jährigen durch die Gegend laufen, „weinerliche, narzisstische Männer“.

Der Psychiater wollte nichts über Ellis' Vergangenheit hören: dass er viel zu früh Superstar geworden war; dass sein Vater, ein Finanzmakler in Los Angeles, ihn misshandelt und die Mutter sich nie für ihn interessiert hatte; dass ihn kranke Gewaltphantasien befielen, die er in seinem Roman „American Psycho“ ausgelebt hat. Der Psychiater sagte, er wolle nicht gelangweilt werden. Es sei zu spät, diese Probleme zu lösen.

„Stattdessen“, sagt Ellis, „riet er mir: Beenden Sie Ihr Drehbuch, und beginnen Sie den Roman. Arbeiten Sie hart, und lesen Sie nicht 80-mal pro Tag Twitter. Vor allem: Man up! Sei ein Mann!“

Das alles ist vier Wochen her, und Ellis hat sich weiterhin Notizen für einen Roman gemacht, aber noch niemandem von seinem Plan erzählt. Es ist der Montag nach der Oscar-Nacht, Ellis hat einen Kater, drei Flaschen Champagner auf dem „Vanity Fair“-Dinner. Dort saß er neben

Joan und Jackie Collins und hatte Angst, Menschen zu begegnen, die er schon mal auf Twitter beleidigt hatte.

Er trägt eine Jogginghose und ein Lacoste-Shirt. Todd Michael Schultz, Ellis' Lebensgefährte, den er meist nur „the 26-year-old“ nennt, sitzt vor einem Keyboard im Wohnzimmer und singt eine selbstkomponierte sentimentale Melodie.

Schultz ist Komponist und Tee-Blogger. Seitdem er und Ellis vor einem Jahr mit dem Kokain aufgehört haben, zumindest meistens, schreibt er auf seinem Blog „Todd and Tea“ über die heilende Wirkung verschiedener Teesorten. Er hat überall in der Wohnung kleine Klarsichttütchen mit „Medical Marihuana“ verteilt.

Medical? Wogegen hilft das? Schultz überlegt einen Moment: „Langeweile.“

Ellis' Apartment war mal eine Musterwohnung, er hat die Mustermöbel einfach drin stehen lassen. Sie liegt im elften Stock, draußen zieht das L. A.-Wetter vorbei, man sieht West Hollywood und Beverly Hills und am Horizont das Meer. Unten im Garten schimmert ein Pool.

Man kann sich hier oben sehr allein vorkommen, mit dieser Stadt dort unten, in der es kaum öffentliche Plätze gibt,

stattdessen Freeways, auf denen 50-jährige Männer zu ihren Psychiatern fahren.

Und natürlich kann L. A. ein befremdlicher Ort sein, mit seinen Filmstudios, Agenten, Personaltrainern, Pornostars und halbberühmten Partygängern im Chateau Marmont, aber Ellis reizt dieses kalte, entfremdete L. A. Für ihn ist es eine Art Labor, in dem er herausfinden will, was solch ein Ort aus Menschen macht. Auch aus ihm selbst.

Von dieser Stadt mit ihren gefühlstoten Menschen handelt auch „The Canyons“, Ellis' L. A.-Noir-Film, für den er neben Regisseur Schrader und Schauspielerin Lindsay Lohan noch James Deen, einen Pornostar, gewann. Schrader hat vor fast 40 Jahren das Drehbuch für den Film „Taxi Driver“ geschrieben, und Lohan und Deen sind perfekte Vertreter von Ellis' L. A.: Lohan, ein gefallener Kinderstar mit Drogenproblemen, eine Figur direkt aus einem Ellis-Roman; Deen, ein Gesandter von Hollywoods böser Schwester, der Pornoindustrie jenseits der Hills.

Ellis nennt diese Welt das Post-Empire, eine Gesellschaft, die entstanden ist nach dem Fall des anglokapitalistischen Imperiums, eine Kultur der Krise, in der alles alles ist und die nicht mehr von oben diktiert wird. Twitter, ein Pornostar, Lindsay Lohan, ein Noir-Film mit einem Kleinstbudget – alles Post-Empire.

Schultz möchte nun, dass Ellis mit ihm Yoga vorm Fernseher macht. „Come on!

Das tut einem gut, wenn man alt und deprimiert ist.“ Als Ellis nicht reagiert, sagt Schultz: „Es tut einem gut, wenn man Bret Easton Ellis ist!“

Ellis steht auf dem Balkon. In der Sonne funkelt sein Haar in künstlichem Orange. Elf Stockwerke weiter unten, an der Kreuzung Doheny Drive und Elevado Avenue, hat ein schwarzer Mercedes-Geländewagen einen Elektro-Toyota gerammt. „This is so L.A.“, sagt Ellis und macht sich Notizen.

Am Abend wartet Ellis in der Tiefgarage des Soho House auf James Deen, den Pornostar. Das Soho House ist ein Mitgliederclub, in den die Boy-Men ihre 15 Jahre jüngeren und 15 Zentimeter größeren Frauen ausführen. Vor der Tiefgarage stauen sich die Autos bis auf den Sunset Boulevard. Auch Deen steht mit seinem Auto in der Schlange, einem weißen raketenartigen Sportwagen, der ein Lamborghini sein könnte, aber ein Nissan

ist. Post-Empire eben. Auf dem Beifahrersitz sitzt Deens Freundin, die ebenfalls in Pornos mitspielt und sich Stoya nennt. Ellis sagt, sie sei der erste „intellektuelle Pornostar“.

Er geht gern mit Deen und Stoya essen. Sie sind Mitte zwanzig, sehen gut aus, wirken klug. Als „Less Than Zero“ herauskam, waren beide noch nicht geboren. Sie behaupten, den Roman zu kennen, Ellis hat da seine Zweifel. Schultz, der auch mitgekommen ist, sagt, er habe erst angefangen, Ellis zu lesen, als er mit ihm zusammengekommen sei. Er habe dann auf dem Bett gelegen, dieses Buch aus ferner Zeit gelesen, sich manchmal zu seinem Freund umgedreht: „Was bist du für ein Psycho.“

Während sich die jungen Leute über seine Bücher unterhalten, kippt Ellis an der Bar schnell zwei Gin Tonics hinunter. Er würde sich nicht als Alkoholiker bezeichnen, höchstens als „funktionierenden Abhängigen“. Ellis kannte Deen von diversen Pornoseiten im Internet und begriff sofort, dass er es hier mit einem neuen Typ Pornostar zu tun hatte. Deen hat kaum Brustbehaarung, er ist ein Junge und kein Mann. Er hat große warme Augen und eine Frisur wie, nun, James Dean. Er hat weibliche Fanclubs, er hat bei einer Kunstaktion des Schauspielers James Franco mitgemacht und hält Vorträge an Universitäten über Gleichstellung und Sexualität. Er redet nie von Porno, sondern immer von „Adult Industry“.



Darsteller Lohan, Deen in „The Canyons“: Neuer Typ Pornostar

Zusammen mit seiner Freundin Stoya engagiert er sich gegen die Zwangseinführung von Kondomen an Pornosets. „Sieht nicht gut aus, zu schmerzhaft für die Frauen bei langen Szenen, führt zu laxeren HIV-Test-Bestimmungen.“

Dank Ellis hat er jetzt die ersten Sexszenen mit einer Amateurin gedreht, eben mit Lindsay Lohan, was sich als komplizierter herausstellte, als er gedacht hatte. Deen hat sonst nie Sex mit Amateuren, nicht einmal privat. Lindsay Lohan war es etwas peinlich, sich auszuziehen, während Deen schon nackt im Bett lag. Er hatte vollstes Verständnis.

Für Ellis und seine ständige Suche nach Gegenwärtigkeit steht „The Canyons“ am Anfang eines neuen Filmzeitalters. Natürlich wollte kein Studio einen gewalttätigen und halbpornografischen Thriller finanzieren, Schrader und Ellis sammelten im Internet Geld, und den Rest gaben sie privat dazu. Insgesamt sind es rund 270 000 Dollar, ungefähr ein Hundertstel einer kleineren Hollywood-Produktion.

Die Werbung für den Film, für die die Studios normalerweise mehr als die Hälfte des Budgets ausgeben, läuft über Facebook und Twitter und kostet nichts. Dennoch wurde selten über einen Film schon vorab so viel geredet. Es gibt einen Trailer im Internet und ansonsten viel Spekulation. Deen und Lohan spielen ein gelangweiltes Paar, ziemlich am Anfang gibt es eine Szene, in der sie Kokain nehmen und sich einen jungen Mann zum Sex einladen.

„Als ich das zum ersten Mal sah“, sagt Schultz, „dachte ich: Wahnsinn. Genau wie Bret und ich noch vor einem Jahr.“

Am Ende des Films treibt die Handlung Richtung Gewalt und Psychose. Es sind modern wirkende Bilder, die Ellis und Schrader gefunden haben, ungeschönte, eiskalte Beobachtungen unserer Zeit, Ellis' Dialoge bilden Leere in schärfster Präzision ab. Vor kurzem twitterte er: „Wenn Leute beanstanden, ein Film sei völlig frei von jeglicher Gefühlsregung, können die nicht verstehen, dass Taubheit auch ein legitimes Gefühl ist?“

Es gab eine Zeit, da hat Ellis das Empfinden einer ganzen Generation getroffen. Heute scheinen die Menschen andere Sorgen zu haben als ihre Taubheit. Deswegen lesen sie lieber Bücher von Schriftstellern wie Dave Eggers oder Jonathan Franzen, Bücher, die von Familien, Beruf und Liebe erzählen, Ellis nennt das die „neue Ernsthaftigkeit“. Er glaubt nicht daran, dass der Künstler in der Mitte der Gesellschaft stehen sollte. Ellis ist lieber der einsame Nihilist, der oben in seinem Glashaus wacht und versucht, seinen moralistisch-pessimistischen Blick auf die Welt in die neue Zeit zu retten.

„Warum musst du immer so negativ sein“, fragt Schultz seinen Freund.

Ellis sagt „oh-kay“. Das Familienoberhaupt hat etwas zu sagen. „Jeder ist also nett zu jedem. Jeder bekommt eine Eins. In einer perfekten Welt wäre das groß-



Lust, das zu fühlen, was er fühlt.

Am nächsten Tag möchte Ellis ins Kino gehen. Er tauscht die Jogginghose gegen eine 290-Dollar-Jeans, dazu Lacoste-Shirt, Windjacke und Joggingsschuhe (seine tägliche Uniform) und holt seinen schwarzen BMW 528i aus der Garage, „das universelle L.-A.-Dude-Car“, wie er sagt.

Manchmal wirkt es, als wäre diese Figur Bret Easton Ellis, die sich hier durch L. A. bewegt, mit einer Fernsteuerung gelenkt. Seine Stimme klingt so künstlich wie eine Synchronstimme. Im Umgang mit anderen Menschen verfehlt er immer knapp das sozial Erwartete. Alles, was Ellis sagt, scheint er mindestens zehnmal vorher gefiltert zu haben.

Gegenüber vom Hotel Château Marmont, in dem auch „The Canyons“ beginnt, biegt Ellis in eine Tiefgarage. Das Kino liegt in der Sunset Plaza Mall, einem grauenhaften Ort, Rolltreppen, Springbrunnen, Fitnesscenter und Joghurtläden.

Ellis blüht hier auf. Vor dem Starbucks-Laden trifft er einen Freund aus alten New Yorker Tagen, einen Internetmillionär. Sie reden über die Partys Ende der Neunziger, die Ellis in seiner Wohnung am Union Square gegeben hat. Gegen Mitternacht verließ Ellis stets seine eigene Party, um woanders weiterzufeiern mit Leuten, die er wirklich mochte. Danach zog er in ein Hotel, blieb dort drei Tage, und als er zurückkam in seine Wohnung, waren alle Spuren der Party beseitigt.

Der Freund stutzt einen Moment: „Haben wir da neulich schon einmal drüber geredet, oder hast du das getwittert? Ich kann das nicht mehr auseinanderhalten.“

Es geht dann um die Unbeschwertheit von damals und um Drogenmengen. Ellis lacht: „Ist es nicht großartig, dass wir in dieser Mall vor Starbucks sitzen und Kokain-Gags machen?“

Er hat einen nun vier Tage lang an seinem Leben teilnehmen lassen. Er sagt: „Ich bin einsam. Ich lasse jeden sofort in mein Leben.“ In seinem Gesicht liegt jetzt eine gewisse Güte. Am nächsten Tag möchte er mit dem Man-up-Programm beginnen. Dann verschwindet er im Kino.

Tags darauf kündigt Ellis auf einer Blog-Seite für Autoren seinen neuen Roman an. Er erzählt von Palm Springs und davon, dass es ihm nicht gutging und wie ihm klarwurde, einen neuen Roman schreiben zu müssen. Er soll mit einem Autounfall an einer Ecke in West-Hollywood beginnen. ◆

Drehbuchautor Ellis: „This is so L.A.“

artig. Aber leider leben wir nicht in dieser Welt. Wenn du nicht begreifst, dass die Widrigkeiten des Lebens dir ab und zu in die Fresse schlagen, wirst du irgendwann Selbstmord begehen. Härte dich besser ein bisschen ab. Gewöhne dich daran, dass die Welt nervt.“

Am Tisch ist es still geworden. Das Pornopärchen nickt.

Ellis sagt: „Ich weiß. Ich bin alt. Ich klinge wie ein alter Mann.“

Dann solle er sich auch wie einer benehmen, sagen ihm viele seiner Freunde. Auf der Oscar-Party hat ihn eine Freundin gefragt, ob er sich nicht schäme. Er solle endlich mit Twitter aufhören. „Leute halten dich für verrückt.“

399 000 Menschen folgen Ellis auf Twitter. Entweder spätnachts (keine gute Idee wegen Alkohol) oder gleich morgens (keine gute Idee wegen Morgenverstimmung) setzt er kleine Botschaften ab: apodiktische Urteile über den Zustand der Popkultur, L.-A.-Miniaturen, künstlerische Selbstbespiegelungen – aber auch furiose Angriffe auf Schauspieler, Regisseure, Schriftsteller. Viele seiner Tweets werden von der Presse aufgenommen, manchmal entstehen kleine Skandale. Früher musste er einen ganzen Roman dafür schreiben.

In den Tweets kommen neben dem Ich-Erzähler regelmäßig andere Figuren vor. Da ist der „26-year-old“, also sein Lebensgefährte, er steht für das Naive und Gute in der Welt. Und da ist „the trainer“, Ellis' Fitnesscoach, dem die Welt nichts anha-

ben kann, weil er zu dumm für sie ist, Ellis scheint ihn darum zu beneiden.

Der Essayist David Shields nannte neulich Ellis' Twitter-Projekt „schlicht brilliant“. Es sei vielleicht besser als seine Bücher. „Er versucht in seinen Tweets, mit aller Kraft zu erforschen, wie man lebt, wie man denkt und wie man fühlt in der Kultur des Post-Empire.“

Ein typischer Ellis-Tweet lautet so: „Zur allgemeinen Information: Es wird kein neuer Roman geschrieben. Außer vielleicht The James Deen Story und etwas, das heißt ‚Komm vorbei und bring sofort Koks mit‘.“

Da ist alles drin, was Ellis derzeit beschäftigt. Er hat diese Zeilen in einer Nacht Anfang Dezember gesendet. Schultz war ausgegangen, Ellis hatte Tequila getrunken und eine Dokumentation über die Rolling Stones geguckt. Viel Kokain gab es da, was Ellis animierte. Doch der einzige Dealer, den er noch kannte, war inzwischen Drehbuchschreiber. Wieder so eine L.-A.-Karriere, dachte Ellis und nahm eine Xanax. Kurz bevor er ohnmächtig wurde, wollte er eigentlich eine SMS an Schultz schreiben, doch er landete bei Twitter: „Come over and do bring coke now“. Am nächsten Tag stand auf allen Celebrity-Seiten im Internet: „Bret Easton Ellis hat versucht, Koks über Twitter zu bestellen“. Einer seiner Fans fragte: „Is Bret Easton Ellis dead inside?“

Ellis ist nicht tot, aber manchmal ziemlich betäubt. Manchmal hat er keine

ROBERT GALLAGHER / DER SPIEGEL

ZEITGESCHICHTE

Nach dem Feuer die Dummheit

Vor 80 Jahren begannen nationalsozialistische Studenten mit den Vorbereitungen zur Bücherverbrennung. Eines ihrer Opfer war der Schriftsteller Erich Kästner, der zusah, wie sein Berlin-Roman „Fabian“ in Flammen aufging. Von Georg Diez

Es ist spät, es ist dunkel, und es regnet, aber davon lassen sie sich nicht abhalten, die Studenten, die sich diese Sache ausgedacht haben. Sie brauchten keinen Hitler, keinen Goebbels, es war ihre Idee, und jetzt stehen sie da und johlen, Fackeln in der Hand, aber dann muss die Feuerwehr helfen und etwas Benzin auf die Bücher kippen, damit sie brennen, wie gesagt, es regnet.

Der 10. Mai 1933, kurz vor Mitternacht, nicht gerade beste Sendezeit.

Dann tritt er doch noch auf, Joseph Goebbels, und brüllt auch schon, „der kommende deutsche Mensch wird nicht nur ein Mensch des Buches, sondern auch ein Mensch des Charakters sein“, was vor allem heißt, dass der deutsche Mensch „die Furcht vor dem Tode“ verlernen wird – und in dieser Szene, in diesen Worten, die er wie Wurfgeschosse hinausschleudert, ist alles enthalten, was noch kommt, die brennenden Synagogen, Auschwitz, Stalingrad und die Erschießungskommandos an der Ostfront: Goebbels hatte alles in seinem Kopf, er brauchte nur ein paar Helfer.

Schon 1931 hatten bei den Studentenvahlen 44,4 Prozent für den „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund“ gestimmt, Anfang April 1933 hatte sich die „Deutsche Studentenschaft“ die „Aktion wider den undeutschen Geist“ ausgedacht, am 12. April hatte sie ihre „12 Thesen“ veröffentlicht, in denen es hieß, dass der Jude nur jüdisch denken könne, „schreibt er deutsch, dann lügt er“. Diese Lüge wollen sie „ausmerzen“.

Jetzt stehen hier bei strömendem Regen rund 40 000 Menschen auf dem Opernplatz in Berlin, um zu sehen, wie das



Autor Kästner um 1930: Frauenfreund, Muttersohn, Wortmensch

geht – unter ihnen auch Erich Kästner, der Goebbels später einen „kleinen Hinkenden Teufel“ nannte und einen „missratenen Menschen“: Kästner ist gekommen, um seine eigenen Bücher brennen zu sehen, den „Fabian“ vor allem, eine „Sudelgeschichte“, wie der „Völkische Beobachter“ fand, voller „Schilderungen untermenschlicher Orgien“.

Es geht in „Fabian“ tatsächlich um schnellen Sex, um beiläufigen Sex, um lesbischen Sex, es geht um gekaufte und verkaufte Liebe, um Sehnsucht und Selbstmord, um Eheleute, die einander betrügen, um Freunde, die verzweifeln, um eine Zeit, die sich verliert, in Berlin,

dem zärtlichen Moloch der Moderne, Zeitungsredaktionen voller Opportunisten, Tanzlokale voller Verrückter, eine Stadt voll von Bettlern, Bordellen, Unordnung.

Nichts für Nazis.

„Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemeinschaft und idealistische Lebenshaltung“, schreit also der erste Student auf dem Opernplatz seinen „Feuerspruch“ heraus. „Ich übergebe der Flamme die Schriften von Marx und Kautsky.“

„Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat“, schreit der zweite. „Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner!“

Ziemlich weit vorn in dieser Liste: Erich Kästner, der Autor von „Emil und die Detektive“ und „Pünktchen und Anton“, der Theaterkritiker, Gebrauchslyriker, Humorist. Noch vor Sigmund Freud und dessen „seelenzerfasernder Überschätzung des Trieb- lebens“, vor Theodor Wolff und dessen „volksfremdem

Journalismus“, vor Erich Maria Remarque und dessen „literarischem Verrat am Soldatentum des Weltkrieges“, vor Alfred Kerr und dessen „dünnkelhafter Verhöhnung der deutschen Sprache“, vor Tucholsky und Ossietzky und deren „Freiheit und Anmaßung“.

Viele sind längst geflohen oder schon im Gefängnis, aber Kästner steht dort, wo die Flammen seine Bücher verschlingen. Er will sehen, was passiert, weil er Chronist sein will und immer noch denkt, dass der Spuk schnell vorüber sein wird und er dann seinen Roman schreiben will über diese Zeit, womöglich einen heiteren, er kann nicht anders. Da ruft eine

Frau: „Dort steht ja Kästner“, und er geht lieber, der berühmte, der ambivalente, der gutgelaunte und verlorene Kästner, eine deutsche Schicksalsfigur.

Denn seine Geschichte greift zurück in die Weimarer Zeit, und wer verstehen will, wie das kam, die Sache mit der Bücherverbrennung vor 80 Jahren und alles, was folgte, der Fanatismus, der Massenkult, diese ganze deutsche Todesmaschine bis hin zur ultimativen Brutalität an der Ostfront – der muss zurückschauen, mindestens bis ins Jahr 1928, als, nachträglich betrachtet, alles zu spät war und Kästner anfang zu schreiben, richtig zu schreiben, mit Tempo und Energie, seine „Montagsgedichte“ erst und dann den Roman „Fabian“, der 1931 erschien und 1933 verbrannte, in Berlin, in München, Greifswald, Göttingen, Heidelberg, Marburg, Kiel, Hannover, Dresden, in so ziemlich allen deutschen Hochschulstädten, gründlich waren sie.

Seine Geschichte endete aber eben nicht 1933 mit Flucht, Exil, Ausbürgerung, Kästners Geschichte ging weiter, in Berlin, wo er sich vergebens um die Aufnahme in den „Reichsverband deutscher Schriftsteller“ bemühte und noch sein „Fliegendes Klassenzimmer“ erscheinen konnte: „Also, mit dem Draußenbleiben, das kommt gar nicht in Frage“, schrieb er noch nach dem Reichstagsbrand aus Südtirol an seine Mutter, „ich hab ein gutes Gewissen, und ich würde mir später den Vorwurf der Feigheit machen. Das geht nicht. Außerdem bekommt mir das Fortsein immer nur paar Wochen.“

So blieb er: weil er seine Mutter nicht allein lassen wollte, der er fast täglich einen Brief oder eine Postkarte schickte. Weil er Reporter sein wollte in dunklen Zeiten und sich doch in Dauer und Wut des deutschen Wahns verschätzte. Weil er ein Spieler war, sorglos, bereit zum Risiko, immer ein wenig falsch und wohl auch etwas arrogant, das änderte sich bis zum Ende seines Lebens nicht, als die verschiedenen Frauen, die er in all den Jahren so gut getrennt gehalten hatte, auf einmal Ärger machten und er noch mehr trank und aus dem Schriftsteller Erich Kästner längst „Erich Kästner, Schriftsteller“ geworden war, ein Stellvertreter des Mannes, der er hätte werden können, wenn er nicht so viele Kompromisse eingegangen wäre.

„Er war kess, er war pläsiertlich, aber er war nie mutig“, so beschreibt ihn Fritz J. Raddatz – und Kästner bezahlte seinen Preis fürs Bleiben. Seine Bücher wurden verbrannt, sie wurden verboten, Kästner aber war Anfang dreißig, er war im besten Alter, produktiv und doch gelähmt. „Es scheint, dass man auf mich besonders schlecht zu sprechen ist, weil im Ausland Klaus Mann in seiner Zeitschrift etwas aus meinen Bänden abgedruckt hat“, schreibt er im Oktober 1934 an seine Mutter. „Und nun glauben die Behörden, ich hätte es hingeschickt! So ein Wahnsinn!“



Studenten bei Bücherverbrennung*: „Aktion wider den undeutschen Geist“

Also spielt er viel Tennis, er vergnügt sich mit „einer blonden 20jährigen Schauspielerin, die mich seit dem 15. Jahre liest und liebt“, wie er an seine Mutter schreibt, er arbeitet auch, unter falschem Namen, schreibt Theaterkomödien und Filmdrehbücher, wird fast von der Gestapo verhaftet, aber „Deutschlands hoffnungsvollster Pessimist“, wie ihn Marcel Reich-Ranicki 1974 nennt, kommt natürlich davon und trinkt weiter mit seinen Freunden, treibt sich nachts in den Bars und in den Bordellen herum, die er im „Fabian“ beschreibt – das

* Auf dem Berliner Opernplatz am 10. Mai 1933.

Hauptwerk Kästners und doch bislang nur in einer verstümmelten Fassung zu lesen.

Kästner hatte den Kürzungen damals zugestimmt, die giftige Stimmung in Berlin war der Grund für die Selbstzensur: „Was hatte er hier in dieser Stadt, in diesem verrückt gewordenen Steinbaukasten zu suchen“, schreibt Kästner über den Antihelden und Zauderer Jakob Fabian, Frauenfreund, Muttersohn, Wortmensch wie er selbst.

„Den Untergang Europas konnte er auch dort abwarten, wo er geboren worden war. Das hatte er davon, dass er sich einbildete, der Globus drehe sich nur, solange er ihm zuschaue. Dieses lächerliche Bedürfnis, anwesend zu sein! Andere hatten einen Beruf, kamen vorwärts, heirateten, ließen ihre Frauen Kinder kriegen und glaubten, das gehöre zum Thema. Und er musste, noch dazu freiwillig, hinterm Zaune stehen, zusehen und ratenweise zweifeln. Europa hatte große Pause. Die Lehrer waren fort. Der Stundenplan war verschwunden. Der alte Kontinent würde das Ziel der Klasse nicht erreichen.“

Auch Kästner wollte Lehrer werden, er wurde dann doch lieber gefeierter Journalist, erst in Leipzig, dann in Berlin. Er raste und ratterte mit der Geschwindigkeit dieser Stadt, er schrieb Feuilletons und hatte Verhältnisse, er wohnte zur Untermiete und hatte Erfolg, mit seinen Kinderbüchern, die so viele liebten, mit seinen Gedichten, die so viele hassten.

„Die andre Möglichkeit“ etwa von 1930:

Die Frauen müssten Kinder werfen. / Ein Kind im Jahre. Oder Haft. / Der Staat braucht Kinder als Konserven. / Und Blut schmeckt ihm wie Himbeersaft.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, / dann wär der Himmel national. / Die Pfarrer trügen Epauletten. / Und Gott wär deutscher General.

Die Grenze wär ein Schützengraben. / Der Mond wär ein Gefreitenknopf. / Wir würden einen Kaiser haben / und einen Helm statt einem Kopf.

Kästners politische Haltung in dieser Zeit war sicherlich links, aber ohne Partei, er war für Hindenburg bei der Reichspräsidentenwahl 1932, er unterzeichnete im selben Jahr einen Appell für eine „einheitliche Arbeiterfront“, er wollte „zwischen den Stühlen“ sitzen, so hatte er es in seinem Gedichtband gesagt: „Wie Ihr's Euch träumt, wird Deutschland nicht erwachen. / Denn Ihr seid dumm, und seid nicht auserwählt. / Die Zeit wird kommen, da man sich erzählt: / Mit diesen Leuten war kein Staat zu machen.“

Seine Verzweigung trug Kästner dabei wie einen Schal, locker um den Hals geschlungen, er gleicht darin Jakob Fabian, der als Werbetexter arbeitet, bis ihm gekündigt wird, woraufhin er länger als sonst durch die Stadt spaziert, die so grell und geil erscheint: „Da vorn ist ein Lokal, wo parfümierte homosexuelle Burschen mit eleganten Schauspielern und smarten Engländern tanzen und ihre Fertigkeiten und den Preis bekanntgeben, und zum Schluss bezahlt das Ganze eine blondgefärbte Greisin, die dafür mitkommen darf.“



Propagandaminister Goebbels*: Worte wie Wurfgeschosse

Im Grunde tun es alle mit allen, ein kurzes Innehalten gibt es nur selten: „Ein älterer Herr fand in dem Zimmer, das er zu Vergnügungszwecken betrat, zwar, wie er erwartet hatte, ein sechzehnjähriges entkleidetes Mädchen vor, aber es war leider seine Tochter, und das hatte er nicht erwartet.“

Ein Irrenhaus war dieses Berlin, das dem Leser zugleich vertraut und fremd entgegentritt. „Im Osten residiert das Verbrechen, im Zentrum die Gaunerei, im

* Bei seiner Rede zur Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz am 10. Mai 1933.

Norden das Elend, im Westen die Unzucht, und in allen Himmelsrichtungen wohnt der Untergang.“

„Und was kommt nach dem Untergang?“, fragt unseren Fabian das Mädchen, das er liebt und das ihn liebt und das ihn verrät und verlässt, wegen Geld und Karriere. „Ich fürchte, die Dummheit“, sagt er.

„Der Gang vor die Hunde“, so sollte der Roman ursprünglich heißen, und das wird auch der Titel seiner Urfassung, die im September erstmals im Atrium Verlag erscheint, ergänzt um die fehlenden Romanenteile und sprachlich näher an der Rohheit, die Kästner wollte. Näher auch an einer Härte, die damit nicht nur im Titel an Hans Falladas Roman „Jeder stirbt für sich allein“ erinnert, der vor ein paar Jahren in der rekonstruierten Fassung ein Welterfolg wurde. Näher schließlich an einem politischen Bewusstsein, das man heute nicht so leicht mit Kästner verbindet, das im Roman auch selten explizit auftaucht und doch immer präsent ist: Die Verlorenheit der Figuren ist ein Bild für die Verlorenheit einer ganzen Gesellschaft, die bereit ist, sich der mörderischsten Dummheit auszusetzen.

1960



Eine neue Festanstellung für Bakterien: Sie produzieren **Enzyme**, die Flecken zum Fressen gern haben. Heute wirken die Fleckenfresser in Waschmitteln sogar bei energiesparenden Temperaturen unter 30 °C – auch gegen Flecken vom Frühlingspicknick.

2002



Jetzt geht es im Badezimmer heiß her: Neue **Antireflexionsschichten** nehmen mehr Sonne auf und sorgen so für effektivere Solarthermieanlagen. Dem Frühjahrsputz am eigenen Körper steht somit nichts mehr im Wege.

Eines der schönsten Pärchen dieses

1995



Da leuchten nicht nur die Augen: Mit Hilfe spezieller Leuchtstoffe spenden **LED-Lampen** erstmals weißes Licht. Und das äußerst energiesparend. Da wird aus dem ersten romantischen Abend auf der Terrasse gern eine romantische Nacht.

2007



Nach Coffee to go gibt es nun auch Strom to go. Denn die **polykristallinen Solarzellen** im ersten netzunabhängigen Solar-Ladegerät laden Handys mit den ersten Sonnenstrahlen – für endlose Gespräche mit dem Schatz.

Der Roman liefert damit die Vorgesichte für die Geistlosigkeit, die folgte – und gerade die Romanteile, die aus Angst gestrichen wurden, zeigen, wie verlüdelt das Klima 1932 war: Es waren nicht politische Anspielungen, die etwa abgeschwächt worden wären. Es war zum einen ein Kapitelteil, in dem es ziemlich plastisch um die Narbe einer Blinddarmoperation auf dem dicken Bauch des Direktors Breilkopf geht. Und es war zum anderen eine gutgelaunte Passage, in der Fabian und sein bester Freund Labude mit dem Bus durch Berlin fahren und andere Fahrgäste zum Weinen bringen, weil sie sich über die nationalen Symbole lustig machen: Der Berliner Dom wird zur „Hauptfeuerwache“, die Universität zur „Anstalt für schwachsinnige Kinder“, das Brandenburger Tor zum „Verkehrsturm“.

Ekel und Spott, das war in diesen Vorzeiten etwas, was die späteren Bücherverbrenner, Ordnungsfanatiker und Dummkenner nicht ertragen konnten – genauso wenig wie die Leichtigkeit, mit der Kästner diesen Ekel und diesen Spott inszenierte, die so selten ist in der deutschen Literatur, eine eher journalistische und durchaus pointensichere Herangehensweise an das Schreiben, wie das viel später Jörg Fauser oder Benjamin von Stuckrad-Barre oder Wolfgang Herrndorf vorgeführt haben.

In dieser Gesellschaft bewegt sich der junge Kästner, der in „Der Gang vor die Hunde“ wiederzuentdecken ist – der alte Kästner dagegen, der nach dem Krieg zum Moralisten wurde, der er nie war, der sich als Instanz inszenierte und gegen die Wiederbewaffnung und gegen die Aufrüstung demonstrierte, der nie den groß angekündigten Roman schrieb über die Zeit zwischen 1933 und 1945 und sehr darunter litt, der überhaupt nichts wirk-

Kästners „Fabian“ war voll von Bettlern, Bordellen, Unordnung – nichts für Nazis.

lich Gutes mehr schrieb, wohl weil er sich verbraucht hatte in den Kompromissen der Heiterkeit und der Leichtigkeit: Dieser alte Kästner, der Feuilletonist und Frauenverhedderer, lebte noch 30 Jahre seinen Ruhm zu Ende, der ihm manchmal klebrig vorkommen musste.

Vielleicht hätte er also doch gehen sollen und nicht dort im Regen stehen, in der deutschen Nacht, im Mai 1933.

Erst lange nach seinem Tod wurde sein Doppel- und Dreifachleben bekannt, sein Trinken, sein unehelicher Sohn. Er hatte

immer sorgfältig darauf geachtet, dass das, was über ihn berichtet oder geschrieben wurde, von ihm möglichst gut kontrolliert wurde. „Keiner blickt dir hinter das Gesicht“ heißt die Kästner-Biografie des Germanisten Sven Hanuschek, der auch „Der Gang vor die Hunde“ herausgibt – diese Maske aber, die des Moralisten, die er später trug, hatte er noch in „Fabian“ selbst ironisiert: Der so entspannt unmoralische Roman nennt sich im Untertitel „Die Geschichte eines Moralisten“.

In seiner Rede „Über das Verbrennen von Büchern“, die jetzt wieder in einem kleinen Band im Atrium Verlag erschienen ist, fasst Kästner dann auch selbst sein Dilemma und auch das von Fabian zusammen, auf eine Art und Weise, die noch heute gültig ist, wenn es um das widersprüchliche Leben und Handeln in einer Diktatur geht.

„Im modernen undemokratischen Staat“, schrieb Kästner 1953, 20 Jahre nach der Bücherverbrennung, „wird der Held zum Anachronismus. Der Held ohne Mikrophone und ohne Zeitungsecho wird zum tragischen Hanswurst. Seine menschliche Größe, so unbezweifelbar sie sein mag, hat keine politischen Folgen. Er wird zum Märtyrer. Er stirbt offiziell an Lungenentzündung. Er wird zur namenlosen Todesanzeige.“ ♦

2012



Woran Frauen erkennen, ob's der Richtige ist? Am neuen EU-Reifenlabel. Dieses Etikett kennzeichnet spritsparende **Reifen aus Hochleistungs-Synthesekautschuk** im Handel. Übrigens auch für Männer.

2029

Frühlings: Chemie und Energiesparen.

2017

Die Chemie ist nicht nur für Frühlingsgefühle entscheidend, sondern auch fürs Energiesparen: mit stromsparenden LED-Materialien für romantisches Licht. Mit mobilen Solar-Ladegeräten für hungrige Handyakkus. Und mit spritsparenden Reifen für den Frühlingsausflug. Das ist umweltverträglicher und romantisch zugleich. www.ihre-chemie.de

Ihre Chemie.

Freuen Sie sich auf die Zukunft.

Predigt zum Verfall

In einem Essayband polemisiert Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa gegen den Niedergang der modernen Kultur, die kein oben mehr kennt, kein unten, keine Grenzen. *Von Matthias Matussek*



Besucher eines Popkonzerts: Nie war das Unzeitgemäße verachtenswerter als heute

CHAD BATKA / NEW YORK TIMES / LAIF

Sie ist nicht neu, aber genau darin liegt ihre Kraft: die Kritik an der Zeit, vorgetragen vom Unzeitgemäßen. Es gibt sie immer wieder, von Platons Schelte über den Sittenverfall der Jugend bis zu Nietzsches Kulturkritik an den zynischen „Spätlingen“ in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“. Jedes Mal waren auch Wahrnehmungsschärfungen über gesellschaftliche Fehlentwicklungen in den Polemiken enthalten.

Diese Art von Fundamentalkritik ist – tja: außer Mode. Nie war das Unzeitgemäße verachtenswerter als heute. Es gibt ein Vorurteil der Moderne zugunsten des Allerneuesten, gegen die Verteidiger der Tradition, die als Anachronisten belächelt oder als Reaktionäre verteuelt werden, mit dem Schwefelgeruch der Unbelehrbarkeit, der dem Begriff anhaftet.

Was aber, wenn der Fortschritt trügerisch wäre? Wenn die Progression in den Abgrund führte? Ist dann die reaktionäre Haltung nicht die eines Sanitäters, der den Unglücksopfern zur Seite springen möchte? Heute, in Zeiten des Spektakels, ist die Unzeitgemäßheit in der öffentlichen Arena das, was Lepra im Mittelalter war. Wer nicht mit angelegten Ohren in

ständig kürzeren Innovationsschüben durchs All der aktuellsten Welterklärungen und Rollen schießt, wird aussortiert.

Dieser Tage erscheint im Suhrkamp Verlag ein Essayband des Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa. Er heißt „Alles Boulevard“ und ist ein einziger Angriff auf das Zeitgemäße*. Man muss nicht allem zustimmen, aber selten ist eine so entschlossene Philippika gegen den aktuellen Lärmbetrieb gehalten worden.

Der Untertitel des Buchs enthält die Kernthese: „Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst.“ Es ist ein konservativer Einspruch gegen den Verfall der Theorie, die Entmachtung von intellektuellen Eliten, den Niedergang der Erotik, die Korruption durch den Skandaljournalismus, die Trivialisierung der Politik.

Mario Vargas Llosa, 77, weiß, wovon er spricht. Er erneuerte den lateinamerikanischen Roman, war Politiker, Dozent und Kritiker, lebte in Lima, Paris, Madrid, London, in den USA und kennt die Moden der Theorie, kennt die Weltkultur.

* Mario Vargas Llosa: „Alles Boulevard. Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst“. Aus dem Spanischen von Thomas Brovot. Suhrkamp Verlag, Berlin; 232 Seiten; 22,95 Euro.

Von Vargas Llosa gibt es dieses Foto aus dem peruanischen Präsidentschaftswahlkampf, der silberhaarige Gaucho mit seiner Sonnenbrille auf einem Pferd, damals zog er in die Politik gegen die Amtsführung des korrupten linken Präsidenten Alan García. Er war damals ein liberal-konservativer Don Quijote, der tatsächlich im ersten Wahlgang vorne lag. Er kennt die Politik als Spektakel, von innen und von außen. Für Romane wie das Dschungel- und Bordell-Epos „Das grüne Haus“ oder „Der Geschichtenerzähler“ über einen jüdischen Ethnologen, der verschlungen wird vom Wald mit seinen wuchernden Mythen, bekam er 2010 den Literaturnobelpreis.

Nun also „Alles Boulevard“, das im Originaltitel „Die Zivilisation des Spektakels“ heißt, ein Buch, das von spanischsprachigen Kritikern mit Bewunderung, aber auch mit Ironie bedacht wurde, weil es wenig zeitgemäß sei.

Zunächst zeichnet Vargas Llosa die Metamorphose des Kulturbegriffs nach: von T. S. Eliots „Notes Towards the Definition of Culture“, in denen Kultur als die einer Minderheit oder Elite definiert ist, die ohne christliche Wurzeln nicht denkbar

wäre, über George Steiners düsteren Befund, dass die Gräuel „zwischen dem Ausbruch des Ersten und dem Ende des Zweiten Weltkriegs“ jeden veredelnden Effekt aus der Kultur vertrieben haben, hin zu Guy Debords anarchistischer „Gesellschaft des Spektakels“, der die kapitalistischen Verdinglichungen der Kultur mit seiner Guerilla des situationistischen Spiels zu sabotieren trachtete. Jeder Schritt eine Banalisierung, eine Entzauberung des Begriffs.

In einer weiteren Theoriewelle wurde Gilles Lipovetskys und Jean Serroys Buch „Culture-monde“ populär, eine Weltkultur, die die Einebnung aller nationalen, religiösen und ethnischen Differenzen vollzog und eine Gleichwertigkeit von Eskimo-Kultur und Shakespeares Sonetten behauptete. Alles ist Kultur, und damit ist nichts mehr Kultur, in dieser Überdehnung plätschern wir dahin.

Dabei ist diese in Ansätzen optimistische demokratische „Weltkultur“-Theorie vom „Mainstream“-Befund Frédéric Martels längst widerlegt, der zeigt, wie sich die Kultur unter den Bedingungen der Entertainment-Industrie in Augenblickserfolgen erschöpft. Da ist nichts mehr, was über den Tag hinaus dauern möchte, dauern kann.

Die Entwicklung von T. S. Eliot zu Frédéric Martel liest sich für Vargas Llosa wie eine Grabesinschrift der Kultur: „Es ist der traumatische Umzug in eine neue Wirklichkeit, in der kaum noch Spuren bleiben von jener, die sie verdrängt hat.“

Der Intellektuelle als Instanz, so Vargas Llosa, ist abgeräumt und durch Blogger ersetzt. Möglicherweise, könnte man einwenden, trauert da einer seinem Bedeutungsverlust nach, aber er schreibt von Leuchttürmen wie Sartre oder Moravia oder Enzensberger. Der Betrieb braucht sie nicht mehr, die großen Einzelnen.

Und warum? Weil der Kulturbegriff mittlerweile ausgedehnt ist auf eine vage Gesamtheit aus Bräuchen und Sitten, aus Sprache, Glaube, Kleidung, Technik, auf die Kochkunst genauso wie die Ekstasemessen der Rave-Keller, die Haute Couture oder Fußball, die Unterhaltungsschwarte genauso wie Joyce' „Ulysses“. Kurz: Die Kultur kennt keine Hierarchien mehr, keine Grenzen.

Die Kritik als Institution hat sich aufgelöst. Der Unterhaltungswert ist zum alleinigen Kriterium geworden, wichtiger für den Erfolg eines Buchs ist nicht die Besprechung im Feuilleton, sondern dass es im Fernsehen vorgestellt wird. Die

bildende Kunst? Der Wert eines Kunstwerks bemisst sich nach seinem Preis, nicht etwa umgekehrt.

Wir begleiten Vargas Llosa, wenn er die Londoner Show „Sensation“ besucht, wo ein Marienbildnis mit Porno-Schnipseln und Elefantendung kombiniert wurde, und wir begreifen seinen traurigen Widerstand sofort. Wer das nicht tut, den nimmt er mit in die Ausstellung „Seurat und die Badenden“ und verweilt vor einem Bild, an dem Georges Seurat zwei Jahre lang arbeitete, lenkt den Blick „auf die Ruhe der Figuren“, auf die Landschaft, „diese tiefe Harmonie zwischen Mensch und Wasser, Wolke und Segelboot, eine Demonstration vollkommener Beherrschung des Werkzeugs“.



Schriftsteller Vargas Llosa: Im Dämmerlicht des Alters

Kultur bedeutete Bildung und einen Kanon, ein „gemeinsames Erbe von Ideen, Werten und Kunstwerken“. Heute, so Vargas Llosa, ist keiner mehr gebildet, auch wenn alle glauben, es zu sein.

Natürlich beschäftigt er sich auch mit den Salondenkern, den Poststrukturalisten, die er in seiner Pariser Zeit kennengelernt hat – ja, seine Essays bilden auch die Autobiografie eines Intellektuellen und seiner Kunsterfahrungen. Vargas Llosa war mit Baudrillard befreundet. Nun schaut er kopfschüttelnd zurück auf die „Stunde der Scharlatane“.

Sicher, „dass wir in einer Zeit der Abbilder leben, der Repräsentationen“, scheint ihm wahr zu sein, aber die theoretischen Balletttänzer tun das Ihre, um

an der Entwertung der Wirklichkeit mitzuarbeiten, das geht hin bis zu Baudrillards Behauptung, der Golfkrieg habe gar nicht stattgefunden, er sei eine reine TV-Farce gewesen.

Das Bildungssystem? Erst recht im Verfall. Vargas Llosa berichtet von einer TV-Dokumentation über eine Schule in der Pariser Banlieue, voller Waffen, Drogen und Gewalt, und er beschreibt einen gespenstischen Gewöhnungsprozess – eine Lehrerin erklärt, solange sie mit Kollegen gemeinsam zur Schule gehe, sei sie sicher vor Prügeln: „Es ist alles in Ordnung.“

Dies führt er zusammen mit Ideen von Foucault, der die Schulen der westlichen

Welt als Machtinstrumente verstand, in denen hocheffiziente Formen der Unterwerfung und Entfremdung genutzt würden, um die Schüler zu unterdrücken. Foucault habe angenommen, so Vargas Llosa, wahre Emanzipation erreiche man nicht in Klassenzimmern oder an Wahlurnen, sondern „mit Steinwürfen auf Polizisten, mit dem Besuch einer Schwulensaua in San Francisco oder eines SM-Clubs in Paris“.

Bis zum Schluss übrigens leugnete Foucault die Wirklichkeit von Aids, jener Krankheit, an der er starb – für ihn war sie ein Täuschungsmanöver des Establishments.

Vargas Llosa spricht Foucault nicht ab, Wahrheiten über den Wahn oder die Sexualität erkannt zu haben. Doch was nach ihm kam an postmoderner Theorie, sei zu einer delirierenden Veranstaltung dekonstruktivistischer Schwätzer verkommen.

Die Wirklichkeit gibt es nicht? Stattdessen nur noch ein Dickicht von Diskursen, Sprache nur noch als Kontrollinstrument? Haben nicht, so Vargas Llosas Einwand, Denker von Sokrates bis Marx, von Nietzsche bis zu Joyce, die Mächtigen und Konventionen herausgefordert?

Eine weitere Verödung besichtigt der Essayist in einem für die Kultur besonders inspirierenden Terrain, der Erotik. Sein Ausgangspunkt ist ein Onanier-Kurs, der in spanischen Schulen unter dem Titel „Die Lust in deiner Hand“ angeboten wurde. Wie wurde da wohl benotet?

Die Erotik „verschwand zur gleichen Zeit wie die Kritik und die Hochkultur“. Kein Spiel, kein Kunstwerk aus Phantasie und Ritual und subversiver Regelverletzung, nur noch promiskues Ineinanderstürzen. Er greift zurück auf die erotischen Zeichnungen Picassos und vergleicht sie mit Catherine Millets manischen Ausflügen in den „kalten Sex“ auf den Lade-

flächen von Lieferwagen. Welch ein Hölleinsturz!

Der Journalismus! Längst mit dem Boulevard verbrüdet, mit der Lautstärke, dem kurzweiligen Reiz. Da wird einer wie Julian Assange zum Freiheitshelden! Für Vargas Llosa eher ein ruhmbeessener Polit-Pornograf, dessen Geheimnisverrat – der nur im freien Westen möglich war – hauptsächlich das unseriöse Interesse an politischem Klatsch befriedigte.

Wir, die wir die Demokratie und ihre Freiheiten genießen, die Kunst, die Ideen, die Werte, die Literatur, wir haben die Freiheit genutzt, „ein allgemeines Recht zu etablieren, zynisch auf alles herabzuschauen, was langweilt, beunruhigt und uns daran erinnert, dass das Leben nicht nur Vergnügen ist, sondern auch Drama, Schmerz, Mysterium und Enttäuschung“.

In diesem Zusammenhang stellt Vargas Llosa, der Diktatur in seinem Heimatland kennengelernt hat, die Frage, die sich heute alle Jugendlichen in der westlichen Komfortzone stellen sollten: Wären auch sie bereit, für die von ihnen so zynisch verachtete Freiheit das eigene Leben zu riskieren, wie es die Jugend während der Arabellion vorgeführt hat?

Im letzten Kapitel, das er „Das Opium des Volkes“ nennt, nimmt Vargas Llosa erneut T. S. Eliots Gedanken zur Religion auf, der befand: „Ohne das Christentum

als Hintergrund hätte unser ganzes Geistesleben keinen Sinn.“ Vargas Llosa, der selbst nicht gläubig ist und reichlich Kirchenkritik liefert, gibt ihm erstaunlicherweise recht. Er, der Matador des freien Marktes, ist sich sicher, dass der Zusammenbruch der Banken auf einen „Zusammenbruch des moralischen und geistigen Haltes, wie ihn das religiöse Leben bietet“, zurückzuführen ist.

„Das Leben ist nicht nur Vergnügen, sondern auch Drama und Schmerz.“

Die grassierende Frivolität in einer Kultur des Spektakels bedeutet eine moralische Entwaffnung in einer „gottlosen Kultur“. Was für eine Wortwahl eines Agnostikers. Er warnt die Religion vor einer „Banalisierung ihrer selbst“. Nicht von ungefähr hatte er die Leserschaft der linken Tageszeitung „El País“ damit geschockt, dass er den Papstbesuch zum Weltjugendtag in Madrid bejubelte.

Vargas Llosa empörte sich damals über die Demonstranten, die betenden Mädchen Kondome zuwarfen, er nannte den Papst den „gebildetsten“, den es nur geben könne, und verteidigte die Kirche

in all ihrer autoritären Verfasstheit. Eine Abschaffung des Religionsunterrichts, so schreibt er nun, würde der Jugend ein gewaltiges Wissen verschließen und der Kultur des Spektakels alle Tore öffnen.

„Alles Boulevard“ ist eine melancholische Musterung unserer kulturellen Trümmerlandschaft im Dämmerlicht des Alters.

Nicht ohne Schrecken. Noch nie, so schreibt Vargas Llosa, waren wir so reich an wissenschaftlichen Neuerungen und noch nie so ratlos, wenn es um die allein gültige Frage geht: „Was tun wir auf diesem unseren Gestirn ohne eigenes Licht, wenn das bloße Überleben das einzige Ziel und die alleinige Rechtfertigung für das Leben ist?“

Etwas geht zu Ende. Es ist ein Gefühl, das offenbar von vielen geteilt wird. Den Prix Goncourt erhielt im vergangenen Jahr Jérôme Ferraris kunstvoller Roman „Predigt auf den Untergang Roms“. Der Titel spielt auf eine Predigt des Augustinus an, die der im Angesicht der Bedrohung durch die Westgoten hielt.

Vordergründig geht es um das Ende einer Kneipe auf Korsika, die zwei aus Paris gekommene Intellektuelle betreiben, auch um das Ende des französischen Kolonialreichs – doch im Kern um das Ende einer Kultur, wie wir sie kennen.



Halskratzen? Reizhusten? Stimme weg?



Lindert Reizungen
in Mund- und
Rachenraum effektiv.



Schnell spürbar und
langanhaltend!

www.gelorevoice.de

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 2 (3) **Dora Heldt**
Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen! dtv; 17,90 Euro
- 3 (2) **Volker Klüpfel / Michael Kobl**
Herzblut
Droemer; 19,99 Euro
- 4 (4) **Sabine Ebert**
1813 – Kriegsfeuer
Knaur; 24,99 Euro
- 5 (8) **Kerstin Gier**
Saphirblau – Liebe geht durch alle Zeiten Arena; 16,95 Euro
- 6 (–) **Kerstin Gier**
Smaragdgrün – Liebe geht durch alle Zeiten Arena; 18,95 Euro
- 7 (5) **Jussi Adler-Olsen**
Das Washington-Dekret
dtv; 19,90 Euro
- 8 (6) **Josephine Angelini**
Göttlich verliebt
Dressler; 19,95 Euro
- 9 (7) **Anne Gesthuysen**
Wir sind doch Schwestern
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 10 (–) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn Oetinger; 18,95 Euro
- 11 (18) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe Oetinger; 17,95 Euro
- 12 (9) **Paulo Coelho**
Die Schriften von Accra
Diogenes; 17,90 Euro
- 13 (10) **David Wagner**
Leben
Rowohlt; 19,95 Euro
- 14 (11) **Jörg Maurer**
Unterholz
Fischer Scherz; 16,99 Euro
- 15 (15) **Cassandra Clare**
City of Lost Souls – Chroniken der Unterwelt Arena; 19,99 Euro
- 16 (13) **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
- 17 (17) **Nele Neuhaus**
Böser Wolf
Ullstein; 19,99 Euro
- 18 (–) **Deborah Harkness**
Wo die Nacht beginnt
Blanvalet; 19,99 Euro
- 19 (–) **Andrea Sawatzki**
Ein allzu braves Mädchen
Piper; 16,99 Euro
- 20 (20) **Jussi Adler-Olsen**
Verachtung
dtv; 19,90 Euro



Sachbücher

- 1 (1) **Dieter Nuhr**
Das Geheimnis des perfekten Tages
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
 - 2 (4) **Michail Gorbatschow**
Alles zu seiner Zeit
Hoffmann und Campe; 24,99 Euro
 - 3 (5) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
 - 4 (3) **Meike Winnemuth**
Das große Los
Knaus; 19,99 Euro
- Mit dem Gewinn von einer halben Million Euro aus einer Quizshow bereiste die Journalistin zwölf Städte in zwölf Monaten
-
- 5 (2) **Frank Schirmacher**
Ego – Das Spiel des Lebens
Blessing; 19,99 Euro
 - 6 (6) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
 - 7 (9) **Michael Tsokos**
Die Klaviatur des Todes
Droemer; 19,99 Euro
 - 8 (10) **Gerald Hüther / Uli Hauser**
Jedes Kind ist hoch begabt
Knaus; 19,99 Euro
 - 9 (8) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
 - 10 (12) **Eben Alexander**
Blick in die Ewigkeit Ansata; 19,99 Euro
 - 11 (14) **Bronnie Ware**
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen Arkana; 19,99 Euro
 - 12 (13) **Peter Ames Carlin**
Bruce Edel Books; 24,95 Euro
 - 13 (7) **Egon Bahr**
„Das musst du erzählen“ – Erinnerungen an Willy Brandt Propyläen; 19,99 Euro
 - 14 (11) **Robert Skidelsky / Edward Skidelsky**
Wie viel ist genug? Kunstmann; 19,95 Euro
 - 15 (–) **Simon Biallowons**
Franziskus, der neue Papst Kösel; 14,99 Euro
 - 16 (16) **Jost Kaiser**
Als Helmut Schmidt einmal ... Heyne; 10 Euro
 - 17 (15) **Manfred Lütz**
Bluff! – Die Fälschung der Welt Droemer; 16,99 Euro
 - 18 (18) **Harald Welzer**
Selbst denken – Eine Anleitung zum Widerstand S. Fischer; 19,99 Euro
 - 19 (19) **Gerd Gigerenzer**
Risiko – Wie man die richtigen Entscheidungen trifft C. Bertelsmann; 19,99 Euro
 - 20 (–) **Rhonda Byrne**
The Secret – Das Geheimnis Arkana; 16,95 Euro

Das Thalia-Buch im April

Eine Liebesgeschichte, anders als alle anderen.
Die Liebesgeschichte von Lou und Will.



Jojo Moyes
Ein ganzes halbes Jahr

Liebesroman
512 Seiten
Rowohlt Polaris
€ 14,99 (D)

Auch als Hörbuch erhältlich
unter www.thalia.de

Entdecke neue Seiten

Thalia.de
Bücher, Medien und mehr

Jetzt den SPIEGEL testen und Top-Ten-Geschenk sichern!

10 x den SPIEGEL für nur € 29,- und über 30 % sparen.

1



ABUS-Fahrradschloss „Catena 685/75 Shadow“

Mit spezialgehärteter 6-mm-Vierkantkette und Schlosskörper aus speziell gehärtetem Stahl. Die Kette ist zudem mittels Automatikzylinder bequem durch Zusammenstecken verschließbar. Inkl. zweier Wendeschlüssel. Länge: ca. 75 cm, Gewicht: ca. 850 g.

2



Beurer-Küchenwaage

Mit einer Wiegefläche aus gebürstetem Edelstahl, gut lesbarer LCD-Anzeige, rutschfesten Gummifüßen, Tara-Zuwiegfunktion und Abschaltautomatik. Für Mengen bis 3 kg. Maßeinheiten: Gramm und Unzen. Inkl. Batterie. Maße (BxHxT): ca. 11,5x2,7x17 cm.

3



Brüder-Mannesmann-Gartenschere-Set, 2-tlg.

Dank Einhand-Sicherheitsverschluss und rutschfestem Kunststoffgriff sind Amboss- und Blumenschere besonders sicher zu handhaben. Mit rostfrei gehärteter Stahlklinge. Länge je Schere: ca. 19,5 cm.

4



Lieferung ohne iPod

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/shuffle! Mit Auto-scan-Radio, Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (BxHxT): ca. 18,5x4,8x4,8 cm.

5



BestChoice-Universalgutschein € 10,-

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 10,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl.

6



Halfar-CrossBag in Braun

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlager mit Steckverschlüssen. Maße (BxHxT): ca. 38x33x9 cm.



Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-065



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

7


Reisetaschen-Set, 3-tlg.

3-teiliges Taschen-Set bestehend aus Trolley, Reise-/Sporttasche und Rucksack. Gepäckspanngurt im Trolley-Innenraum. Material: Nylon. Maße (BxHxT): Trolley ca. 36x52,5x18 cm, Reise-/Sporttasche ca. 46x32x28,5 cm, Rucksack ca. 34x40x15 cm.

8


Bresser-Fernglas „TOPAS“

Elegantes Fernglas aus Metall. Mit 10facher Vergrößerung, Mitteltrieb-fokussierung, manuellem Dioptrienausgleich und voller Vergütung der Optik für einen guten Kontrast. Naheinstellung ab 7 m. Objektiv-Ø: ca. 25 mm. Inkl. Tasche. Maße (BxHxT): ca. 11x3,6x11,4 cm.

9


Madison-Armbanduhr „Cockpit“

Ausdrucksstarke Fliegeruhr mit japanischem Qualitätsuhrwerk, fluoreszierenden Ziffern und Zeigern, gewölbtem Mineralglas und Datumsanzeige. Gehäuse-Ø: ca. 40 mm.

10


Ferngesteuertes Modellauto „Mini Cooper S“

Fahrspaß für Groß und Klein. Der rote RC „Mini Cooper S“ ist dem Original im Maßstab 1:24 nachempfunden. Inkl. Fernsteuerung für eine einfache Navigation. Maße (BxHxT): ca. 6x9x15 cm.

Lieferung ohne Batterien

Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ **10x den SPIEGEL ohne Risiko testen**
- ✓ **Nur im Testpaket über 30 % sparen**
- ✓ **Wunschgeschenk sichern**
- ✓ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**


Jetzt auch für Windows 8

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

Digitalen SPIEGEL mitbestellen:

- Schon sonntags ab 8 Uhr
- Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- Einfach kostenlose App DER SPIEGEL installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- Optimierte für Windows 8, Android, iPad, iPhone, Kindle, BlackBerry 10 sowie für PC/Mac

Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,- statt € 42,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Mein Wunschgeschenk:

- | | | | |
|--|--|--|--|
| ☐ Fahrradschloss (4246) | ☐ Sinus-SoundTube (2622) | ☐ Reisetaschen-Set (2253) | ☐ Ferngesteuertes Modellauto (4500) |
| ☐ Beurer-Küchenwaage (3694) | ☐ Universalgutschein (4508) | ☐ Fernglas (4230) | |
| ☐ Gartenschere-Set (3158) | ☐ Halfar-CrossBag (3677) | ☐ Armbanduhr (2778) | |

☐ Frau ☐ Herr Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD13-507

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Datum, Unterschrift X SP13-065



ARCHITEKTUR

Messis Freiheit

Der Wiener Wolf D. Prix hat den Neubau der Europäischen Zentralbank entworfen. Er möchte Häuser schaffen, wie der FC Barcelona Fußball spielt. Vielleicht hilft es ja. *Von Dirk Kurbjuweit*

Es wird alles gut, alles schön, niemand muss sich mehr Sorgen machen wegen des Euro. Lionel Messi, der Herrliche, wird künftig alle Krisen lösen, mit einem dieser typischen Messi-Moves, einer überraschenden Bewegung, die den Gegner narrt, Dante, Hummels, demnächst auch die Finanzmärkte, ein Wackler nach links, ein Schlenker nach rechts, und dann macht er das Tor. 3:0 für den Euro.

Messi wird uns retten, der FC Barcelona wird uns retten.

Warum das so kommen wird? Weil Messis Geist durch das neue Gebäude der Europäischen Zentralbank flirren wird. Weil alles mit allem zusammenhängt. Weil Wolf D. Prix dieses Haus entworfen hat, Gesellschafter und Geschäftsführer von Coop Himmelb(l)au. Ein Österreicher, ein Wiener, ein Schlitzohr, ein Architekt, der über viele Jahre „nix gebaut hat“, wie er selbst sagt, und nun baut er Europas wichtigstes Gebäude.

In der vergangenen Woche war es noch eine Baustelle im verregneten Frankfurt am Main. Kräne ragten über die beiden Türme, die 185 und 165 Meter hoch werden sollen, es fehlen noch Verkleidungen und die Innenausstattung. Im nächsten Jahr zieht die Zentralbank dort ein, und dann soll es Geldpolitik à la Messi geben.

Prix' Büro liegt in einem ehemaligen Wiener Arbeiterviertel, kein Luxus, kein Schmuck, man fühlt sich in das Naturkundemuseum einer anderen Zeit, einer anderen Welt versetzt, Abteilung genmanipulierte Gürteltiere und deren Verwandte. Sie hocken auf ihren Sockeln und Tischen, silbrig, schuppig, gepanzert. In Wahrheit sind das die Modelle der Häuser, die Coop Himmelb(l)au baut. Materialien: Stahl, Glas. Formen: auf keinen Fall Quader.



Bau der EZB-Zentrale in Frankfurt am Main: Europas wichtigstes Gebäude

Wolf Prix, 70, trägt eine gesteppte Jacke, einen Schal, und seine Brille hängt ihm an einer Kette vor der Brust. Sein Haar ist ungefähr so silbern wie die Gürteltiere. Die erste Frage, die erste Antwort, Prix redet jetzt, und wenn er redet, redet er richtig, also endlos, ein großer Wortfluss, der sich immer wieder verzweigt, mäandert, sucht und nie das Meer findet. Das Grundthema ist das Allesmiteinanderzusammenhängende. Prix hat dazu eine große Theorie.

Mit der Formel 1 fängt es an: Wenn zum Beispiel Lotus den revolutionären Typ 72 baut, ein Auto in extremer Leicht-

bauweise, dann wirkt sich das auf andere Bereiche aus, zum Beispiel auf die Architektur. Die löst sich dann auch von der Schwere, wird leichter.

Der Lotus 72 ist vor allem dadurch berühmt geworden, dass sich Jochen Rindt aus Österreich in diesem Auto zu Tode fuhr. Die Bremswellen waren zu leicht gebaut, und eine brach beim Training in Monza. Prix hat Rindt geliebt. Den Leichtbau liebt er immer noch.

Ein anderes Beispiel, das man aus diesem mäandern den Fluss herausziehen kann, ist die Raumfahrt. Die wahre Leichtigkeit begann nämlich mit der Raumfahrt, die, glaubt Prix, auch den Lotus 72 inspiriert hat, weil solche Dinge natürlich ebenfalls zusammenhängen. Mit der Raumfahrt trat die extremste Form der Leichtigkeit ins menschliche Denken und Leben, die Schwerelosigkeit. Andererseits ging es auch um Schutz, symbolisiert durch den Vollvisierhelm der Astronauten, der sich dann, logisch, bald auch in der Formel 1 wiederfand, und in der Architektur wurde das Schützende der Gebäude ebenfalls zum Thema, sagt Prix, neben der Schwerelosigkeit, was sich am besten an der Liege von Le Corbusier zeige, denn die ahme die liegend-schwebende Position der Astronauten in ihren Raumkapseln nach. „Das ist kein Zufall“, sagt Prix.

Nun könnte man nachschlagen und herausfinden, dass Le Corbusier seine Liege im Jahr 1928 entworfen hat, als die Raumfahrt noch eine Utopie war, aber es wäre kleinlich, Prix damit widerlegen zu wollen. In seinem Denken der großen

Zusammenhänge gibt es keinen Zeitpfeil, auf dem ein Tag brav dem anderen folgt, es geht mehr um eine Vorstellung als um eine Realität.

Prix hat früher als Torwart auf der Straße Fußball gespielt, er war Fan von Rapid Wien, nun ist er Fan von Borussia Dortmund und dem FC Barcelona. Er hat eine hohe Bereitschaft, sich vom Sport anregen zu lassen. Ihm fiel auf, dass manche Boxer mitten im Kampf die Auslage wechseln, und das, fand er, könne auch der Architektur guttun. Auch andere sind schon auf die Idee gekommen, dass Flexibilität in Arbeitsprozessen sinnvoll ist,

FRANK RUMPHORST / PICTURE ALLIANCE / DPA

aber niemand hat eine so schöne Erzählung dazu wie Prix.

Doch das ist nur die Vorrede zum FC Barcelona und der Europäischen Zentralbank.

Prix schaut sich regelmäßig die Spiele von Barcelona an, er liebt dieses Kurzpassspiel, Xavi auf Iniesta, Iniesta auf Xavi, Xavi auf Fàbregas, Fàbregas auf Iniesta, Iniesta auf Messi, und der löst sich dann aus dieser Ordnung und stellt etwas Wahnsinniges an, und daraus wird das Tor. „Ich habe da etwas gesehen“, sagt Prix.

Er sah die Schnelligkeit, die Schönheit, die Effizienz, und er fragte sich, warum sein Büro nicht auch so arbeiten kann. Er wollte keine langen Entscheidungswege mehr, sondern rasanten Kurzpassspiel, dann den Messi-Move und das Tor, wobei es da auch einen Zusammenhang zu Sigmund Freud gibt. Als Wiener, sagt Prix, sei er ja „gelernter Freud-Schüler“, und jetzt wird es etwas kompliziert, aber man könnte es so zusammenfassen, vereinfachend natürlich: Bei Freud sei es auch um das Feedback gegangen, und was sei ein Kurzpassspiel mit Doppelpässen anderes als ein permanentes Feedback? In diesem Sinne wäre dann Barcelonas Spielmacher Xavi der Freud des modernen Fußballs.

Prix zeigt ein Organigramm seiner Firma, das tatsächlich an die Aufstellung einer Fußballmannschaft erinnert, Abwehr, Mittelfeld, Sturm. Er sagt, zwei Leute sollten eng miteinander arbeiten, sich die Pässe kurz zuspielen, Iniesta auf Xavi, Xavi auf Iniesta und so weiter in freudscher Manier, bis ein Dritter kommt und den Messi macht. Prix macht besonders gern den Messi.

Bei der Europäischen Zentralbank sah das so aus: Über Kurzpassspiel entwickelte das Büro eine Grundform für das Gebäude, einen hohen Quader, in sich verdreht. Nun fehlte noch das Moment des Wahnsinns, das Moment der absoluten Freiheit des Denkens und Spielens, das Messi-Moment. Jemand, Prix sagt jetzt mal nicht, wer, hatte die Idee, einen schrägen Schnitt von oben nach unten durch den Quader zu machen. Dann wurde die eine Hälfte des Quaders gleichsam über die andere gehoben, dabei um die Längs-

achse gedreht und wieder abgestellt. „Ein typischer Messi-Move“, sagt Prix.

Nach diesem Dribbling mit einem Haus hat die EZB zwei Türme, die durch „hängende Gärten“ verbunden sind. Die gab's ja auch schon mal in Babylon. Da die Grundform des Quaders immer noch zu erkennen ist, wirkt das Gebäude so ernst, wie es sich für eine Europäische Zentralbank gehört. Durch den Schnitt und die Drehung hat sie aber auch etwas Verspieltes bekommen, etwas Leichtes.

der Geist das ausklammern könnte, um sich auf Inspiration und Treffsicherheit zu beschränken. Und Freud kann vielleicht auch manchmal helfen, wenn die Finanzmärkte wieder mal hysterisch werden zum Beispiel.

Prix ist der Sohn eines Architekten, der kleiner und konventioneller gebaut hat. Der Sohn wurde dann von den Sechzigern geprägt, vom Aufbruch, von der Selbstbefreiung. Im Mai 1968 hat er mit zwei Partnern Coop Himmelb(l)au gegründet.

Damals war alles gesellschaftlich relevant, das Lieben, das Reisen, das Bauen. Aus diesem Denken kommt Prix, es gibt nicht Räume in der Gesellschaft, sondern eine Gesellschaft, in der das eine das andere bedingt.

Im Jahr 1970 zündeten Prix und seine Partner 60 Sprengsätze, um einen temporären Raum aus Staub und Rauch entstehen zu lassen. Bei ihrer Aktion „City Soccer Wien“ liefen sie in aufblasbaren Anzügen durch die Fußgängerzone und forderten Passanten auf, mit riesigen Bällen zu spielen. Sie bauten das „Haus mit dem fliegenden Dach“ und waren groß darin, Theorien zu formulieren, aber sie bekamen kaum Aufträge.

Erst in den neunziger Jahren ging es langsam los, und erst seit 2000 darf Prix die großen Sachen machen, zum Beispiel für BMW eine Markenwelt in München errichten. Das Gebäude liegt nun in der Stadt wie eines dieser genmanipulierten Gürteltiere, das aus der Zukunft zurückgekehrt ist, um sich hier auszuruhen. Es ist ein exotischer Bau, aber auch ein bestürzend schöner, der mehr Skulptur ist als Haus, der den Münchner Zeitpfeil bricht, die Stadt aus ihrer Traditionseligkeit weiter herauszieht und ins Morgen führt. Messi in München.

Prix ist noch nicht zufrieden mit seinem FC Barcelona der Architektur und redet jetzt tatsächlich wie ein Trainer. „Die Kurzpässe funktionieren noch nicht richtig, sie müssen verinnerlicht werden in den Bewegungsablauf“, es fehle noch „die Automatisierung“.

Er arbeitet daran. Er schaut Fußball, er würfelt die Zeiten durcheinander, wartet auf den Wahnsinn, hat ein paar Ideen, und die Welt wird schöner dabei, in München, in Frankfurt, demnächst in Lyon. ◆



HERBERT NEUBAUER / PICTURE ALLIANCE / DPA



DUCCIO MALAGAMBA / COOP HIMMELB(L)AU



DUCCIO MALAGAMBA / COOP HIMMELB(L)AU

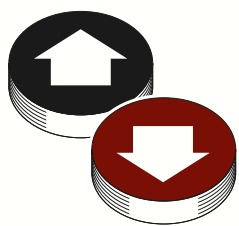


COOP HIMMELB(L)AU

Architekt Prix, Coop-Himmelb(l)au-Bauten*: Gürteltiere und Verwandte

Es kann gut sein, dass sich dieser Messi-Move vor den großen Zeiten Messis abgespielt hat, aber, wie gesagt, Zeitpfeil-Spießertum soll hier keine Chance haben. Deshalb ist es gar keine Frage, dass sich Messis Geist in der Europäischen Zentralbank aufhalten wird. Allerdings ist das der Geist eines Argentiniers, ausgerechnet. Dort sind sie überbordende Staatsverschuldung, Hyperinflation und Währungsschnitt gewohnt. Es wäre gut, wenn

* BMW-Welt in München, Internationales Konferenzzentrum im chinesischen Dalian (o.), Musée des Confluences im französischen Lyon (Entwurf).



Im Dorf der Narren

LITERATURKRITIK: Joachim Meyerhoffs Kindheitsroman beschwört das Glück eines Jungen, der inmitten von Psychiatriepatienten aufwächst.

Wer das Theater liebt und den Schauspieler Joachim Meyerhoff nicht verehrt, der muss in den vergangenen zehn Jahren sehr weit gereist sein oder ein Ignorant. Meyerhoff ist 1,90 Meter groß und ein herausragender Theaterdarsteller unserer Zeit. Er war vor einigen Jahren in Hamburg ein sensationeller, Süßholz raspelnder, wieselliger Mephisto, dann in Zürich ein eleganter, aber teuflisch zürnender Hamlet, und er spielte in Wien am Burgtheater unter anderem den Edelmännchen Othello und den Schiffbrüchigen Robinson Crusoe. 2007 wurde Meyerhoff, 45, als „Schauspieler des Jahres“ ausgezeichnet.

„Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“ heißt der Roman, den Meyerhoff nun veröffentlicht hat. Er schildert ein Kindheitsmärchen, aus dem der Held erwacht. Er spielt an einem Höllenort, der zugleich ein Paradies ist. Meyerhoffs Figur wächst auf in der Mitte einer riesigen, von Mauern begrenzten und von über 1500 Patienten bewohnten psychiatrischen Anstalt. Unter „Blödiess“ und „Spackos“, wie sie im Buch heißen, empfindet er eine Art von Glück.

Die großteils jungen Patienten sind Insassen des Landeskrankenhauses für Kinder- und Jugendpsychiatrie Hesterberg am Rande der Stadt Schleswig. In diesem Krankenhaus ist Meyerhoffs Ich-Erzähler zu Hause. Sein Vater ist der Direktor, die Villa der Familie steht im Zentrum der Anstalt. „Das Gelände der Psychiatrie war groß und eine Welt für sich. Es gab eine Gärtnerei, eine Großküche, eine Tischlerei, eine Schneiderei, eine sogenannte Dampfwaschanstalt, sogar ein eigenes Kohleheizwerk mit rot gemauertem Schornstein.“ Es sind die siebziger Jahre, in denen der Erzähler jeden Morgen quer über das Klinikgelände in Richtung Grundschule aufbricht, vorbei an freundlichen jungen Patienten, die sich den Kopf

blutig geschlagen haben oder den Knaben merkwürdiges Zeug fragen: „Haste Parfüms? Haste Parfüms?“ oder „Ah, wieder ficki-ficki machen?“

So erzählt der Roman zunächst eine bizarre Kindheitsgeschichte vom Aufwachsen in einer außergewöhnlichen Umgebung. Der junge Joachim, den der Vater „Josse“ nennt, schildert, wie er einmal eine Amsel begrub, deren Aufprall auf ein Fenster tödlich endete; er bestaunt gemeinsam mit seinen Brüdern die Anstrengungen des übergewichtigen Vaters,

ketballstar mit glitzerndem Selbstbewusstsein“, notiert er. „Wir umarmten uns alle, standen inmitten der rennenden Menschen und hielten uns aneinander fest.“

Meyerhoff hat die Story dieses zu Beginn so lustigen und später herzzerreißend kummervollen Romans, bevor sie zum Buch wurde, bereits zwischen 2007 und 2010 auf der Theaterbühne erzählt. Als Alleinunterhalter hat er die Familiensaga unter dem Titel „Alle Toten fliegen hoch“ vorgetragen, als wäre er ein archaischer Kriegerbarde, der am

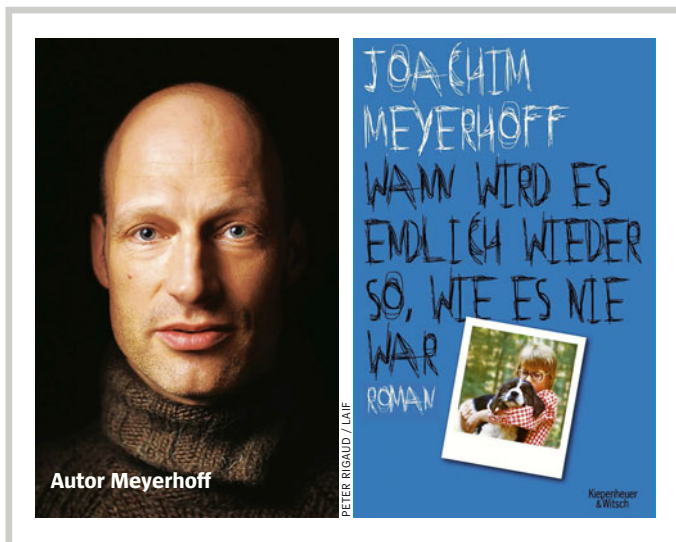
abendlichen Lagerfeuer von seinen Siegen und Niederlagen fabuliert. „Alle Toten fliegen hoch“ war ein fabelhaftes Theaterereignis.

Der erste Versuch, aus Teilen des Theaterabends einen Roman zu machen, erschien vor zwei Jahren und war nur halb gelungen, weil der Ausschnitt aus Meyerhoffs halbauthentischer Lebensballade unglücklich gewählt war. Man merkt der Sprache des Erzählers Meyerhoff auch in „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“ noch an, dass sie aus dem Mündlichen kommt. Die Verführungskraft seines Berichts hat durchaus mit

dieser heiteren Flapsigkeit zu tun, vor allem aber mit einer diesmal klug ausgetüftelten Dramaturgie, die den Leser mit dem Helden lernen lässt.

Am Anfang bestaunt Josse das Leid der Psychiatriepatienten und aller anderen Mitmenschen nur, ohne es zu begreifen. Gegen Ende, als er seinem Vater beim Sterben zugesehen hat, als die Klinikanlage, das Paradies seiner Kindheit, zum Teil abgerissen ist, wird ihm klar, „dass ich den Verlust einer Welt betrauerte, an deren Verschwinden nichts Trauriges war“. Einen „Wahnsinns-Ort“ nennt er sein Zuhause, in dem viele Geisteskrankte hinter Gittern ein elendes Dasein führten. Es sei, gesteht der Junge Josse, „das tausendfache Gebrüll der Kranken des Nachts“ gewesen, „das mich so herrlich schlafen ließ“.

WOLFGANG HÖBEL



endlich mal Sport zu treiben; er versucht, Blutsbrüderschaft mit dem Hund der Familie zu schließen. All diese Schelmen-Stories sind mit Liebe zum grellen Detail ausgeschmückt, denn der Ich-Erzähler hat schon früh erkannt, dass man ruhig schwindeln darf, um seinen Erlebnissen eine höhere Wahrheit zu verleihen. „Erfinden heißt Erinnern“, behauptet er.

Natürlich ist der fröhlich verschmitzte Ton Camouflage. Wie jeder gute Kindheitsroman ist Meyerhoffs Buch voller Schrecken. Eines Tages, als Josse gerade für ein Jahr auf Schüleraustausch in den USA lebt, ruft der Vater an und sagt, dass einer von Josses Brüdern bei einem Auto-unfall ums Leben gekommen sei. „Wie traurige Steine“ wirken die Familienmitglieder auf den Jungen, als sie ihn am Flughafen abholen. „Ich hatte mir diese Heimkehr so anders vorgestellt: als Bas-

Joachim Meyerhoff: „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; 352 Seiten; 19,99 Euro.

SERIENMÄSSIG MIT CLIMATRONIC, MULTIFUNKTIONSLEDERLENKRAD UND FERNWEH.



**PREISVORTEIL BIS ZU
2.690 €¹
UND 2,90 % FINANZIERUNG²**

Das Leben kann so schön sein.

Der neue Tiguan LIFE.³

Jetzt auch mit neuer optionaler Volkswagen AutoVersicherung.⁴

Wenn einen nichts mehr zuhause hält, kann das auch am Auto liegen. So wie im Fall des neuen Tiguan LIFE. Mit serienmäßigem Parklenkassistent, Light Assist und Multifunktionslederlenkrad ist dieser Allrounder nämlich für jede Idee zu haben. Darüber hinaus bietet er sogar noch einen Preisvorteil von bis zu 2.690 €¹ in Verbindung mit dem optionalen „LIFE Plus Paket“, das die ohnehin schon reichhaltige Ausstattung um die Leichtmetallräder „New York“ und ein elektrisches Panorama-Ausstelldach ergänzt. Mehr Informationen bei Ihrem Volkswagen Partner und unter www.volkswagen-life.de

Finanzierungsbeispiel für den Tiguan LIFE 1,4 l, 90 kW, 6-Gang TSI BMT, Kraftstoffverbrauch in l/100 km: innerorts 8,3, außerorts 5,5, kombiniert 6,5, CO₂-Emissionen kombiniert, in g/km: 152.

UVP ⁵	27.925,00 €	Monatsrate	159,00 €
Anzahlung	8.118,54 €	Laufzeit	48 Monate
Nettodarlehensbetrag	19.806,46 €	Jährliche Fahrleistung	10.000 km
Sollzinssatz (gebunden) p. a.	2,86 %	Schlussrate	14.130,05 €
Effektiver Jahreszins	2,90 %	Gesamtbetrag	21.762,05 €



Das Auto.

¹Maximaler Preisvorteil von bis zu 2.690 € am Beispiel des LIFE Sondermodells Tiguan in Verbindung mit dem optionalen „LIFE Plus Paket“ gegenüber der unverbindlichen Preisempfehlung des Herstellers für einen vergleichbar ausgestatteten Tiguan Trend & Fun. ²Ein Finanzierungsangebot der Volkswagen Bank GmbH, Gifhorn Straße 57, 38112 Braunschweig, für Privatkunden und gewerbliche Einzelabnehmer mit Ausnahme von Sonderkunden (Bonität vorausgesetzt, für Laufzeiten von 12 bis 48 Monaten). ³Kraftstoffverbrauch des neuen Tiguan LIFE in l/100 km: kombiniert 8,6–5,3, CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert 199–139. ⁴Gemäß Bedingungen der Volkswagen Autoversicherung AG, Gifhorn Straße 57, 38112 Braunschweig. Für Privatkunden und gewerbliche Einzelabnehmer, optional. ⁵Zzgl. Überführungs- und Zulassungskosten. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.

Lisa Simpson, Tochter

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dahinter steckt
immer ein kluger Kopf.

www.faz.net

THE SIMPSONS™ & © 2013 Twentieth Century Fox Film Corporation. All Rights Reserved.



Freude am Fettnapf

WAHLKAMPF: Steinbrück im Slogan-Storm

Die Peersträhne der SPD findet offenbar kein Ende. Der reichste Kanzlerkandidat aller Zeiten hat nun auch noch Ärger mit seinem Wahlkampfslogan. Seit bekannt wurde, dass mit dem Spruch „Das Wir entscheidet“ bereits eine Leiharbeitsfirma wirbt, fühlen sich große Teile der deutschen Wirtschaft von der SPD ausgegrenzt. „Sind unsere Slogans etwa nicht gut genug für Herrn Steinbrück?“, heißt es beleidigt bei deutschen Markenartikel-Herstellern. „Erst die Agenda 2010, jetzt die kostenlose Werbung – es ist schamlos, wie einseitig die SPD die Leiharbeitsbranche protegiert.“ Nun wollen auch andere Branchen vom Peer-Effekt („Einmal gefloppt, nie mehr gestoppt.“) profitieren. In der SPD-Wahlkampfzentrale gehen derzeit stündlich Vorschläge für neue Slogans aus allen Teilen der Industrie ein. Kandidat Steinbrück ist begeistert. Vielleicht gelingt ihm so ja doch noch die Trendwende? In der Wahlkampfzentrale favorisiert man mittlerweile „Mein Peer, Dein Peer – Peer ist für uns alle da“ und „Wir können alles, außer Opposition“. Plakatiert werden sollen auch „Heute ein Kanzler“, „Sind wir nicht alle ein bisschen Angie?“, „Vorsprung durch Steinbrück“ und „Freude am Fettnapf“. Die CDU arbeitet nervös an einer Gegenstrategie und verhandelt bereits mit Vodafone (Alles bleibt besser), Persil-Hersteller Henkel (Da weiß man, was man hat) und Müller Milch (Alles Merkel, oder was?). Insider berichten auch von Plänen der Union, der SPD mittels viralen Marketings gefälschte Slogans unterzuschreiben. Favorit: „Ist sie zu stark, bist du zu schwach.“

**DAS WIR
ENTSCHEIDET.**



Apple-Store in Sydney

SAEED KHAN / AFP

DATENSCHUTZ

„Google war fällig“



Rena Tangens, Vorstand der Datenschutz-Organisation Digitalcourage, über die Preisträger der jüngsten BigBrother-Awards, die der Verein gerade zum 13. Mal kürte

SPIEGEL: In der Kategorie „Globales Datensammeln“ ist Google am vergangenen Freitag als der größte Datenkrake ausgezeichnet worden. Warum jetzt?

Tangens: Google war lange fällig. Die sind ja längst ein Werbekonzern, der unter dem Deckmantel der Suchmaschine agiert. Mit den zig Diensten von Maps bis YouTube sammelt Google aber auf Schritt und Tritt Echtzeitdaten über Menschen, verknüpft diese Informationen und kategorisiert die Nutzer für den eigenen Werbefortschritt.

SPIEGEL: Kann man Google umgehen?

Tangens: Es gibt andere Suchmaschinen, die IP-Adressen nicht speichern, Ixquick etwa oder MetaGer aus Hannover.

SPIEGEL: Was kritisieren Sie mit dem Big Brother-Award für Apple?

Tangens: Bei Apple willigen Mitarbeiter gleich bei ihrer Einstellung in eine totale Videoüberwachung aller Ladenräume ein – natürlich total freiwillig.

SPIEGEL: Das haben Datenschützer durchgewinkt?

Tangens: Nein, Apple musste nachbessern. Die Aufkleber, die auch die Kunden über die Videoüberwachung informieren, sind jetzt nicht mehr auf Dackel-Augenhöhe angebracht, sondern etwa in Hüfthöhe.

SPIEGEL: In der Kategorie Politik erwischte es den gemeinsamen Beitragsservice, den die Bundesländer als Nachfolger der ungeliebten Gebühreneinzugszentrale gegründet haben.

Tangens: Zwar soll jetzt nur noch pro Wohnung und nicht nach Geräten geschnüffelt werden. Es sieht aber so aus, als machten es die Neuen am Ende wie die Alten. Sie werden weiter nach Personen fahnden. Diesem neuen Service der Landesrundfunkanstalten stehen noch mehr Daten zur Verfügung: Sowohl die aller Meldebehörden als auch der Bestand der GEZ. Ab 2015 dürfen sie auch bei Adresshändlern und Gewinnspielfirmen recherchieren.

NDR

Offene Briefe

Der NDR in Hamburg misstraut offenbar den eigenen Mitarbeitern, wenn es um den Postversand geht. Dort gilt die Regel, dass Briefe nur unverschlossen an die

Poststelle gehen sollen – um zu verhindern, dass Mitarbeiter ihre Privatkorrespondenz auf Kosten der Gebührenzahler erledigen. Es sei richtig, dass „ausgehende Geschäftsbriefe von der Poststelle verschlossen, frankiert und versandt werden“, auch um Missbrauch vorzubeugen, so ein Sprecher. Bei vertraulicher Post seien aber Ausnahmen möglich.



MUSIKMARKT

In Strömen

Sogenannte Streaming-Dienste wie Spotify sind digitale Leihhäuser für Millionen Songs. Die gebeutelte Musikindustrie setzt große Hoffnungen in das Geschäftsmodell. Stars sollen das Geschäft weiter befeuern.



Lars Ulrich ist als Schlagzeuger der Schwermetallband Metallica schon von Berufs wegen ein harter Hund. Umso mehr überraschte es, als er vor einiger Zeit vor einer Schar Journalisten zwei Männer fast zärtlich umarmte.

Ulrichs Gefühlsausbruch war auch deshalb bemerkenswert, weil einer der Männer einst sein Erzfeind war, der Internet-unternehmer Sean Parker. Vor zwölf Jahren nämlich hatte Metallica Parkers erster Firma den Todesstoß versetzt, der Musik-Tauschbörse Napster. Weil die online ungefragt Songs der Band verbreitet hatte, zerrten die Rocker sie vor Gericht. Am Ende schlitterte Napster in die Pleite.

Parker hat daraufhin Job und Firma gewechselt: Nun ist er Verwaltungsrat und Miteigentümer von Spotify. Der 2008 gestartete Streaming-Dienst lebt ebenfalls von Musik im Netz, doch das ist schon die einzige Gemeinsamkeit. Anders als einst Napster verbreitet er die Songs nun legal – mit dem Segen von Künstlern und Plattenfirmen.

Der Zweite, den Ulrich umarmte, war Daniel Ek, der Spotify gegründet hatte und den Drummer nun seinen „Freund“ nennt. Und das alles nur, weil neuerdings das Gesamtwerk von Metallica auf Spotify verfügbar ist. Für Ek ein Gewinn. Für Parker eine Genugtuung. Und für Metallica die Chance, sich eine neue, jüngere Zielgruppe zu erschließen.

Spotify kann man sich wie eine riesige digitale Musikbox vorstellen, gefüllt mit Singles und Alben, mit Hits von gestern und heute, obendrein Klassik und Jazz, gespeichert in Rechenzentren in Europa und den USA, insgesamt 20 Millionen Songs, 20.000 kommen täglich hinzu.

Anders als beim Herunterladen von Songs erwerben Kunden nicht die Musik, sondern lediglich das Recht, sie zu hören. Solange sie Spotify treu bleiben, fliegen ihnen die Platten online zu wie im Schlafaffenland die Brathähnchen, sie müssen nur zugreifen. Löschen sie jedoch ihren Zugang, stehen sie ohne alles da, denn nichts davon gehört ihnen.

Streaming trifft den Konsumenten-Nerv in Zeiten, da Teilen und Tauschen angeblich immer schicker wird. Für die Musikindustrie ist es die größte Revolution seit der Erfindung von Apples iTunes. Noch aber vermag die Branche nicht zu sagen, ob Streaming tatsächlich ihre Erlösung ist.

Zumindest sind die Umsätze, die sich seit 1999 im Sturzflug befanden, voriges Jahr erstmals wieder sanft gestiegen – und das ausgerechnet dank der Erträge aus dem Internet, das bisher als größte Bedrohung der Industrie galt.

Bereits ein Drittel ihres Umsatzes kommt aus dem Netz, dank iTunes, zunehmend aber auch durch Streaming-Dienste wie Deezer, Juke oder eben des Branchenriesen Spotify.

Die Einbrüche im CD-Verkauf jedoch macht das Streaming längst noch nicht wett. Spotify selbst ist nach wie vor defizitär. Ende vergangenen Jahres schossen Investoren wie Goldman Sachs und Coca-Cola 100 Millionen Dollar zu.

Teenie-Star Justin Bieber hält schon länger Anteile an dem Unternehmen, das zurzeit viel Geld in die Expansion steckt. Bislang in 20 Ländern vertreten, will Spotify am Dienstag dieser Woche in Mexiko, Singapur, Hongkong und im Baltikum an den Start gehen.

In Deutschland agiert das Start-up seit einem Jahr, vor wenigen Wochen bezog es ein neues Büro in Berlin-Mitte. Dass der Konferenzraum immer offensteht, ist nicht etwa einer besonders transparenten Unternehmenskultur geschuldet, sondern den noch fehlenden Türen. Deutschland-Chef Stefan Zilch, der früher beim sozia-

viel Geld sie einmal mit uns verdienen werden“.

Für den Nutzer ist das Angebot zunächst gratis. Ein halbes Jahr lang darf er so viel Musik hören, wie er will, danach maximal zehn Stunden im Monat. Alle paar Songs läuft ein Werbespot. Wer unbegrenzt hören möchte und werbefrei, bezahlt 4,99 Euro im Monat. Wer Spotify auch auf dem Smartphone nutzen will, 9,99 Euro. So viel kostet bei iTunes ein einziges Album.

Doch weltweit nutzt nur ein Viertel der Kunden das kostenpflichtige Angebot. In Deutschland hat Spotify angeblich gerade mal 200.000 zahlende Kunden, eine Zahl, die Zilch jedoch nicht bestätigen will.

Die hiesigen Plattenfirmen setzen dennoch große Hoffnungen ins Streaming-Geschäft. Dieter Gorny, Chef des Bundesverbandes der Musikindustrie, bezeichnet Spotify als „tolle Sache, von der wir uns ziemlich viel versprechen“.

Sebastian Hornik von Sony Music schwärmt, der Vorteil gegenüber Downloads sei, „dass Künstler und wir kontinuierlich Geld verdienen und nicht nur einmal“.

Die Musik-Labels verdienen auf zwei Wegen. Sie erhalten zwischen 0,15 und einem Cent pro gestreamtem Song, außerdem führt Spotify 60 Prozent seiner Werbeeinnahmen an sie ab.

Noch sind die Erlöse überschaubar. Von einer Zusammenarbeit hat das junge Unternehmen die Konzerne überzeugt, indem es sie vor fünf Jahren kurzerhand an der Firma beteiligte. Allein die großen Labels wie Sony, Warner oder Universal erhielten damals insgesamt 18 Prozent. „Kein Wunder, dass sie Spotify toll finden“, amüsiert sich der Musikproduzent und frühere deutsche Universal-Chef Tim Renner.

Dass Streaming dem Download-Geschäft schaden könnte und damit langfristig der Musikbranche, schließt Spotify-Geschäftsführer Zilch aus: „Bislang haben wir niemanden kannibalisiert – außer der Musikpiraterie. Viele Menschen wollen den Song immer noch besitzen.“

Als Beleg führt er an, dass der aktuell weltweit am häufigsten gestreamte Musiker Justin Timberlake auch der mit den meisten Downloads sei. Ähnlich verhalte es sich mit der deutschen Nummer eins, dem Rapper Cro.

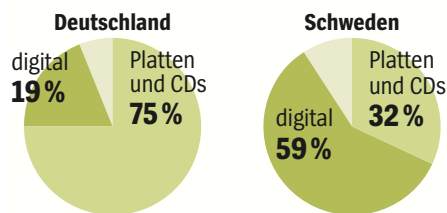
Überhaupt verstehe Spotify sich nicht nur als Abspielstation, so Zilch. „Wir sind auch die größte Musikempfehlungsmaschine der Welt.“

Er selbst hat den ganzen Tag im Büro das neue Album von James Blake gehört, dem britischen Wunderknaben mit der wunden Stimme. Natürlich über Spotify. Weil alle, mit denen Zilch online befreundet ist, sein Hörerlebnis mitverfolgen können, sieht er am Abend, wer von ihnen sich anstecken ließ und jetzt auch James



Start	2008
Hauptsitz	Großbritannien
verfügbar in	20 Ländern
Musikangebot	über 20 Mio. Songs
Nutzer	über 24 Mio.
davon zahlende Nutzer	über 6 Mio.

Musikverkäufe 2012



len Netzwerk MySpace gearbeitet hat, übt sich im verbalen Spagat.

Zunächst preist er die Erfolge von Spotify: „Wir sind nach iTunes für die Musikindustrie der wichtigste digitale Umsatzbringer.“ Seit Bestehen habe Spotify weltweit eine halbe Milliarde US-Dollar an Plattenfirmen ausgeschüttet. Dann redet Zilch den eigenen Erfolg klein: „Wir sind ja fast noch ein Nischenprodukt.“

Zu viel dürfe man nun auch nicht erwarten, und zum Vergleich: Den weltweit 24 Millionen Spotify-Nutzern stünden schließlich weit über 400 Millionen iTunes-Kunden gegenüber. Das Kleinreden probt Zilch immer dann, wenn es darum geht, wie wenig ertragreich die durchs Netz strömende Musik noch für viele Künstler ist. Zilch sagt, viele von ihnen könnten sich noch gar nicht vorstellen, „wie

Blake abspielt. „Und was hören Sie zurzeit am liebsten?“, fragt er. Das neue Album von David Bowie? Ein Klick, da ist es. Unaufgefordert schiebt sich noch eine Platte von Lou Reed ins Bild mit dem freundlichen Hinweis, die könnte einem vielleicht ebenso gefallen.

Trifft das zu, klickt man auf den nach oben gerichteten Daumen, andernfalls auf den gesenkten. Dann trollt sich Lou Reed und macht Platz für Blondie. Diese Vorschlagsfunktion soll im Mai freigeschaltet werden. Durch sie wird Spotify seine Kunden immer besser kennenlernen – und zugleich die Plattenfirmen mit noch genaueren Daten über die Konsumenten versorgen. Anonymisiert, aber detailliert.

Schon jetzt erfahren die Künstler dank Spotify, ob ihre Fans sie lieber montags früh hören oder samstags nachts und wie alt und welchen Geschlechts sie sind. Das Wissen, in welcher Region man am beliebtesten ist, kann beim Erstellen der Tourpläne von Nutzen sein.

Manche Bands erleben dabei solche Überraschungen wie Wilhelm Tell Me aus Hamburg. 60 Prozent aller, die auf Spotify ihren neuesten, im Februar erschienenen Song hören, leben in den USA. Eine Erklärung haben die Musiker nicht, doch nun planen sie fürs kommende Jahr tatsächlich eine kleine Amerika-Tour. Wenn sie gegenüber einem Veranstalter belegen können, dass sie in seiner Stadt 100 oder 200 Fans haben, sei der vielleicht von einem Konzert zu überzeugen. So zumindest erhoffen sie es sich.

Wilhelm Tell Me geben keine Alben mehr heraus, sondern stellen eine Single zum Downloaden ins Netz, sobald sie fertig ist, also alle paar Wochen eine. Bereits drei Tage zuvor ist sie auf Spotify verfügbar. Ihr jüngster Song sei bis zu 4000-mal am Tag gestreamt worden, sagt Bassist und Manager Matthias Kranz. Angeblich verdient die Band mit Streaming bereits mehr als mit Downloads oder CDs.

Manche Musiker stellen sich in den Dienst von Spotify, etwa der Rapper Das Bo, der im Auftrag von Coca-Cola die Nutzer dazu aufruft, Listen mit Lieblingssongs für den Urlaub zu erstellen. Andere sind zögerlich wie die britische Band Coldplay und geben ein Album erst nach geraumer Zeit zum Streamen frei. Wieder andere verweigern sich dem Geschäftsmodell komplett.

Das Gesamtwerk von Pink Floyd oder Led Zeppelin etwa fehlt und auch das manch deutscher Band. Die bislang strömungsresistenten Ärzte haben vor kurzem testweise zwei Songs auf Spotify gestellt und beobachten, was passiert. Die Toten Hosen dagegen halten sich fern. Ihr Management teilt mit, solch eine „Grundsatzentscheidung“ bedürfe einiger „Diskussion und Analyse“. Dafür sei in jüngster Zeit schlicht keine Zeit gewesen.

ALEXANDER KÜHN, MARTIN U. MÜLLER



„DSDS“-Juror Bohlen: Sehr ernste Gespräche mit den Partnern

TV-SENDER

Schaltet! Nicht! Ab!

Fast alle großen RTL-Shows verlieren an Zugkraft – zur denkbar schlechtesten Zeit, denn der Eigentümer des Kanals, der Medienkonzern Bertelsmann, will an der Börse Kasse machen.

Wenn die Verantwortlichen von RTL eines Tages feststellen, dass „Deutschland sucht den Superstar“ („DSDS“) nicht mehr zu retten ist, werden sie sich zumindest nicht vorwerfen müssen, an Feuerwerk gespart zu haben. Jeden Samstag eröffnet der Sender sein Hauptabendprogramm mit einer Leistungsschau der pyrotechnischen Unterhaltungsindustrie. Auf die unsubtile Art, die dem Sender und dieser Casting-Show zu eigen ist, scheint jede einzelne Explosion an die Zuschauer zu appellieren: Schaltet! Nicht! Ab! Das wird ganz groß! Hier wird an nichts gespart! Bleibt!

Es hat alles nichts geholfen. Die erste Motto-Show sahen 3,7 Millionen Zuschauer – vor zwei Jahren waren es noch mehr als doppelt so viele. Die Quoten bewegen sich immer noch auf einem Niveau, um das die anderen Sender RTL beneiden. Aber sie bewegen sich nach unten, anscheinend unaufhaltsam.

Und es ist nicht nur „DSDS“. Das Programm von RTL ist voll von Erfolgssendungen, die ihre beste Zeit hinter sich haben: „Wer wird Millionär?“, „Rach, der Restauranttester“, „Raus aus den Schulen“, „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, „Das Supertalent“. Nur die Dschungelshow „Ich bin ein Star – Holt mich hier raus“ widersteht dem Trend bislang.

Gerade mal 11,2 Prozent Marktanteil erreichte RTL im März, ein Minus von 2,2 Prozentpunkten zum Vorjahr; bei den jüngeren Zuschauern ist der Abstieg noch rasanter. Als ZDF-Intendant Thomas Bellut neulich beschuldigt wurde, zu sehr auf hohe Quoten zu achten, rechtfertigte er den Erfolg seines Senders mit den Worten, man sei bloß „aus Versehen“ Marktführer

geworden, weil die Kölner so schwach seien. Das sind Punkten, die RTL ungern dem Zweiten schenkt.

Der Privatsender verweist schon seit einiger Zeit darauf, mit welchem Schwung der Rundfunkempfang gerade digitalisiert wird und wie sehr kleine und kleinste Sender auf Kosten der großen davon profitieren. Das stimmt, erklärt aber nicht, warum der Sender so überproportional leidet. Rückwirkend werden auch die Boomjahre zu einer Anomalie verklärt, der Abrutsch wird zur Rückkehr auf Normalniveau umgedeutet. Das ändert nichts daran, dass der Sender im ersten Quartal 2013 fast neun Prozent weniger Werbeerlöse verbuchen konnte als im Vorjahr. Und es ist kein guter Zeitpunkt für eine solche Talfahrt: Mutterkonzern Bertelsmann will spätestens im Sommer ein größeres Aktienpaket der RTL Group an die Börse bringen.

Was bleibt, ist die Tatsache, dass sich gerade viele Formate gleichzeitig dem Ende ihres natürlichen Lebenszyklus nähern. RTL ist schlecht darauf vorbereitet. Der Sender hat unbestreitbar großes Talent darin, internationale Erfolgsformate gut für den deutschen Markt zu adaptieren und ihre Lebensdauer mit fortlaufenden behutsamen Änderungen auszudehnen. Verlernt hat er darüber weitgehend, was ihn ursprünglich groß gemacht hat: neue eigene Sendungen zu entwickeln und sie auch auszuprobieren.

23 Hauptabendtermine füllt RTL mit der aktuellen Staffel „Deutschland sucht den Superstar“; 14 Ausgaben lang haben sie zuletzt „Das Supertalent“ gesucht. Allein mit diesen beiden Sendungen deckt RTL mehr als einen Halbjahresbedarf an Sams-

tagabendshows. Es ist ein Sendertraum – solange die Leute das sehen wollen.

So groß das Glück war, so groß ist nun die Not. Die Zuschauer verlieren das Interesse. Irgendwann haben sie einfach oft genug gesehen, wie ein grundlos hoffnungsfroher junger Mensch vor Dieter Bohlen vorsingt.

„Ich glaube überhaupt nicht, dass sich die Idee der Casting-Shows, die ‚15 Minuten Ruhm‘, erschöpft hat“, sagt RTL-Unterhaltungschef Tom Sängers. Aber er räumt ein: „Aufgrund des Lebenszyklus des Formates reicht es nach zehn Jahren nicht mehr, an kleinen Rädchen zu drehen. Wir müssen drastischer sein, am großen Rad drehen.“ Die Casting-Show brauche in Zukunft einen neuen Ablauf: Das einfache Prinzip „Auftritt, Anruf, Abschied“, bei dem jede Woche jemand rausfliegt, habe sich überlebt.

Er spricht sogar von „Reaktanz“, einem Überdruß, den die bekannten Formen nach der Schwemme von Casting-Shows bei Zuschauern auslösen – scheint damit aber leider nicht die Allgegenwart von Dieter Bohlen zu meinen.

Schon wieder ruft der Sender auf zur Bewerbung für eine neue Staffel „DSDS“, aber wie die aussehen wird, ist angeblich noch völlig offen: Sängers will prüfen, was für Änderungen innerhalb des internationalen Formats möglich seien, und er schließt nicht aus, dass es am Ende eine ganz neue Dramaturgie oder sogar ein neues Format werden könnte. „Ich bin kein Alarmist, aber wir führen sehr ernste Gespräche mit allen Partnern.“

Auch „Das Supertalent“ soll überarbeitet werden, stärkeren Casting-Charakter bekommen, die Kandidaten mehr in den Mittelpunkt stellen und auf einheimische statt auf internationale Künstler setzen.

Im Februar und März hat RTL schon drei neue Game-Shows getestet, für die nächsten Monate verspricht Sängers eine „Entwicklungsoffensive“: RTL investiert im kommenden Sommer und Herbst so viel in Ideen wie lange nicht.

Er gibt sich Mühe, nicht den Eindruck von Hektik oder Verzweiflung zu machen: „Die Lage ist nicht dramatisch. Aber die Lernkurve muss wieder steiler werden. Wir müssen mutiger, risikofreudiger, schneller werden.“

Das würden viele Produzenten unterschreiben. Sie klagen, dass der Sender sehr ängstlich und langsam geworden sei. Manche zweifeln, dass im Haus die Notwendigkeit radikaler Änderungen wirklich schon erkannt sei. Vielleicht fehlen auch die Leute, die sich jenseits der täglichen Routine um Neues kümmern können. Den Mitarbeiter für strategische Programmentwicklung hat RTL vor Jahren abgeschafft – der macht das nun für ProSiebenSat.1.

Die Hoffnungen ruhen nun auf dem neuen Geschäftsführer Frank Hoffmann, der vor zwei Monaten von Vox kam. Er gilt nicht unbedingt als leidenschaftlicher Kreativer, aber immerhin als entschlossener Strategist. Er will sich im Moment noch nicht zu seinen Plänen äußern.

Was dem Sender fehlt, ist Relevanz. Die Welle der Coaching-Sendungen, die im Gefolge der „Super Nanny“ ins Programm schwappten, plätschert auch ihrem Ende entgegen – dass RTL auf diesem Platz versuchte, mit merkwürdigen importierten Reihen wie „7 Tage Sex“ und „Die Zuschauer“ zu punkten, spricht nicht gerade für ein gutes Gefühl der Verantwortlichen.

Doch darauf ist der Sender bei der Suche nach Ersatz für auslaufende Erfolgsformate angewiesen. Aus dem internationalen Markt gibt es derzeit weder ein Nachfolgeformat für die Casting-Shows (den jüngsten Erfolg, „The Voice“, hat RTL der Konkurrenz ProSiebenSat.1 überlassen) noch vielversprechende Serien.

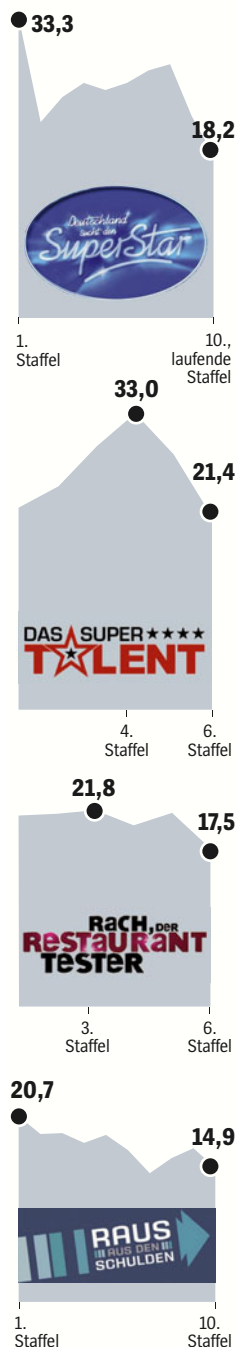
Zum Versuch, neue Hits zu finden, gehört das Prinzip von Versuch und Irrtum. Die Liste der Irrtümer ist im Serienbereich schon eindrucksvoll: „Die Draufgänger“, „Countdown“, „World Express“, „Lasko“, „Transporter“, „Turbo & Tacho“, „IK1“. Immerhin läuft „Alarm für Cobra 11“ auch im 18. Jahr noch mit ordentlichen Quoten – die Gesetze der Sendungsmortalität gelten hier offenbar so wenig wie die der Logik und Physik.

„Erfolgreiches Fernsehen besteht aus einer Mischung aus Regelmäßigkeit und Überraschung. Unsere Stärke ist die Verlässlichkeit“, sagt Tom Sängers. „Die Gefahr ist, dass sie zur Erwartbarkeit wird.“ Das mit der Überraschung muss RTL erst wieder lernen.

STEFAN NIGGEMEIER

Bröckelnde Hits

Marktanteile bei den 14- bis 59-Jährigen, in Prozent



Der digitale SPIEGEL

Jetzt auch für

Windows 8



In dieser Ausgabe:

Armes Deutschland –

Interaktive Grafik zur Vermögensverteilung in unserem Land

In Lebensgefahr –

Video über die Helfer der deutschen Soldaten in Afghanistan

Der Alte –

Video über den Boxer Andreas Sidon

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon ab Sonntag 8 Uhr!

www.spiegel.de/digital



Einfach scannen und Testangebot sichern – Nutzen Sie dafür unsere App **DER SPIEGEL** mit integriertem QR-Code-Scanner

DER SPIEGEL

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.), Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Christiane Hoffmann (stellv.), René Pfister (stellv.), *Redaktion Politik:* Dr. Melanie Amann, Ralf Beste, Horand Knap, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Trautetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weizierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlinghaus, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darmstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klavitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Daniel Steinwirth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samira Shafy, Frank Thaddeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Dietz, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Dr. Stefan Willeke, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbek Kneip, Djalila Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stork, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hake, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radzi, Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lügen (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Huneckuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Renner Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlottnerbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Lina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Dötting, Susanne Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Fabian Eschköter, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuise, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalzenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLDG spiegel.de@spiegelblog

TWITTER @derspiegel

FACEBOOK [facebook.com/derspiegel](https://www.facebook.com/derspiegel)

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smoltezyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45,

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P.O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Tel. (002721) 426191

LONDON Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FF, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NEU DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 227583, Fax 30265258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P.O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583; Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

Warschau P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussak, Jessica Kensiaki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cordelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Olmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szim, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2013

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden / Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffé



MIX
Papier
FSC® C020233

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com

Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

Nachbestellungen

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel-versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn

www.spiegel-antiquariat.de

Telefon: (0228) 9296984

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: zwölf Monate € 234,00

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 262,60

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60

Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070,

www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,00 pro Ausgabe

☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung. Eilboten Zustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung

über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter:

www.spiegel.de/widerrufsrecht

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP13-001

SD13-006

SD13-008 (Upgrade)

Jetzt Prämie sichern!

Lieferungspässe möglich



iPad mini (16 GB) Wi-Fi oder Wi-Fi + Cellular – ohne Vertrag

Mit 7,9"-Touchscreen. Schnelles Internet über Wi-Fi und wahlweise Cellular. In Weiß oder Schwarz erhältlich. Maße (B x H x T): ca. 134,7 x 200 x 7,2 mm.

iPad mini Wi-Fi, Zuzahlung: nur € 199,-

iPad mini Wi-Fi + Cellular, Zuzahlung: nur € 359,-



Geldprämie € 80,-

Für jeden neuen Leser überweisen wir € 80,- auf Ihr Konto!

DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 90,-

Deutschlandweit bei über 7300 Tankstellen einlösbar.



TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation

Großes transflektives 3,2"-Display, integrierter Tripcomputer inkl. GPS-Kompass, individuelle Streckenwahl, profilabhängiges Routing u. v. m.

Ohne Zuzahlung



Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Wunschprämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Digitalen SPIEGEL mitbestellen:



Jetzt auch für Windows 8

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

- ▶ Schon sonntags ab 8 Uhr
- ▶ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ▶ Einfach kostenlose App DER SPIEGEL installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- ▶ Optimierte für Windows 8, Android, iPad, iPhone, Kindle, BlackBerry 10 sowie für PC/Mac

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Frau ☐ Herr **Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:**

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen.** SD13-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ **Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informieren.**

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

SP13-121

iPad mini Wi-Fi, Zuzahlung: € 199,-

☐ Weiß (4400) ☐ Schwarz (4399)

iPad mini Wi-Fi + Cellular, Zuzahlung: € 359,-

☐ Weiß (4402) ☐ Schwarz (4401)

☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 90,- (3145)

☐ TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation (4227)

☐ Geldprämie € 80,- (2808) Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ

Konto-Nr.

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug.

DER SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-

Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

1 9

Geburtsdatum

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geldinstitut, Ort

MONTAG, 15. 4., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

SPiegel TV REPORTAGE
Eine Nacht in der Davidwache

Im Vorraum von Deutschlands berühmtester Polizeiwache sammeln sich im Verlauf der Nacht all jene, denen Unglück widerfahren ist: Teenager, deren iPhone im Getümmel abhanden kam, Herren mittleren Alters, die von Prostituierten ausgenommen wurden, Jungs mit blutigen Nasen, die zur falschen Zeit am falschen Ort waren. Am Tresen erzählen sie ihre Geschichten. SPIEGEL-TV-Autorin Beate Schwarz hat zugehört.

SONNTAG, 21. 4., 22.35 – 23.20 UHR | RTL

SPiegel TV MAGAZIN

Der NSU-Komplex – Beate Zschäpe vor dem Münchner Oberlandesgericht;



Querschnittsgelähmte

Klimakiller-Comeback – Die Braunkohle-Connection aus Politik und Industrie;
Der Traum vom Gehen – Neue Therapien für Querschnittsgelähmte

SAMSTAG, 20. 4., 21.55 – 23.55 UHR | VOX

DIE SAMSTAGSDOKUMENTATION
Baustelle Rücken – was hilft, was schadet?

Rückenschmerzen, fast jeder kann bei diesem Thema mitreden – schließlich haben rund 80 Prozent der Bevölkerung im Laufe ihres Lebens entsprechende Beschwerden. Unter der Krankheit leidet auch die Volkswirtschaft: Auf fast 50 Milliarden Euro werden die jährlichen Kosten für Medikamente, Ärzte, Reha-Maßnahmen, Krankenstand und Frühverrentung geschätzt. SPIEGEL TV begleitet Patienten mit akuten und chronischen Schmerzen bei einer Langzeittherapie, zeigt Möglichkeiten und Grenzen moderner Medizin und gibt Tipps rund um die Baustelle „Rücken“.

GESTORBEN

Ottmar Schreiner, 67. In frühen Jahren galt der SPD-Politiker als linker Pragmatiker, später als Beton-Sozi, und das, obwohl er seine Position kaum verändert hatte. „Bin ich jetzt gerade in oder out?“, fragte er bisweilen. Für den ausgebildeten Fallschirmjäger, der später Jura studierte, war Gerechtigkeit der Maßstab schlechthin. Der Katholik sah darin einen Wert, der nicht dem Zeitgeist unterliegen dürfe. Als Student vermochte Schreiner zwar ganze Hörsäle für seine Ansichten zu begeistern, aber der Saarländer war kein Netzwerker. Zweimal wollte er in den siebziger Jahren Jus-Bundeschef werden, zweimal scheiterte er – ausgerechnet an Gerhard Schröder. Das Verhältnis blieb frostig. Schröder wurde Kanzler und drängte Schreiner nach zehn Monaten als Bundesgeschäftsführer der Partei aus dem Amt. Schreiner seinerseits war einer der Frontkämpfer gegen Schröders Reform-Agenda 2010. Bei seinem letzten großen Auftritt auf dem Parteitag Ende 2011 sprach sich Schreiner vehement gegen die Absenkung des Rentenniveaus aus. Ottmar Schreiner starb am 6. April in Saarlouis an Krebs.



STEFAN HUSCH / TERZI

Robert Edwards, 87. Zusammen mit dem Gynäkologen Patrick Steptoe glückte dem britischen Biologen 1978 die künstliche Befruchtung: Mit der Geburt von Louise Joy Brown wurde er zum „Vater“ des ersten Babys aus dem Reagenzglas. Neun Jahre lang hatten die Browns vergebens versucht, Eltern zu werden. Edwards und seinem Kollegen gelang es nach vielen Rückschlägen, eine Eizelle der Frau außerhalb des Körpers mit dem Samen ihres Mannes zu befruchten und wieder einzusetzen. Die In-vitro-Fertilisation brachte dem Pionier der Reproduktionsmedizin auch viel Kritik: Die Kirche sah darin ein „Werk des Teufels“, der Staat strich dem Mediziner zeitweise die Fördergelder. 2010 erhielt Edwards, der bis 1989 an der University of Cambridge lehrte, den Nobelpreis – Jahrzehnte zu spät, wie viele damals meinten. Robert Edwards starb am 10. April in der Nähe von Cambridge.



MATT DUNHAM / AP / DPA

José Luis Sampedro, 96. Er war davon überzeugt, dass bald eine Rückbesinnung auf grundlegende Werte erfolgen werde, da Reichtum nicht mehr als Lebensziel taugte. Sampedro war das Idol der spanischen „Empörten“, die ein Ende des uferlosen Finanzkapitalismus herbeisehnen. Der in Barcelona geborene Ökonom und Schriftsteller („Das etruskische Lächeln“, „Der Gesang der Sirene“) hatte im Bürgerkrieg auf Seiten der Republikaner gekämpft, bevor er zur Franco-Seite wechselte. Nach dem Niedergang der Diktatur half er mit, die Demokratie in seinem Land aufzubauen. In seinen letzten Jahren wurde er zum scharfen Kritiker der sozialen und moralischen Entwicklung in der westlichen Welt. José Luis Sampedro starb am 8. April in Madrid.

Lilly Pulitzer, 81. Die Erfolgsstory des von ihr kreierten Kleides – ärmellos, mit Blumenmuster und frischen Sommerfarben – gehört zu den am häufigsten weitererzählten Geschichten in der Modewelt. Nachdem Lilly in den Zeitungsclan der Pulitzer hineingeheiratet hatte, geriet sie nach neun Ehejahren in eine persönliche Krise, der Arzt empfahl ein Hobby. Sie eröffnete daraufhin einen Obststand in Palm Beach. Um Saftflecken an ihrer Kleidung besser verdecken zu können, entwarf sie „The Lilly“.



HULTON ARCHIVE / CONTOUR / GETTY IMAGES

Die Kreation feierte ihren Durchbruch als Modemarke und Millionenseller, nachdem die Präsidentengattin Jackie Kennedy das Kleid getragen und en vogue gemacht hatte. Lilly Pulitzer starb am 7. April in Palm Beach, Florida.

Michail Bektow, 55. Nichts war sowjetisch an diesem Journalisten, allenfalls der Name seiner Lokalzeitung, die er mit eigenem Geld finanzierte: „Prawda“, übersetzt „die Wahrheit“. Der Kampf um die Zeitung für Chimki – einen Ort an der Stadtgrenze von Moskau – und sein Eintreten für Bürgerrechte haben Bektow Gesundheit und Leben gekostet. In seinem Blatt hatte er gegen den Bau einer Autobahn durch einen Wald bei Moskau angeschrieben. Als er den Rücktritt der korrupten Stadtregierung von Chimki forderte, die den Bau unterstützte, wurde 2008 erst das Auto des Oppositionellen in die Luft gesprengt, dann schlugen ihn Unbekannte brutal zusammen. Bektow konnte fortan nicht mehr sprechen und saß im Rollstuhl. Ein Bein und drei Finger mussten amputiert werden. Michail Bektow starb am 8. April in Chimki an den Spätfolgen des Attentats.

Das 3-in-1-Angebot für Studenten!

12x den SPIEGEL + digitaler SPIEGEL + Wunschgeschenk



B&F - Borken

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60%
gespart!

Alle Vorteile im Überblick:

- ☒ 12x den SPIEGEL lesen und über 60 % sparen
- ☒ Inklusive 12x den digitalen SPIEGEL
- ☒ Wunschgeschenk sichern
- ☒ UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL frei Haus

BestChoice-Universalgutschein € 10,-

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 10,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl.
Art.-Nr. 4508



Lieferung ohne iPod

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/shuffle! Mit Auto-scan-Radio, Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (BxHxT): ca. 18,5x4,8x4,8 cm.
Art.-Nr. 2622

Direkt anrufen oder online bestellen:



Telefon 040 3007-2700

Bitte Aktionsnummer angeben: SP13-064



www.spiegel.de/student16



DAVID CHANCELLOR / INSTITUTE

Henning Scherf, 74, Bremer Altbürgermeister, hat bis ans Ende seiner Tage vorgesorgt. Seit Jahren lebt er mit seiner Ehefrau und sechs Freunden in einem behindertengerechten Altbau – mit der Verabredung, sich später gegenseitig zu pflegen. Jetzt haben die Hausgenossen auch den Fall geregelt, dass sie allesamt bettlägerig werden. Dann wird das Haus „mit Inhalt“ (Scherf) eine Art Filiale der Bremer Heimstiftung (BHS); deren Pflegekräfte übernehmen dann im Schichtdienst die Betreuung. Bisher betreibt die Stiftung nur in ihren eigenen Räumen Pflege-WGs. Dass eine schon vorhandene Gemeinschaft unter das Dach eines Altenheimbetreibers schlüpft, ist aus Sicht von BHS-Chef Alexander Künzel bundesweit einmalig. Die Bewohner behalten dabei das Haus und bezahlen die Rund-um-die-Uhr-Pflege – je nach Aufwand mit 5000 bis 20000 Euro im Monat.

Philipp Rösler, 40, Bundesminister für Wirtschaft, durfte vergangenen Donnerstag bei seinem Besuch in Ankara einen großen Bus voller Journalisten und Wirtschaftsvertreter übers Werkgelände des Nutzfahrzeugherstellers MAN chauffieren. Zunächst waren die Passagiere etwas ängstlich. Galgenhumor machte sich breit, man sitze jetzt wohl im „Philippmobil“ – eine Anspielung auf das Wahlkampfgefahr der FDP aus dem Jahr 2002: das „Guidomobil“, benannt nach dem damaligen Spitzenkandidaten Westerwelle. Rösler ließ sich nicht irritieren und steuerte seine Fahrgäste sicher ans Ziel. Später beschwichtigte er sie: Einen Bus-Führerschein habe er zwar nicht gemacht, dafür aber einen Pilotenschein. Das müsse wohl reichen für eine Runde mit dem Reisebus.

Gentleman im Dschungel

Erst seit seinem 75. Geburtstag hat er die Genehmigung der BBC, Business Class zu fliegen, um zu seinen exotischen Drehorten zu gelangen. Aber Sir **David Attenborough**, 86, britischer Naturforscher und eine Art nationales Heiligtum, lehnt Sonderbehandlungen ohnehin ab. Der Tierfilmer, dessen BBC-Dokumentationen Generationen von Engländern die Wildnis und ihre Bewohner nahegebracht haben, hilft beim Tragen der Ausrüstung, pflegt ein kollegiales Verhältnis zu allen Teammitgliedern, inklusive der Fahrer, und isst, was ihm vorgesetzt wird. Einem Journalisten, der den Grandseigneur des Dschungels auf dessen letzter Produktion in Afrika begleitete, sagte er: „Berühmtheit ist mir ein Gräuel.“ Stattdessen legt Attenborough großen Wert auf Professionalität. Vor der Kamera vermeide er, Emotionen für die Tiere, deren Leben und Sterben er beobachtet und kommentiert, zu zeigen. Dabei habe er sehr wohl schon heimlich eine Träne zerdrückt, wenn vor seinen Augen eine kleine Antilope gerissen wurde, gestand er. Ein blindes Nashorn-Baby brachte ihn zwar nicht zum Weinen, zwang ihn aber auf die Knie: Der alte Herr produzierte Nashorn-Laute, um das Jungtier zu beruhigen.

Der Luxus-Baumeister

Seit er 2008 im Oscar-prämierten Film „The Hurt Locker“ einen Bombenräumer spielte, gilt **Jeremy Renner**, 42, als Idealbesetzung, wenn Hollywood einen harten Kerl sucht. Vorläufiger Höhepunkt seiner Karriere war die Hauptrolle im Thriller „Das Bourne Vermächtnis“. Weniger bekannt ist, dass Renner einem Nebenjob nachgeht, der noch lukrativer sein kann als die Schauspielerei: Er zockt mit Immobilien. In den vergangenen zwölf Jahren haben Renner und sein Geschäftspartner Kristoffer Winters, hauptberuflich ebenfalls Schauspieler, mehr als 20 Häuser im Großraum Los Angeles gekauft, renoviert



LUCAS JACKSON / REUTERS

und wieder verkauft – immer mit Gewinn. Winters sagt, sein Kollege sei „wie Bob der Baumeister“, jene Animationsfigur, die alles repariert. Das jüngste Angebot des Duos ist eine Villa im exklusiven Stadtteil Holmby Hills in der Nähe des Sunset Boulevard: mehr als 900 Quadratmeter Wohnfläche, sechs Schlafzimmer, elf Bäder, Pool, Spa, Möbel im Art-déco-Stil; früher lebte Frank Sinatra in der Nachbarschaft, heute „Playboy“-Gründer Hugh Hefner. „Ein Lebensstil, den nur wenige erreichen können“, wirbt der Makler. Tatsächlich zielt das Angebot offenbar vor allem auf andere Hollywood-Stars: Der Kaufpreis für das Anwesen beträgt 24,95 Millionen Dollar.



Pragmatische Pläne

Eine Ehrung ist eine schöne, aber nicht immer eine ästhetische Sache. Der ideelle Wert ist hoch, der praktische Nutzen in der Regel gering.

Kate Bush, 54, britische Musikerin, sieht das offenbar anders. Vergangenen Mittwoch wurde ihr, neben einer Reihe von Olympia-Gold-Gewinnern, ein Orden verliehen, der zu ihrem neuen Rang als „Commander of the Most Excellent Order of the British Empire“ gehört. Die Queen überreichte der international anerkannten Künstlerin die Auszeichnung auf Schloss Windsor für ihre musikalischen Verdienste. Bush sagte später, sie sei „außer sich vor Freude“ und fügte hinzu: „Nun habe ich etwas Besonderes, um damit den Weihnachtsbaum zu schmücken.“



LEWIS WHYLD / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Überlebenskünstlerin

In den vergangenen Jahren inszenierte sie sich immer mehr als Gesamtkunstwerk. Nun stellt **Courtney Love**, 48, im Lyman Allyn Art Museum in New London in Connecticut Porträts aus. Die Bilder lassen auf den ersten Blick einen eher unbeholfenen Strich erkennen. Aber ist das bei dieser Biografie wirklich entscheidend? Courtney Love überlebte den Hass, der ihr nach dem Selbstmord ihres Mannes Kurt Cobain im Jahr 1994 entgegenschlug, sie überlebte jede Menge Drogen, missglückte Schönheitsoperationen und Karriereabstürze. Sie versuchte sich als Schauspielerin und als Model und, unterstützt von dem Fotografen David LaChapelle, eben auch als

Zeichnerin und Malerin. Letztlich ging es in Courtney Loves öffentlichem Leben immer ums Überleben. Eines ihrer Selbstporträts zeigt sie mit blutigen Tränen, die ihr übers Gesicht laufen.



COURTNEY LOVE / LYMAN ALLYN ART MUSEUM

Tochter, Schwester, Sängerin

Schon im Alter von fünf Jahren stand **Lou Doillon**, 30, Tochter von Jane Birkin und dem französischen Regisseur Jacques Doillon, zum ersten Mal vor der Kamera. In dem Agnès-Varda-Film spielte sie gemeinsam mit ihrer Mama – und ihrer Halbschwester Charlotte Gainsbourg. Als Schauspielerin arbeitete sie noch einige Male mit ihrem Vater, auch für die Mutter trat sie vor die Kamera. Die berühmte Familie brachte ihr jedoch kein Glück, sagt sie heute. Ihre Beziehungen zu Männern seien früher alle schrecklich gewesen; mit 19 Jahren bekam sie ein Kind; sie leidet immer

wieder unter Panikattacken. 2006 begann sie, Songs zu schreiben, doch sie glaubte lange, ihre Stimme sei seltsam im Vergleich zu der von Mutter und Schwester. Jetzt wird Doillons Debütalbum, das in Frankreich bereits Bestseller-Status hat, in England erscheinen. Mit ihrer rauchigen Stimme singt sie von Liebeskummer und Einsamkeit, dabei lebt sie heute in einer harmonischen Beziehung. Für die Zukunft kann sich Doillon alles Mögliche vorstellen, noch ein Kind, einen neuen Film, aber vor allem mehr Abstand zur Verwandtschaft: „Ich liebe sie, aber ich will im Moment mit niemandem von meiner Familie noch mal zusammenarbeiten“, sagt sie.

Hohlspiegel

Aus der „Deutsch-Chinesischen Allgemeinen Zeitung“: Chinesische Photovoltaik-Anlagen werden nicht nur von China importiert, sondern auch dort hergestellt.“

Die neue Straßenverkehrsordnung

Ohne Geschlecht durch den Verkehr

Aus der „Neuen Westfälischen“

Aus dem „Allgemeinen Anzeiger Jena“: „Um den Wasserverbrauch des Seniors zu senken, wird dem 68-Jährigen ein neuer Duschsparkopf eingebaut.“

Das Verfahren bringt die Ex-Verlobte ins Rollen.

Aus der „Stuttgarter Zeitung“

Aus dem „Offenburger Tageblatt“: „Dass die Vergewaltigung von Friesenheim vor zehn Jahren gelungen ist, ist der Spurensicherung zu verdanken.“

Aus dem „Mindener Tageblatt“: „Selbst die Frage, wer wie viel Hinterzimmerpolitik betreibt, kam bei diesem Tagesordnungspunkt aufs Trapez.“

Übergrößen-Model aus dem AK-Land steht kurz vor dem Durchbruch

Aus der „Rhein-Zeitung“

Überschrift aus der „Badischen Zeitung“: „BZ-Interview mit dem Antiatomkraftgegner Wolfgang Ehmke“

Telefonzellen der Telekom liegen auf Sterbebett

Aus der „Glocke“

Aus der „Südwest Presse“: „Besonders verdächtig mutet an, dass im gleichen Hospital 1982 der christdemokratische Expräsident und Diktaturkritiker Eduardo Frei starb. Dessen Kadaver wurde 2009 exhumiert.“

„Die Kuh lief, ohne sich um den Verletzten zu kümmern, weg.“

Kölner Stadt-Anzeiger



160 Seiten · € 7,99 [D]
ISBN 978-3-453-60259-5
Leseprobe unter www.heyne.de

HohlSPIEGEL – das sind kuriose Fundstücke sprachlicher Entgleisungen aus Zeitungsberichten, Gebrauchsanweisungen, Annoncen. Da versichert eine Klinik, dass hier „Ihr Gesäß in guten Händen“ ist. Ein Hersteller verspricht, dass „auf Wunsch die Taschen zusammen mit dem Kunden verarbeitet“ werden.

Dieses Buch versammelt die schönsten Ausrutscher der letzten Jahre.

SPIEGEL
BUCHVERLAG

HEYNE <

Rückspiegel

Zitat

Die „Süddeutsche Zeitung“ im „Streiflicht“ über die Ablösung der SPIEGEL-Chefredaktion:

Eine plumpe Intrige ist für die Zuschauer viel besser als eine raffinierte, ausgeklügelte Kabale. Wenn etwas Spektakuläres geschieht, und man versteht nicht, wie es passiert ist, macht das weniger Spaß, als wenn man die üble Nachrede noch riecht und Blut oder andere Sekrete an den Klamotten der Denunzianten kleben sieht. Diese Gesetzmäßigkeiten kannte schon Shakespeare, und natürlich kennt man sie auch beim SPIEGEL. Die Welt, so lautet das eherne SPIEGEL-Gesetz, muss als Geschichte erzählt werden ... Jedenfalls muss man als Zuschauer den SPIEGEL-Leuten gerade sehr dankbar sein, weil sie, die In-Geschichten-Denker, genau wissen, was sie der Republik schuldig sind, wenn es wieder mal im eigenen Hause kracht: Durchstechereien, Dilettantismus, schrille Forderungen, wild rudernde Geschäftsführer, reiche Erben, Chaos zum Kopfschütteln. Von niemandem, nicht einmal von Richard Nixon, wurde die wirklich hohe Kunst der selbstbeschädigenden Intrige so perfekt ausgeübt wie von Redaktion und Verlag des SPIEGEL, vor allem, wenn es um den Sturz einer Chefredaktion geht. Nun ist der Alltag eines Chefredakteurs zwischen zahlenverstrahlten Geschäftsführern und nostalgischen Redaktionsbesserwissern prinzipiell ungefähr so vernünftig wie 14 Tage zu dritt auf einem Segelboot mit Ferdinand Piëch und Ahmadinedschad. Dennoch kennen gerade die Hamburger Magazin-Machiavellisten neben der Überweisung der jährlichen Gewinnbeteiligung kaum ein größeres Lustgefühl als die scheppernde Ablösung einer Chefredaktion. In diesen Tagen haben sie das wieder hingekriegt.

Ehrungen

Bei den New York Festivals sind drei Produktionen von SPIEGEL TV ausgezeichnet worden. In der Kategorie „Dokumentarfilm“ gewann die Produktion „Vom Traum zum Terror – München 72“ (im Auftrag von NDR, WDR, Servus TV und dem israelischen Fernsehen) der Autoren Marc Brasse und Florian Huber die Silver World Medal. Der Film „Notlandung in den Alpen“ von Marc Brasse, Cristina Karrer und Patricia Wagner (im Auftrag von ZDF, Schweizer Fernsehen SF 1 und Smithsonian Channel, USA) wurde mit der Bronze World Medal geehrt. In der Kategorie „Special Report“ erhielt Anna Sadovnikova die Silver World Medal für ihren Film „Roofing“, der im SPIEGEL TV MAGAZIN (RTL) gesendet wurde.

EINS STEHT FEST: ALNO.



Was immer Sie für Ihr Zuhause planen: Eine Entscheidung ist von vornherein klar. Denn mit einer exklusiven Küche von ALNO sichern Sie sich das gute Gefühl der richtigen Wahl, noch bevor der erste Stein gesetzt ist. Höchste Qualität, preisgekröntes Design und sinnvolle Innovationen machen jede ALNO zu einem unvergleichlichen Produkt, dem man unsere ganze Erfahrung aus 85 Jahren anmerkt. Entdecken Sie die ALNOFINE in tiefblauem Mattlack kombiniert mit hochglänzendem Glas und viele weitere Küchen bei Ihrem Fachhändler oder auf alno.de

ALNO

Was für eine Küche.



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Classique Hora Mundi - 5717

Die Classique Hora Mundi lädt auf ihrem fein von Hand guillochierten und lackierten Zifferblatt zu einer Reise durch die Kontinente und Ozeane ein. Sie ist die erste mechanische Uhr mit augenblicklichem Zeitzonenumwechsel. Dank einem patentierten System wechseln die Anzeigen von Datum und Uhrzeit beim Betätigen des Druckers zwischen zwei vorgewählten Zeitzonen vor und zurück. Wir schreiben die Geschichte fort...

